

2015

band 3, heft 2

www.zeitschrift-suburban.de

sub \ urban

zeitschrift für kritische stadtforschung

gefühlsräume raumgefühle

Gefühlsräume – Raumgefühle

Benno Gammerl, Rainer Herrn

aufsätze

Gefühle in der Friedrichstraße

Joseph Ben Prestel

Mentale Topologie und
affektive Gemeinschaft

Gabriele Dietze

Queere Archive des Ephemeren

Katrin Köppert

debatte

Die Poetik des Raumes

*Stefan Günzel, Thomas Dörfler, und
Jan Hutta kommentieren den Text
von Gaston Bachelard. Replik von
Julia Weber*

magazin

Mächtiger Boden

Marie Luise Birkholz

Orwell Court

Raul Gschrey

Schwindel-Gefühle

Jonas König

rezensionen

Impressum

s u b \ u r b a n . zeitschrift für kritische stadtforschung, 2015, Band 3, Heft 2
ISSN 2197-2567

Redaktion

Kristine Beurskens, Laura Calbet i Elias, Mélina Germes, Nina Gribat, Stefan Höhne, Johanna Hoerning, Jan Hutta, Yuca Meubrink, Boris Michel, Carsten Praum, Nikolai Roskamm, Nina Schuster, Lisa Vollmer

Gastherausgeber_innen

Benno Gammerl und Rainer Herrn

Heftkoordination für diese Ausgabe

Stefan Höhne zusammen mit Johanna Hoerning, Mélina Germes und Boris Michel

Autor_innen dieser Ausgabe

Kristine Beurskens, Marie Louise Birkholz, Gabriele Dietze, Thomas Dörfler, Benno Gammerl, Raul Gschrey, Stefan Günzel, Christian Haid, Rainer Herrn, Jan Hutta, Jonas König, Katrin Köppert, Max Pichl, Joseph Ben Prestel, Julia Weber

Lektorat, Gestaltung, Satz

Sarah Lempp, Leipzig; Joscha N. Barisch, jnb@posteo.de (Lektorat)
Robert Hänsch, robert@seitenmanufaktur.com (Satz, Websatz)
Redaktion (Gestaltung, Websatz)

Titelbild

Originalbild von Marie Louise Birkholz, verändert durch s u b \ u r b a n

Förderung

Diese Ausgabe wurde vom Forschungsbereich Geschichte der Gefühle des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung gefördert.

Rechte

Alle Inhalte der Zeitschrift (d. h. alle Beiträge, die auf der Website von s u b \ u r b a n veröffentlicht sind) stehen unter einer Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz. Diese Lizenz schützt die Werke der Autor_innen und ermöglicht gleichzeitig ihre nichtkommerzielle Verbreitung.

Dies bedeutet, dass die Inhalte vervielfältigt, verbreitet und öffentlich zugänglich gemacht werden dürfen unter den folgenden drei Bedingungen: erstens der Nennung des Namens der Autor_innen und der Zeitschrift s u b \ u r b a n , zweitens unter Ausschluss kommerzieller Nutzung und drittens unter Ausschluss jeglicher Veränderung. In jedem Fall bitten wir bei Weiterverwendung um eine Nachricht an info@zeitschrift-suburban.de.

Verein: Fördermitgliedschaften und Spenden

Die Zeitschrift wird durch sub\urban e.V. getragen. Spenden und Fördermitgliedschaften sind steuerlich absetzbar. Informationen finden sich auf www.zeitschrift-suburban.de.

Kontoverbindung

Kontoinhaberin: sub\urban e.V.
Bank: GLS Bank
IBAN: DE03 4306 0967 1172 9139 00
BIC: GENODEM1GLS

Kontakt

www.zeitschrift-suburban.de – info@zeitschrift-suburban.de

Inhaltsverzeichnis

	Editorial	5
	Einführung: Gefühlsräume – Raumgefühle <i>Benno Gammerl, Rainer Herrn</i>	7
Aufsätze	Gefühle in der Friedrichstraße <i>Joseph Ben Prestel</i>	23
	Mentale Topologie und affektive Gemeinschaft <i>Gabriele Dietze</i>	43
	Queere Archive des Ephemeren <i>Katrin Köppert</i>	67
Debatte	Für einen Vergleich von Bachelard und Lefebvre <i>Stephan Günzel</i>	91
	Der Raum ist der Freund des Seins – Anstoß zu einer neuen Betrachtung des sozialen Raumes <i>Thomas Dörfler</i>	95
	Andere Geborgenheiten: Topophilie jenseits des Authentizitätsdiskurses <i>Jan S. Hutta</i>	109
	Imagination, poetisches Bild und Subjekt <i>Julia Weber</i>	125
Magazin	Mächtiger Boden <i>Marie Luise Birkholz</i>	141
	Orwell Court <i>Raul Gschrey</i>	155
	Schwindel-Gefühle. Die Ökonomisierung von Emotionen und Stadtraum <i>Jonas König</i>	165
Rezensionen	Kritisches Denken aufbereitet <i>Kristine Beurskens</i>	173
	Der juristische Verblendungszusammenhang internationaler Stadtkonzepte <i>Maximilian Pichl</i>	177
	Die informelle Ökonomie des Pfandsammelns <i>Christian Haid</i>	181

Editorial

Liebe Leser_innen,

mit dieser Ausgabe betritt s u b \ u r b a n in mehrerer Hinsicht Neuland. Dies betrifft vor allem den thematischen Fokus des Themenheftes auf die vielfältigen Verschränkungen von Gefühlen und urbanen Räumen. Sowohl die Aufsätze und Magazinbeiträge zu diesen Fragen wie auch die Debatte um die Aktualität von Gaston Bachelards 1957 erschienener *Poetik des Raumes* zeigen, dass dieses in der kritischen Stadtforschung bislang wenig beachtete Themenfeld eine lohnende Perspektive darstellt. Eine Einführung in die Beiträge zu diesem Heft findet sich in der Einleitung „Raumgefühle – Gefühlsräume: Perspektiven auf die Verschränkung von emotionalen Praktiken und Topografien der Moderne“.

Dass dieser Einleitungsaufsatz nicht von der Redaktion geschrieben wurde, ist ebenfalls neu. Dies ist das erste Themenheft, bei dem die thematische Einführung und die Zusammenstellung des Heftes vollständig von externen Herausgebern konzipiert und realisiert worden sind. Die Kooperation mit Benno Gammerl und Rainer Herrn war eine sehr inspirierende und fruchtbare Erfahrung und wir möchten beiden für ihre Arbeit sehr danken! Gefördert wurde das vorliegende Heft vom Forschungsbereich Geschichte der Gefühle des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung.

An dieser Stelle möchten wir euch außerdem einladen, unsere nächsten Ausgaben durch eine Spende oder eine Fördermitgliedschaft zu unterstützen. Angeregt durch die zahlreichen Anfragen nach einer gedruckten Ausgabe der Zeitschrift, erhalten Fördermitglieder ab einer Unterstützung von 75 Euro im Jahr künftig die gedruckten Ausgaben. Wir wagen damit als online-Zeitschrift den Schritt auf das Neuland des Mediums Papier. Wir glauben, dass diese gedruckte Form eine überzeugende Ergänzung zur Online-Ausgabe und eine gute Möglichkeit der dauerhaften Finanzierung von s u b \ u r b a n ist. Auf unserer Homepage findet ihr mehr Informationen dazu.

Viel Spaß bei der Lektüre!

Die Redaktion

Kristine Beurskens, Laura Calbet i Elias, Mélina Germes, Nina Gribat, Johanna Hoerning, Stefan Höhne, Jan Hutta, Yuca Meubrink, Boris Michel, Nikolai Roskamm, Nina Schuster, Lisa Vollmer



Gefühlsräume – Raumgefühle

Perspektiven auf die Verschränkung von emotionalen Praktiken und Topografien der Moderne

Benno Gammerl
Rainer Herrn

Ausgehend von verschiedenen Ansätzen in der Forschung zu Gefühlen und Räumen umreißt der Artikel das theoretische, empirische und politische Potenzial des Spannungsfelds zwischen der affektiven Durchkreuzung geordneter Strukturen und der emotionalen Bearbeitung machtdurchwirkter Raumverhältnisse. Praktiken des urban gardening und Debatten über Gentrifizierung zeigen beispielhaft, wie Analysen der dynamischen Interaktionen zwischen Räumen und Gefühlen für eine kritische Perspektive auf Urbanität fruchtbar werden können. Die Beschäftigung mit der Körperlichkeit von Raumgefühlen und der Materialität von Gefühlsräumen bietet willkommene Gelegenheiten, nach Strategien zu suchen, die weder das beharrliche Wirken des Sozialen noch die widerständige Kraft des Materiellen in deterministischer Manier überbetonen, sondern sich stattdessen auf die ambivalenten Dynamiken und Effekte gefühlsräumlicher Prozesse konzentrieren.

Ersteinreichung: 8. November 2014; Veröffentlichung online: 9. August 2015
An english abstract can be found at the end of the document.

Gefühle spielen eine ausschlaggebende Rolle bei der gesellschaftlichen Herstellung von Räumen und bei der mitunter eigensinnigen Aneignung räumlicher Arrangements durch unterschiedliche Aktrizen und Akteure. Diesen Zusammenhang versuchte in den letzten Jahren zum einen ein affekttheoretischer Ansatz zu erschließen, der den transgressiven, transhumanen und transsubjektiven Charakter affektiver Kräfte in den Vordergrund rückt (Thrift 2007, McCormack 2003). Dabei geraten heutige Städte zu „roiling maelstroms of affect“ (Thrift 2008: 171) und gleichsam zu Spielbällen von „inhuman and pre-subjective forces and intensities“ (Thrift 2008: 173).[1] Zum anderen entwickelte sich eine emotionsgeographische Perspektive, die sich weniger auf das unvorhersehbare und unregierbare Wirken der Affekte, als vielmehr auf sozio-kulturelle Ordnungen sowie auf subjektive Erfahrungen und Taktiken konzentriert, die den Blick auf bestimmte und bestimmbare gefühlsräumliche Muster lenken (Thien 2005: 450, Bondi 2005: 438). Ohne sich für eine der beiden Seiten dieses Gegensatzes zu entscheiden, der sich in der häufig anzutreffenden begrifflichen Differenzierung zwischen unvermitteltem Affekt und kulturell geformten Emotionen spiegelt, versucht unser Beitrag, das theoretische, empirische und politische Potenzial des Spannungsfelds zwischen der affektiven Durchkreuzung geordneter Strukturen und der emotionalen Bearbeitung machtdurchwirkter

Raumverhältnisse für eine kritische Perspektive auf Urbanität fruchtbar zu machen.

Die emotionalen Dimensionen der Verräumlichung und der Unterwanderung von gesellschaftlichen Machtverhältnissen wurden bereits durch frühe Beiträge zur Stadtforschung berücksichtigt. Georg Simmel (1908: 645) ging davon aus, dass in der modernen Großstadt rational-instrumentelle Beziehungen und eine blasierte Distanziertheit die, für ältere Siedlungsformen charakteristische, stärker emotional-intimen Bezüge zwischen den Bewohner_innen verdrängen. Auch die Vertreter der Chicago School streiften in ihrer Auseinandersetzung mit den Mechanismen sozialer Segregation die Frage der Emotionalität, indem sie die Bedeutung von Zusammengehörigkeits- und Rivalitätsgefühlen bei der Zergliederung des Stadtraums in attraktive und reizlose Zonen betonten (Park 1984: 5f.). Aus diesen Beobachtungen ergibt sich die nach wie vor relevante Einsicht, dass Emotionen ganz entscheidend zur Stabilisierung verräumlichter Machtverhältnisse beitragen können. Solche Großthesen schöpfen das Potenzial der Analyse des Zusammenhangs zwischen Räumen und Gefühlen jedoch bei weitem nicht aus. Können räumliche Arrangements hegemoniale Strukturen verfestigen, indem sie Angst einflößen oder Zuversicht wecken? Wann und unter welchen Umständen generieren dieselben Konstellationen stattdessen Emotionen wie Wut oder Enttäuschung, die zu einer Unterwanderung gesellschaftlicher Ordnungen beitragen können? Wie prägen umgekehrt Gefühlslagen die Wahrnehmung und die Nutzung machtvoller Räume? Uns geht es bei der Betrachtung der dynamischen Interaktionen zwischen Räumen und Gefühlen nicht darum, allgemeingültige Bezüge zwischen Raumformationen und Gefühlslagen zu postulieren. Im Zentrum stehen vielmehr kritische Perspektiven darauf, wie besondere gesellschaftliche Machtverhältnisse raum- oder ortsspezifische Gefühle prägen und wie sich umgekehrt Gefühle auf die soziale Produktion von Räumen auswirken. Die Konzentration auf Gefühle als teilweise unberechenbare und schwer bestimmbare Phänomene birgt ein produktives politisches und theoretisches Potenzial. Da sich emotionale Praktiken nicht auf die Reproduktion bestehender symbolischer und sozialer Ordnungen reduzieren lassen, rückt die Auseinandersetzung mit ihnen Möglichkeiten in den Blick, das Gegebene zu überschreiten und eröffnet zugleich methodische Auswege aus einer – im sozialkonstruktivistischen Sinn – unentrinnbaren, diskursiv hergestellten Wirklichkeit (Massumi 2002: 2, Kosofsky Sedgwick 2003: 6). Gleichzeitig ist uns jedoch auch nicht daran gelegen, in materialistischer Manier auf eine vorgängige Realität zu rekurrieren. Gerade die Beschäftigung mit der Körperlichkeit von Raumgefühlen und der Materialität von Gefühlsräumen bietet eine willkommene Gelegenheit, nach Strategien zu suchen, die weder das beharrliche Wirken des Sozialen noch die widerständige Kraft des Materiellen in deterministischer Manier überbetonen. Anstatt lediglich danach zu fragen, wie architektonische Gestaltungen die Gefühle von Aktrizen und Akteure manipulieren oder wie Affekte Körper dazu bewegen können, bestehende Raumordnungen zu durchkreuzen, interessiert sich eine solche Perspektive vielmehr für gefühlsräumliche Prozesse, die weder unabhängig von sozio-kulturellen Strukturen ablaufen noch in diesen aufgehen.

Emotionale Kämpfe um städtische Räume: gärtnerische Beispiele

Was damit gemeint ist, kann ein Blick auf emotionale Praktiken der Aneignung und der Kodierung von städtischen Räumen beispielhaft verdeutlichen. Dazu gehören Debatten über Gentrifizierung ebenso wie raumplanerische Unterscheidungen zwischen Arbeiten, Wohnen und Erholen oder bestimmte Formen touristischen Marketings. Wir möchten die Möglichkeiten und Schwierigkeiten einer gefühlsräumlichen Perspektive im Folgenden anhand neuerer Formen des Stadtgärtnerns veranschaulichen. Innerhalb dieses Feldes lassen sich verschiedene Taktiken alternativer Stadtraumbegrünungen wie das Guerilla-Gardening oder das Community-Gardening unterscheiden. Diese Bewegungen gingen zunächst von einer Kritik bestehender Raumordnungen aus, wobei sie nicht zuletzt deren emotionale Effekte im Visier hatten. Das gilt sowohl für die lebensreformerischen Ansätze der vorletzten Jahrhundertwende, die mit landesweiten Projekten wie der Schrebergartenbewegung auf die beschleunigte Verstädterung reagierten, als auch für die Strategie des Guerilla-Gardenings, die sich in den 1970er Jahren im Kontext verschiedener urbanitätskritischer Strömungen in den USA und in England entwickelte. Daran anknüpfend etablierten sich seither in vielen Ländern Praktiken zur Neuaneignung des Stadtraums, wie das Werfen von Samenbomben, das Bepflanzen von Baumscheiben, das Einrichten temporärer Gärten auf ungenutzten Brachen oder das Aufstellen von Pflanzkübeln, die die routinierten Nutzungen durcheinander bringen.[2]

Diese den Stadtraum verändernden Praktiken anarchistischer und umweltaktivistischer Gärtner_innen opponieren nicht zuletzt gegen die von ihnen als negativ wahrgenommenen Stadtgefühle – die großstädtische Tristesse, die marktkonforme Langeweile oder die lethargische Gleichgültigkeit gegenüber dem als fremdbestimmt wahrgenommenen Umfeld (Gehrke 2012). Ihre Interventionen sollen demgegenüber ein authentisches Naturerleben, ein kreatives Sich-Betätigen im Freien oder ein selbstbestimmtes Gestalten des eigenen Umfeldes ermöglichen, um den „urbanen Lebensraum über wildes Gärtnern emotional zurückzuerobern“ (Rademacher 2009).[3] Diese vielfältigen Motivationen verweisen auf ein emotionales Spektrum, das von Isolation, Entfremdung, Unzufriedenheit und Langeweile über Ärger und Empörung bis zu Hoffnung und Glücksgefühlen reicht. Stadtgärtnerische Projekte zielen häufig explizit auf emotionale Effekte ab. Sie wollen die „Gemeinschaft und das Zusammengehörigkeitsgefühl im Stadtviertel“ (Gehrke 2012: 4) stärken, ein „Gefühl für den Anbauprozess von Produkten“ (Allendorf/Henney/Baake 2013) oder „das Gefühl für natürliche Produktionsprozesse“ (Gehrke 2012: 1) schaffen sowie das „verlorengegangene Gefühl ein Teil der Stadt zu sein“ wiederherstellen, um „wieder in Kontakt zu kommen mit der Natur und seiner [des Stadtmenschen] ursprünglichen Lebensweise“ (Gärtner München o. J.).

Allerdings bleibt eine gefühlsräumliche Analyse bei diesen positiven Selbstbeschreibungen der Aktrizen und Akteure nicht stehen. Ohne das politische und emotionale Potenzial solch widerständiger Raumaneignungen zu bestreiten, konzentriert sie sich vielmehr auf die komplexe und nicht berechenbare Dynamik sowohl der intendierten räumlichen Veränderungen

als auch des initiierten emotionalen Wandels. Die Begegnung mit ‚Natur‘ an ungewöhnlichen Orten kann nicht nur angenehme Reaktionen auslösen, sondern auch verstören oder behindern und daher auf Ablehnung stoßen. Gerade in der langen Frist – erinnert sei lediglich an den botanischen Umstand, dass sich eine Sonnenblume im Asphaltspalt nicht dauerhaft darauf beschränkt, herrlich gelb zu blühen – kann die Verschränkung räumlicher und emotionaler Dimensionen Effekte zeitigen, die den anfänglich intendierten Zielen diametral zuwiderlaufen. Das gilt ebenso für die häufig von urbanen Gartenprojekten bezweckte Intensivierung der Kommunikation innerhalb der heterogenen Bevölkerung. Auch die Berliner Initiative *100% Tempelhofer Feld* begründete ihren erfolgreichen Volksentscheid über die „grüne“ Nachnutzung des ehemaligen Flughafengeländes nicht zuletzt mit dem Wunsch, einen „Raum der Begegnung aller sozialen Schichten und Kulturen“ zu schaffen und so „ein friedliches Miteinander“ zu ermöglichen.[4] Aber bleibt dieses Miteinander, dem man sich im Fall von intergenerationalen oder interkulturellen Kiezgärten nicht so ohne Weiteres entziehen kann, auch immer reibungsfrei? Zumindest die Debatte über das Tempelhofer Feld führte zunächst zu einem heftigen Konflikt, in dem sich – so könnte man argumentieren – die lokal-demokratische und emotional-intime Praxis der Initiative gegen die repräsentativ-demokratische und rational-instrumentelle Logik des Abgeordnetenhauses durchsetzte, das vor allem mit einem eher abstrakten Konzept von zunehmendem Wohnraumbedarf argumentierte.[5]

Am deutlichsten werden die ambivalenten gefühlräumlichen Effekte alternativer Gärten dort, wo sie die Attraktivität ihrer Umgebungen erhöhen und Gentrifizierungstendenzen befördern, die die Initiator_innen und ersten Nutzer_innen verdrängen. Damit geht häufig die Legalisierung der zunächst ohne offizielle Genehmigung betriebenen Projekte einher, was wiederum das Maß behördlicher Steuerung und Reglementierung erhöht.[6] Durch diese neuen Formen der Anerkennung entfernt sich der gefühlräumliche Charakter der Projekte immer weiter von der spontanen Strategie der gärtnerischen Guerillas, indem sie ihres subversiven Charakters beraubt zum bloßen dekorativen Accessoire einer Stadtraumverschönerung werden.

Zwischen dem Universellen und dem Partikularen: ethnologische, psychologische, praxeologische und affekttheoretische Ansätze in der Gefühlsforschung

Solche Überlegungen zur wechselseitigen Dynamik von Räumen und Gefühlen können auf eine breite theoretische Debatte zurückgreifen, die sich in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat. Diese Forschungslandschaft prägt vor allem ein oft polemischer Gegensatz zwischen sozialkonstruktivistischen und universalistischen Ansätzen. Ethnologische und historische Arbeiten betonen meist, wie gesellschaftliche Strukturen und Muster das Fühlen bestimmter Gruppen von Aktrizen und Akteuren prägen. Aus dieser Perspektive bestimmen beispielsweise die jeweils zur Verfügung stehenden Möglichkeiten des sprachlichen Ausdrucks von Gefühlen den Rahmen, innerhalb dessen sich die Empfindungen der Einzelnen bewegen (Abu-Lughod/Lutz 1990, vgl. Rosenwein 2006). In ähnlicher Weise prägen auch das kulturspezifische Wissen über Emotionen oder bestimmte emotional relevante

berufliche Routinen das Gefühlsleben individueller Aktrizen und Akteure (Frevert et al. 2011, Hochschild 1979).

Universalistische Ansätze gehen dagegen davon aus, dass sich die Strukturen individuellen Fühlens transkulturell und transhistorisch grundlegend ähneln. Dieser Annahme folgt insbesondere der größte Teil der experimentellen psychologischen und neurowissenschaftlichen Forschung, die meist wenig an sozio-kulturellen Kontexten und Unterschieden interessiert sind, sondern sich eher auf beispielsweise durch Gehirnverletzungen verursachte Abweichungen vom sozusagen ‚normalen emotionalen Verhalten‘ und auf weltweit einheitliche Muster des mimischen Gefühlsausdrucks konzentrieren (Damasio 1994, Ekman/Rosenberg 2005). In ähnlicher Weise versuchen auch einige soziologische und historische Studien, universale Logiken des politischen Affekts oder kulturübergreifend gültige Grundregeln emotionaler Regime zu identifizieren (Ciompi/Endert 2011, Reddy 2001). Übertragen auf das Gartenbeispiel könnte man dementsprechend fragen, ob es eine anthropologische Konstante darstellt, dass Menschen Grünflächen als erholsam und anregend empfinden, oder ob sie erst im Verlauf der industriellen Moderne allmählich gelernt haben, Beton grau mit Stress und Langeweile, Grünpflanzen dagegen mit Entspannung und Kreativität zu assoziieren.

Zwischen diesen Polen oder jenseits von ihnen haben sich mittlerweile zwei weitere Herangehensweisen etabliert. Aus praxeologischer Perspektive resultieren emotionale Muster und Praktiken aus dem Zusammenspiel zwischen objektiven sozialen Strukturen und subjektiven Aneignungen oder Verkörperungen. Diese Ansätze verbinden die Annahme vergleichsweise stabiler habitueller Gefühlsmuster mit der Einsicht, dass deren performative Aufführung immer die Möglichkeit von Wandel und Abweichungen in sich birgt (Scheer 2012, Gammerl 2012). So rücken einerseits die emotionale Sozialisation oder das Erlernen gesellschaftlich adäquater Gefühlspraktiken und andererseits deren punktueller Scheitern ins Zentrum des Interesses. Als beispielhaft für ein solches Scheitern wären etwa die möglichen Folgen eines Unterlaufens geschlechtsspezifischer Regeln für das Zeigen von Trauer zu nennen (Frevert et al. 2014, Shamir/Travis 2002). In einem ähnlichen Sinn ermöglicht auch die Guerilla-Begrünung neue emotionale Praktiken der Raumnutzung – sie verändert den Arbeitsweg und macht das brachliegende Nachbargrundstück zum Gemüsebeet –, gerade indem sie ältere soziale Praktiken wie die des Spaziergangs oder der Gartenarbeit aufgreift und neu interpretiert.

Affekttheoretische Zugänge betonen demgegenüber deutlich stärker das Moment der radikalen Überschreitung gesellschaftlicher Konventionen. Entgegen sozialkonstruktivistischen Positionen unterstreichen sie die unmittelbar körperlichen und außersprachlichen Dimensionen des Affekts. Mitunter gerät der Affekt dabei zu einem kritischer Reflektion nicht mehr zugänglichem Phänomen, das jeder Form des bewussten Denkens vorgelegt, in gewisser Weise übergeordnet ist (Thrift 2007, Conolly 2002).[7] Andere, in unseren Augen anschlussfähigere Positionen verorten den Affekt dagegen eher auf der Grenze zwischen Körper und Sprache oder im komplexen Feld der Beziehungen zwischen affektiver Virtualität und subjektiv erfahrener Aktualität. Dementsprechend ist der Affekt weder unabhängig von

den jeweils gegebenen sprachlichen und politischen Strukturen, noch kann er auf diese reduziert werden. Daraus ergibt sich die Möglichkeit einer spezifisch affektiven Form der Kritik bestehender Verhältnisse (Berlant 2008, Gould 2010: 25-28, vgl. auch Massumi 2002, Kosofski Sedgwick 2003). Aus dieser Perspektive ist es nicht die radikale Alterität, sondern vielmehr die offene Vieldeutigkeit des Affekts, die – so das Argument – hegemoniale Muster der Intelligibilität unterläuft und kreatives Potenzial freisetzt, so dass beispielsweise die Überraschungseffekte von Samenbomben und von Blumen an Hauswänden eine radikale Verwirrung stiften können, die gänzlich neue gefühlräumliche Konfigurationen entstehen lässt.

Ausbaufähig: emotionale Dimensionen raumtheoretischer Debatten

Auch raumtheoretische Ansätze können für eine relationale Betrachtung von Räumen und Gefühlen aufschlussreich sein, obwohl sie bisher kaum aus diesem Blickwinkel betrachtet wurden. Eine Diskussion dreier Klassiker des Genres – Henri Lefebvre, Michel Foucault und Michel de Certeau – kann das beispielhaft zeigen. In ihren Arbeiten beschäftigen sich diese Autoren entweder mit der gesellschaftlichen Produktion des Raums oder mit dessen vielfältigen Erschließungen durch eigenwillige Subjekte.[8] Henri Lefebvre überbrückt in gewisser Weise diesen Gegensatz, indem er den Raum als ein „gesellschaftliches Produkt [...], etwas durch die Produktionsverhältnisse und die darin eingebundenen Subjekte Hergestelltes“ (AnArchitektur 2002: 3) begreift. Dabei unterscheidet Lefebvre drei Ebenen, die auch aus gefühlräumlicher Sicht von Interesse sind.

Der ‚erfahrene oder wahrgenommene‘ Raum (*pratique spatiale*) „basiert auf einer nicht-reflexiven alltäglichen Praxis, die gesellschaftliche Verhältnisse als gegeben hinnimmt“ (AnArchitektur 2002: 17). Hier werden die der jeweiligen Gesellschaftsformation entsprechenden räumlichen Praktiken und die ihnen zugrunde liegenden Verhältnisse inklusive ihrer emotionalen Arrangements und Konnotationen produziert und reproduziert. Der ‚erdachte oder abstrakt konzeptionierte‘ Raum (*représentations de l'espace*) konfiguriert sich in Form von Zeichnungen und Texten von Stadtforscher_innen, Architekt_innen und Künstler_innen. Hier werden Raumgefühle zum Beispiel durch die architektonische Gestaltung von Vergnügungsparks vorgegeben, die auf die Evokation bestimmter Emotionen abzielt. Das wahrnehmende Subjekt wird auf diese Weise emotional gestimmt. Im ‚gelebten Raum‘ (*espaces de représentation*) werden „Bedeutungen [...] durch den Gebrauch hergestellt“ und alternative Symbole und Imaginationen sowie minoritäre Erfahrungen, Traditionen und Erinnerungen können „vorherrschende Ordnungen und Diskurse unterlaufen“ (AnArchitektur 2002: 17). Es sind „Räume möglichen Widerstands und möglicher Kämpfe der Aneignung“, die „eine starke Motivation zu utopischen Veränderungen“ bergen (AnArchitektur 2002: 17). Diese Dimension ist für die Frage nach den Dynamiken und Ambivalenzen relevant, die sich aus Interferenzen und Reibungen zwischen den architektonisch-gestalterisch intendierten emotionalen Raumqualitäten und den unter Umständen widerständigen individuellen Raumaneignungen und -imaginationen ergeben können.

Während der abstrakte Raum der Kontrolle vorrangig hegemonialen politischen und ökonomischen Interessen dient, entsteht der gesellschaftliche Raum aus alltäglichen Praktiken aller Gesellschaftsmitglieder, deren Materialisierungen die „erdachte[n] Grenzen und geregelte[n] Formen überschreite[n]“ (Gottdiener 2002: 23). In diesem Sinn opponieren die Protagonisten des Urban Gardening auch emotional gegen hegemoniale Raumkonzepte und verweigern sich der bloßen Reproduktion des wahrgenommenen oder erfahrenen Raums, indem sie beide im gelebten Raum durchkreuzen. Dass diese subversiven Durchkreuzungen wiederum auf alle drei Raumebenen – die in der Gleichzeitigkeit immer zusammenzudenken sind – zurückwirken, belegen etwa ihre gentrifizierenden Effekte.

Michel Foucault bereicherte die raumtheoretische Debatte mit seinem Begriff der „Heterotopie“, der nach den Funktionen sehr verschiedener Orte des Verworfenen fragt.[9] Dabei interessieren ihn besonders jene als „Gegenräume“ bezeichneten „lokalisierten Utopien“, „die sich allen anderen widersetzen und sie in gewisser Weise sogar auslöschen, ersetzen, neutralisieren oder reinigen sollen“ (Foucault 2005: 10). Heterotopien werden von ihrer Funktion für die Gesellschaften her gedacht, ihre konkrete Gestaltung und stadträumliche Situierung folgt diesen funktionalen Zwecken. Dabei handelt es sich meist um institutionalisierte Arrangements, die bestimmten gestalterischen Logiken folgen. Foucault nennt den Garten als „das älteste Beispiel einer Heterotopie“ (Foucault 2005: 14-15) und beschreibt ihn – auch in seiner abstrahierten Version als Teppich – als einen idealen Sehnsuchtsort ohne jegliche Gefühlstrübung, Reibung oder Verwerfung. Obwohl Emotionen ansonsten im Konzept der Heterotopie kaum eine explizite Rolle spielen, bietet es dennoch verschiedene spannende Anknüpfungspunkte für gefühls- und affekttheoretische Lesarten. Zum einen sind heterotope Orte wie der Friedhof, das Gefängnis, das Heim, das Obdachlosenasyll oder die Psychiatrie mit emotionalen Ausnahme- und Sonderzuständen, transgressiven Umbrüchen, biographischen Übergängen und unkontrollierten Affekten verknüpft und deswegen stark emotional aufgeladen. Gemeinsam ist ihnen die Überschreitung des Normativen. Zudem sind sie selbst oft mit spezifischen, gesellschaftlich problematischen emotionalen Registern verknüpft, wie der Friedhof mit der Trauer, das Gefängnis mit der Schuld, die Psychiatrie mit dem Wahnsinn sowie das Obdachlosenasyll mit Scheitern und Versagen. Zum anderen sind In- und Exklusionen emotionaler Lagen zentral für die Funktionsweise von Heterotopien, die dort entstehen, wo emotionale Verunsicherungen und/oder Verstörungen gleichsam in „andere Räume“ – so die gängige deutsche Übersetzung von „Heterotopien“ – ausgelagert werden. Als Gegenorte dienen sie somit der emotionalen Stabilisierung gesellschaftlicher Abläufe, indem sie instabile Gefühlslagen aus dem Alltag auslagern, was meist auf eine Stigmatisierung der Personage heterotoper Räume – Psychiatriepatient_innen, Gefangene, Fürsorgezöglinge, Alte, Tote etc. – hinausläuft. Aus gefühlsräumlicher Perspektive wird Foucaults Konzept deswegen vor allem dort interessant, wo sich aus dem Scheitern der klaren Trennung zwischen alltäglicher Routine und außeralltäglicher oder heterotoper Verunsicherung weitere Ambivalenzen und Dynamiken ergeben. So brachte die aus der antipsychiatrischen Bewegung resultierende Auflösung der psychiatrischen Anstalten und die Verlagerung ihrer Funktionen auf die

Familienpflege oder auf Einrichtungen des betreuten Wohnens eine erneute, oft irritierende und Verunsicherung stiftende Sichtbarkeit psychischer Alterität in alltäglichen Begegnungen mit sich.

Michel de Certeau distanziert sich in seiner *Kunst des Handelns* (Certeau 1988) von Foucault, dem er bezüglich seines Verständnisses von Machtdispositiven vorwirft, dass er die Bedeutung subjektiver Handlungsspielräume verkenne. Deswegen betont de Certeau die Subjekte als eigensinnige und widerständige Aktrizen und Akteure. Dementsprechend postuliert er zwei gegensätzliche Praktiken der Raumanneignung. Während der Voyeur den Raum aus einer starren und machtvollen Position von oben beobachtet, erschließen sich die einzelnen Aktrizen und Akteure den Raum aus der Fußgängerperspektive von unten. Dabei entgehen de Certeaus Subjekte der Machtausübung im gelebten, im Gebrauch körperlich erfahrenen Raum, da dieser Raum dem distanzierenden Blick der Macht verborgen bleibt. Die Handlungen der Subjekte sind einzigartig, widersprüchlich und vielgestaltig und erweisen sich gegenüber vorgegebenen Konzepten und Gebrauchsweisen als resistent und subversiv (von Bismarck 2002). Wenn Räume erst durch Handlungen und in Behandlung entstehen, enthalten sie auch ein gestalterisches emotionales Potenzial. Als Beispiel können hier die Wegeplanungen in öffentlichen Grünanlagen dienen, deren vorgegebene Nutzungen oft ignoriert werden, wobei Trampelpfade entstehen, die von den Wegepräferenzen eigensinniger, widerständiger Benutzer_innen zeugen.

Aus gefühlräumlicher Perspektive liegt die Stärke von de Certeaus Konzept gegenüber Foucault und Lefebvre in seiner Betonung der Flexibilität, ja nahezu Unabhängigkeit, und der Kreativität der subjektiven Raumpraktiken gegenüber den vorgegebenen Raumbedeutungen. Diese Betonung des Eigensinns und der Handlungsspielräume bietet viele Möglichkeiten für die Betrachtung der wechselseitigen Dynamiken von Raum und Gefühl. Allerdings geht de Certeau bei seiner Wiederermächtigung des handelnden Subjekts unter Umständen zu weit und betont vielleicht allzu einseitig dessen Widerständigkeit bei der Raumproduktion im alltäglichen Gebrauch. Denn obwohl sich aus dieser Perspektive gerade etwa die Transformation der negativen Stadtgefühle in subversive gestalterische Aktionen des Guerilla-Gardening schlüssig erklären ließe, sind bei weitem nicht alle diese Aktionen per se widerständig.

Ambivalenzen und Dynamiken: die empirischen Potenziale von Gefühlsräumen und Raumgefühlen

Ausgehend von den erwähnten emotions- und raumtheoretischen Ansätzen ergeben sich mitunter überraschende Korrespondenzen mit Überlegungen, die sich explizit mit den räumlichen Dimensionen des Emotionalen beschäftigen. William Reddys Konzept der „emotional refuges“ ähnelt beispielsweise Michel Foucaults Vorstellung von Heterotopien. Emotionale Fluchräume sind Nischen, innerhalb derer die strikten und eindeutigen Regeln eines emotionalen Regimes nicht gelten und die Einzelnen ihre gegen gesellschaftliche Konventionen verstoßenden Gefühle äußern und kultivieren können (Reddy 2001: 128f.).

Henri Lefebvres Beschreibung einer sozialen Produktion des Raums passt dagegen zu praxeologischen Ansätzen, die von einer simultanen performativen

Herstellung von Räumen und Gefühlen ausgehen (Reckwitz 2012). Dabei wirken räumliche und emotionale Dynamiken wechselseitig aufeinander ein, sodass spezifische materielle Assemblagen aus Dingen und Körpern besondere emotionale Praktiken ermöglichen, die sich wiederum auf die jeweilige Wahrnehmung der räumlichen Umgebung und damit auf deren weitere Ausgestaltung auswirken. In diesem Sinn zeigt Joseph Ben Prestels Beitrag in diesem Heft, wie durch die Neugestaltung der Friedrichstraße als Vergnügungsviertel um 1900 das respektable Flanieren und das despektierliche Sich-Prostituieren in eine prekäre Nähe zueinander gerieten. Diese Konstellation problematisiert die Frage, welche Mischung aus Amusement, Angst und Schamhaftigkeit Frauen zur Schau stellen sollten, die als bürgerlich und anständig gelten wollten, obwohl sie abends allein in der Friedrichstraße verkehrten.[10]

Praxeologische Perspektiven erinnern mithin auch an Michel de Certeaus Überlegungen zum Gehen als individuelle Raumpraxis und -erfahrung. Noch deutlicher kommt de Certeaus Betonung der subversiven Eigenwilligkeit fußgänger Subjekte jedoch in feministisch oder psychoanalytisch inspirierten emotionsgeographischen Arbeiten zum Tragen (Bondi 2005, Pile 2010). Diese Ansätze stellen die emotionale Aufladung bestimmter Orte oder Gegenden ins Zentrum und versuchen, subjektive Gefühlstopografien zu rekonstruieren. Dabei achten sie sowohl darauf, wie gesellschaftliche Strukturen und Machtverhältnisse persönliche Emotionslandschaften prägen, als auch darauf, wie die Aktrizen und Akteure mit diesen Raumgefühlen jeweils umgehen. Diesen Fragen geht beispielsweise die kontrovers geführte Debatte über bestimmte Plätze und Situationen auf den Grund, die insbesondere für Frauen oder für Migrant_innen angstbesetzt sind (Valentine 1989, Pain 2009, Feministisches Kollektiv 2008). Auch Gabriele Dietze erkundet spezifische Emotionstopografien, indem sie untersucht, wie die expressionistische Künstler_innenbohème sich mittels alternativer emotionaler Zuschreibungen und Aufladungen im frühen 20. Jahrhundert die Berliner Kaffeehaus- und Kneipenlandschaft aneignete und dabei auch zu einer Verunsicherung bisher hegemonialer Vorstellungen von Männlichkeit beitrug.

Jenseits eines subjektzentrierten Erfahrungsbegriffs, wie er beispielsweise die Raumtheorien Lefebvres und de Certeaus prägt, fokussieren affekttheoretische Perspektiven die Rolle nicht-menschlicher Aktanten als gleichberechtigten Koproduzenten von Gefühlen, die mithin nicht im Inneren der Subjekte entstehen, sondern zwischen diesen und den Dingen, die sie umgeben. Aus dieser Perspektive erscheinen beispielsweise die heutzutage fast ubiquitären Bildschirme als zentral für die affektiven Funktionsweisen räumlicher Arrangements. Dabei unterstreichen affekttheoretische Analysen zumeist das politische Potenzial nicht-diskursiver und nicht-subjektiver Kräfte, die an den Rändern repräsentationaler Ordnungen Perspektiven auf unerwartete Dynamiken und Allianzen eröffnen. Damit wird der Affekt in gewisser Weise zum radikal Anderen der sozio-kulturellen Intelligibilität.[11] Katrin Köpperts Beitrag greift diese Ansätze in ihrer Untersuchung queerer Archive des ausgehenden 20. Jahrhunderts wie dem Schwulen Museum* in Berlin auf, indem sie das affektive Potenzial der älteren, teils ungeordneten und halb-privaten Sammlungsorte mit dem der neueren, offizieller wirkenden und häufig öffentlich finanzierten Archive kontrastiert. Zugleich stellt

sie damit die spannende Frage nach den gefühlsräumlichen Bedingungen akademischer Wissensproduktion.

Paradoxerweise unterstreichen affekttheoretische Zugänge jedoch nicht nur die Unberechenbarkeit affektiver Ereignisse, sondern mitunter zugleich die medialen und technischen Möglichkeiten zur Manipulation emotionaler Räume oder zur ‚creation of worlds‘, beispielsweise durch die glamouröse Inszenierung von Luxusprodukten (Thrift 2008, vgl. auch Chytry 2012).[12] Affekt wird aus dieser Perspektive zu einem System „of pipes and cables“, das die „basic mechanics and root textures of urban life“ trägt (Thrift 2007: 172). Diese technizistische Metaphorik wird vor allem von feministischer Seite kritisiert, weil sie das Subjekt letztlich zu einem Spielball exogener Kräfte macht (Thien 2005).

Diese Figur des Ausgeliefertseins greift in gewisser Weise phänomenologische Vorstellungen von räumlichen Gefühlen auf, die die Fühlenden gleichsam von außen überwältigen (Schmitz 1969). Für diese Ansätze ist das Konzept der Atmosphäre zentral, die das Fühlen der Einzelnen trägt, ohne dass diese sich dessen bewusst sein müssten (Böhme 2006). Damit ähneln solche Überlegungen wiederum älteren humangeographischen Annahmen über gleichsam universelle Raumgefühle, wie beispielsweise dem der Erhabenheit auf Berggipfeln oder dem der Angst in der Enge (Tuan 1974). Möglichkeiten, solche phänomenologischen Entwürfe produktiv weiterzudenken, diskutieren die Beiträge in der Rubrik Debatte, die sich mit Gaston Bachelards ‚Poetik des Raums‘ auseinandersetzen.

Indem sie diese verschiedenen Ansätze und Dynamiken in den Blick nehmen, gehen die in diesem Heft vertretenen Analysen von Gefühlsräumen und Raumgefühlen deutlich über bisherige affekt- oder emotionsgeographische Perspektiven hinaus.[13] Neben diesem gemeinsamen theoretischen Anliegen verbindet die Aufsätze in diesem Heft zudem ein geographischer Fokus auf Berlin, der ihm eine reizvolle topografische Dichte verleiht. Gleichzeitig stellt die Betrachtung des frühen 20. wie des frühen 21. Jahrhunderts, eine gewisse historische Tiefe her. Indem es die diachrone Variabilität und die lokale Komplexität des Wechselspiels zwischen Räumen und Gefühlen andeutet – für die das Magazin weitere Belege aus unterschiedlichen Weltgegenden beisteuert –, möchte das Heft aktuelle Debatten innerhalb der kritischen Stadtforschung anstoßen und vorantreiben.

Ein weiteres, letztes Beispiel, das in einigen Einzelbeiträgen anklingt, soll das Potenzial dieser Perspektive verdeutlichen: Die Debatte über Gentrifizierungsprozesse gehört zum Kernrepertoire kritischer Stadtforschung. Allerdings beklagen einige Forscher_innen, dass sein inflationärer und häufig polemischer Gebrauch den Begriff allmählich aushöhle (Holm 2011). An diesem Punkt kann eine gefühlsräumliche Perspektive weiterhelfen, indem sie einerseits eine allzu ausschließliche Fokussierung auf ökonomische Fragen vermeidet und andererseits emotionale Ambivalenzen herausarbeitet, statt auf holzschnittartigen Oppositionen zwischen reichen Gentrifizierungstätter_innen und armen Gentrifizierungsopfern zu beharren.[14] Zwar spielen Rendite-Differenzen, Mieterhöhungen und Einkommensverteilungen zweifellos eine ausschlaggebende Rolle in Gentrifizierungsprozessen, aber ohne Verweis auf kulturelle Faktoren lassen sich die Verdrängungs- und Veränderungsprozesse nicht umfassend begreifen

(Breckner 2010). Neben bestimmten, oft schichtspezifischen Vorstellungen von Urbanität und Modi des Umgangs mit kulturellen Differenzen prägen jedoch auch spezifische emotionale Dynamiken den als Gentrifizierung bezeichneten räumlichen Wandel. Dass diese bisher von der Forschung kaum berücksichtigt wurden, ist umso überraschender, als die öffentliche Debatte selbst häufig hoch emotional geführt wird.

Einige gefühlsräumliche Aspekte fügen sich relativ reibungslos in den gängigen Gegensatz zwischen eindringenden Neuankömmlingen und zurückweichenden Alteingesessenen. So verweisen Untersuchungen zu Sicherheitsarchitekturen beispielsweise auf das typische Muster einer asymmetrischen Verteilung von Angst auf diejenigen, die sie empfinden, und diejenigen, die sie auslösen (Low 2001). Ähnliches gilt für die Beschreibung bestimmter Wohngegenden als schmutzig und schambesetzt, während anderen Lagen eine ästhetisch genussreichere und kreativere Atmosphäre zugeschrieben wird, auf die die Bewohner_innen stolz sein sollen. Auch die Kontrastierung zwischen der Wut derjenigen, denen der Verlust ihrer Wohnung droht, und der mangelnden Empathie der Zuziehenden entspricht weitgehend der gewohnten Täter-Opfer-Gegenüberstellung.

Besonders spannend sind gefühlsräumliche Perspektiven auf Gentrifizierungsprozesse jedoch dann, wenn sie solche Oppositionen unterlaufen und verunsichern. In diesem Sinn ließe sich beispielsweise die Ökonomie der Ängste komplexer beschreiben, als es die simple Gegenüberstellung von Fürchtenden und Furchteinflößenden nahelegt. Einerseits müsste eine solche Analyse zwischen der spezifischen Räumlichkeit der Angst vor körperlicher und psychischer Gewalt und vor ökonomischer Deklassierung unterscheiden sowie andererseits intersektionale Überschneidungen zwischen verschiedenen Achsen gesellschaftlicher Marginalisierung berücksichtigen. Dort, wo – wie beispielsweise im westlichen Schöneberg – schwule Zuzügler auf eine ethnisch heterogene Bevölkerung treffen, mischen sich mitunter homophobe Töne in den Protest gegen die Gentrifizierung, während umgekehrt bestimmten ethnischen Gruppen in rassistischer Manier eine Unfähigkeit zur Toleranz sexueller Vielfalt unterstellt wird (Wolter 2012, vgl. auch Breckner 2010, Tsianos 2014). Eine Analyse, welche die auf allen Seiten involvierten gefühlsräumlichen Strategien berücksichtigt – auch diejenigen von Immobilienentwickler_innen, deren Hoffnungen und Vorstellungen durchaus nicht mit denjenigen der Kaufinteressent_innen kongruieren müssen –, könnte eine Reproduktion polemischer Gegensätze vermeiden und stattdessen ein vielschichtigeres Bild der Lage zeichnen.

Schließlich könnte man auch argumentieren, dass die ambivalente gefühlsräumliche Dynamik der Gentrifizierung dazu führt, dass die Hoffnungen aller Beteiligten letztlich enttäuscht werden. Während die Alteingesessenen meist nicht von den Transformationen profitieren können, die ein behaglicheres und angenehmeres Umfeld verheißen, lassen sich die Erwartungen der Neuankömmlinge ebenfalls nicht erfüllen, weil ihr eigenes Verhalten dazu führt, dass sich das attraktive gegenkulturell-authentische Milieu als bloßer Mythos entpuppt. Utopie und Nostalgie können auf diese Weise – wie eingangs bereits das Gartenbeispiel gezeigt hat – zu einem Konflikt zwischen unvereinbaren gefühlsräumlichen Entwürfen führen, der einem Stadtteil im Extremfall alle weiteren Entfaltungsmöglichkeiten versperrt.

Obwohl die Beiträge dieses Heftes unterschiedliche Aspekte von Gentrifizierungsprozessen erörtern, reicht ihre thematische Vielfalt weit über dieses Feld hinaus. Angesicht dieser thematischen Vielfalt wird das Heft in erster Linie von drei gemeinsamen Fragen zusammengebunden: Erstens, in welchen Verhältnissen stehen räumliche und emotionale Dynamiken zueinander? Zweitens, wie lässt sich die Annahme, dass individuelle, situativ erzeugte Gefühlslagen die Wahrnehmung von Räumen bestimmen, mit der Einsicht verbinden, dass dieselben Räume zugleich die spezifische Subjektivität der Fühlenden strukturieren? Schließlich drittens, inwiefern kann der ‚affektive Überschuss‘ von Raumgefühlen zu einer Verschiebung der Grenzen des Zeig-, Sag- und Machbaren und zu einer Verunsicherung der gesellschaftlichen Regeln der Bedeutungsproduktion beitragen?

Endnoten

- [1] An dieser Stelle zitiert Thrift Spinks (2001: 24), vgl. auch McCormack (2003).
- [2] In Berlin finden sich zahlreiche Beispiele für solche Einzel- und Gruppenaktionen (Prophet o. J.).
- [3] Damit folgen diese Bewegungen einer Ausdehnung des Politischen durch neue affektive Register, die auch Thrift (2007: 182) beschreibt.
- [4] Die Begründung der Initiative findet sich bei: wahlen-berlin.de, vgl. auch Berens (2010).
- [5] So gesehen manifestierte sich in diesem Konflikt ein Gegensatz, der bereits Georg Simmel beschäftigte und den spätestens seit den 1990er Jahren auch Stadtplaner_innen intensiv diskutieren (Goodchild 1990).
- [6] Vgl. dazu die minutiösen Vorschriften der Berliner Bezirksämter für die vormals wilde Baumscheibenbepflanzung, so beispielsweise des Bezirksamtes Friedrichshain-Kreuzberg (o. J.).
- [7] Zur Kritik an diesen Ansätzen vgl. Leys (2011).
- [8] Indem er insbesondere Henri Lefebvres und Michel Foucaults Überlegungen zum Raum einem englischsprachigen Publikum zugänglich machte, trug Edward Soja entscheidend zum sogenannten *spatial* oder *topographical turn* in den Geisteswissenschaften bei (Soja 1989, vgl. auch Döring 2010: 90f., Wagner 2010: 101).
- [9] Wir beziehen uns in diesem Text auf die Übersetzung von Michael Bischoff (Foucault, 2005), die in Teilen wesentlich von der im Reclam-Band *Aisthesis* veröffentlichten Übersetzung von Walter Seitter (Foucault 1990) abweicht.
- [10] Auch die emotionalen Effekte der nach dem 11.9.2001 eingerichteten Sicherheits- und Angstarchitekturen verdeutlichen die Wechselwirkungen zwischen räumlichen Strukturen und emotionalen Praktiken (vgl. Katz 2007).
- [11] Thrift (2007: 175) beschreibt Affekt in paradoxer Weise zugleich als nicht-reflexiv und als eine Form des Denkens.
- [12] Thrift (2007: 188) spricht in diesem Zusammenhang sogar von einer „new kind of velvet dictatorship“.
- [13] Zur fehlenden Aufmerksamkeit der bisherigen Ansätze gegenüber der Variabilität und dem passageren Charakter emotionaler Muster und Praktiken vgl. Pain (2009: 471) und Kingsbury (2005).
- [14] Zur Kritik an der Gegenüberstellung von Yuppies und Alternativen vgl. Lang (1998).

Autor_innen

Benno Gammerl; Historiker, arbeitet u.a. zu imperialen Formationen, zur Geschichte der Gefühle und zur Zeitgeschichte der Homosexualitäten in Deutschland.
gammerl@mpib-berlin.mpg.de

Rainer Herrn; Medizingeschichte, mit den Schwerpunkten Psychatriegeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts sowie Geschichte der Sexualwissenschaft und sexueller/geschlechtlicher Minderheiten.
Rainer.Herrn@charite.de

Literatur

- Abu-Lughod, Lila / Lutz, Catherine A. (1990): Introduction: Emotion, discourse, and the politics of everyday life. In: Catherine A. Lutz / Lila Abu-Lughod (Hg.), *Language and the Politics of Emotion*. Cambridge u. a.: Cambridge University Press, 1-23.
- Allendorf, Stefanie / Henney, Saskia / Baake, Sarah (2013): Urban Gardening. <https://selbstgemachtestadt.wordpress.com/2013/12/10/urban-gardening-2> (letzter Zugriff am 11.3.2015).
- AnArchitektur e. V. (2002): *Material zu: Henri Lefebvre: Die Produktion des Raums*. Berlin: AnArchitektur.
- Berens, Bettina [Landtag2010] (2010): Guerilla. Gärtnern für ein neues Wir-Gefühl. <http://landtag2010.blog.de/2010/04/03/guerilla-gaertnern-neues-wir-gefuehl-8299926/> (letzter Zugriff am 28.10.2014).
- Berlant, Lauren (2008): *The Female Complaint: The Unfinished Business of Sentimentality in American Culture*. Durham u. a.: Duke University Press.
- Berzirksamt Friedrichshain-Kreuzberg von Berlin (o. J.): Baumscheibenbegrünung. <http://www.berlin.de/ba-friedrichshain-kreuzberg/politik-und-verwaltung/aemter/strassen-und-gruenflaechenamt/gruenflaechen/artikel.146174.php> (letzter Zugriff am 2.2.2015).
- Bismarck, Beatrice von (2002): Hoffnungsträger – Foucault und de Certeau. In: *Texte zur Kunst* 12/47, 137-139.
- Böhme, Gernot (2006): *Architektur und Atmosphäre*. Paderborn: Fink.
- Bondi, Liz (2005): Making connections and thinking through emotions. *Between geography and psychotherapy*. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 30/4, 433-448.
- Breckner, Ingrid (2010): Gentrifizierung im 21. Jahrhundert. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 17, 27-32.
- Certeau, Michel de (1988): *Kunst des Handelns*. Berlin: Merve Verlag.
- Chytry, Josef (2012): Walt Disney and the creation of emotional environments: Interpreting Walt Disney's oeuvre from the Disney Studios to Disneyland, CalArts, and the experimental prototype community of tomorrow (EPCOT). In: *Rethinking History* 16/2, 259-278.
- Ciampi, Luc / Endert, Elke (2011): *Gefühle machen Geschichte. Die Wirkung kollektiver Emotionen – von Hitler bis Obama*. Göttingen u. a.: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Conolly, William E. (2002): *Neuropolitics: Thinking, Culture, Speed*. Minneapolis u. a.: University of Minnesota Press.
- Damasio, Antonio R. (1994): *Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn*. München: List.
- Döring, Jörg (2010): Spatial Turn. In: Stephan Günzel (Hg.), *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart u. a.: Metzler, 90-99.
- Ekman, Paul / Rosenberg, Erika L. (Hg.) (2005): *What the Face Reveals: Basic and Applied Studies of Spontaneous Expression Using the Facial Action Coding System (FACS)*. Oxford u. a.: Oxford University Press, 2. Auflage.
- Feministisches Kollektiv (Hg.) (2008): *Street Harassment: Machtprozesse und Raumproduktionen*, Wien: Mandelbaum.
- Frevort, Ute / Scheer, Monique / Schmidt, Anne / Eitler, Pascal / Hitzer, Bettina / Verheyen, Nina / Gammerl, Benno / Bailey, Christian / Pernau, Margrit (2011): *Gefühlswissen. Eine lexikalische Spurensuche in der Moderne*. Frankfurt am Main u. a.: Campus.

- Frevert, Ute / Eitler, Pascal / Olsen, Stephanie / Jensen, Uffa / Pernau, Margrit / Brückenhaus, Daniel / Beljan, Magdalena / Gammerl, Benno / Laukötter, Anja / Hitzer, Bettina / Planper, Jan / Brauer, Juliane / Häberlen, Joachim C. (2014): *Learning How to Feel. Children's Literature and Emotional Socialization, 1870-1970*. New York u. a.: Oxford University Press.
- Foucault, Michel (1990): *Andere Räume*. In: Karlheinz Barck / Peter Gente / Heidi Paris (Hg.), *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*. Übersetzung von Walter Seitter. Leipzig: Reclam, 34-46.
- Foucault, Michel (2005): *Die Heterotopien*. In: Michel Foucault, *Die Heterotopien/Les hétérotopies, Der utopische Körper/Les corps utopique*. Zwei Radiovorträge. Zweisprachige Ausgabe, übersetzt von Michael Bischoff, mit einem Nachwort von Daniel Defert. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 7-22.
- Gammerl, Benno (2012): *Emotional Styles. Concepts and Challenges*. In: *Rethinking History* 16/2, 161-175.
- Gärtner München (o. J.): *Urban Gardening in München*. <http://gaertnermuenchen.de/urban-gardening-munchen> (letzter Zugriff am 2.2.2015).
- Gehrke, Janna (2012): *Urban Gardening. Wie die Gärten in die Stadt zurückkehren*. In: *Impuls. Stadt – Land – Fläche* 10. http://www.nabu.de/downloads/NABU-Impuls-Stadt-LandFlaeche/NABU-Impuls_SLF_102012.pdf (letzter Zugriff am 2.2.2015).
- Gottdiener, Mark (2002): *Ein Marx für unsere Zeit: Henri Lefebvre und die Produktion des Raumes*. In: *AnArchitektur e. V., Material zu: Henri Lefebvre, Die Produktion des Raums*. Berlin: AnArchitektur, 22-26.
- Goodchild, Barry (1990): *Planning and the modern/postmodern debate*. In: *The Town Planning Review* 61/2, 119-137.
- Gould, Deborah (2010): *On affect and protest*, in: Janet Staiger / Ann Cvetkovich / Anna Reynolds (Hg.), *Political Emotions*. London u. a.: Routledge, 18-44.
- Hochschild, Arlie Russell (1979): *Emotion work, feeling rules, and social structure*. In: *American Journal of Sociology* 85/, 551-575.
- Holm, Andrej (2011): *Ein ökosoziales Paradoxon – Stadtumbau und Gentrifizierung*. In: *Politische Ökologie* 29/124, 45-52.
- Katz, Cindi (2007): *Banal terrorism. Spatial fetishism and everyday insecurity*. In: Derek Gregory / Allan Pred (Hg.), *Violent Geographies. Fear, Terror, and Political Violence*. New York u. a.: Routledge, 349-361.
- Kingsbury, Paul (2005): *Jamaican tourism and the politics of enjoyment*. In: *Geoforum* 36/1, 113-132.
- Kosofsky Sedgwick, Eve (2003): *Touching Feeling. Affect, Pedagogy, Performativity*. Durham u. a.: Duke University Press.
- Lang, Barbara (1998): *Mythos Kreuzberg. Ethnographie eines Stadtteils 1961-1995*. Frankfurt am Main u. a.: Campus.
- Leys, Ruth (2011): *The turn to affect: A critique*. In: *Critical Inquiry* 37/3, 434-472.
- Low, Setha M. (2001): *The edge and the center: Gated communities and the discourse of urban fear*. In: *American Anthropologist* 103/1, 45-58.
- Massumi, Brian (2002): *Parables for the Virtual. Movement, Affect, Sensation*. Durham u. a.: Duke University Press.
- McCormack, Derek P. (2003): *An event of geographical ethics in spaces of affect*. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 28/4, 488-507.
- Pain, Rachel (2009): *Globalized fear? Towards an emotional geopolitics*. In: *Progress in Human Geography* 33/4, 466-486.
- Park, Robert E. (1984 [1925]): *The city. Suggestions for the investigation of human behavior in the urban environment*. In: Robert E. Park / Ernest W. Burgess (Hg.), *The City*. Chicago u. a.: University of Chicago Press, 1-46.
- Pile, Steve (2010): *Emotions and affect in recent human geography*. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 35/1, 5-20.
- Prophet, Sandra (o. J.): *Guerilla-Gardening, Bauerngärten, Schrebergärten*. <http://www.tip-berlin.de/kultur-und-freizeit/gaertnern-ohne-grenzen-guerilla-gardening-bauern-garten-schrebergarten> (letzter Zugriff am 21.04.2015).
- Reckwitz, Andreas (2012): *Affective spaces: A praxeological outlook*. In: *Rethinking History* 16/2, 241-258.
- Reddy, William M. (2001): *The Navigation of Feeling: A Framework for the History of Emotions*. Cambridge u. a.: Cambridge University Press.

- Rosenwein, Barbara H. (2006): *Emotional Communities in the Early Middle Ages*. Ithaca u. a.: Cornell University Press.
- Shamir, Milette / Travis, Jennifer (Hg.) (2002): *Boys Don't Cry? Rethinking Narratives of Masculinity and Emotion in the U.S.* New York: Columbia University Press.
- Scheer, Monique (2012): Are emotions a kind of practice (and is that what makes them have a history)? A Bourdieuan approach to understanding emotion. In: *History and Theory* 51/2, 193-220.
- Schmitz, Hermann (1969): *Der Gefühlsraum*. Bonn: Bouvier.
- Rademacher, Sylke (2009): Guerilla Gardening. <http://blog.schoener-waers.de/2009/03/15/guerilla-gardening/#more-187> (letzter Zugriff am 11.3.2015).
- Simmel, Georg (1908): *Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung*. Leipzig: Duncker & Humblot.
- Soja, Edward W. (1989): *Postmodern Geographies. The Reassertion of Space in Critical Social Theory*. London u. a.: Verso.
- Spinks, Lee (2001): Thinking the post-human. Literature, affect and the politics of style. In: *Textual Practice* 15/1, 23-46.
- Thien, Deborah (2005): After or beyond feeling? A consideration of affect and emotion in geography. In: *Area* 37/4, 450-456.
- Thrift, Nigel (2007): *Non-representational Theory. Space, Politics, Affect*. London u. a.: Routledge.
- Thrift, Nigel (2008): The material practices of glamour. In: *Journal of Cultural Economy* 1/1, 9-23.
- Tsianos, Vassilis S. (2014): Homonationalismus und New Metropolitan Mainstream. Gentrifizierungsdynamiken zwischen sexuellen und postsäkularen Politiken der Zugehörigkeit, in: *sub\urban* 2/3, 59-80.
- Tuan, Yi-Fu (1974): *Topophilia: A Study of Environmental Perception, Attitudes, and Values*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Valentine, Gill (1989): The Geography of Women's Fear. In: *Area* 21/4, 385-390.
- Wagner, Kirsten (2010): Topographical Turn. In: Stephan Günzel (Hg.), *Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart u. a.: Metzler, 100-109.
- Wahlen-berlin.de (o. J.): Volksentscheid Tempelhofer Feld 2014. https://www.wahlen-berlin.de/abstimmungen/VE2014_TFeld/allgeminfo.asp?sel1=6053&sel2=1000 (letzter Zugriff am 8.11.2014).
- Wolter, Salih Alexander (2012): Ist Krieg oder was? Queer Nation Building in Berlin-Schöneberg, 15.6.2012, <http://salihalexanderwolter.de/70> (letzter Zugriff am 10.4.2015).

Spatial emotions – emotional spaces. Analyzing the entanglement of emotional practices and modern topographies

Engaging with different approaches in research on emotions and spaces the article outlines the theoretical, empirical and political potential of the tension between affect as disrupting established structures and emotions as being shaped by given spatial conditions. Practices of urban gardening and debates about gentrification show by way of example, how analyzing the dynamic interplay between spaces and emotions can be rendered fruitful for critical vistas on urbanity. Considering the corporeality of spatial emotions and the materiality of emotional spaces enables a search for strategies that over-emphasize neither the persistent efficacy of the social nor the resistant force of the material in a deterministic fashion. Instead, it allows for bringing the ambiguous dynamics and effects of emotional-spatial processes into view.



Gefühle in der Friedrichstraße

Eine emotionshistorische Perspektive auf die Produktion eines Stadtraums,
ca. 1870-1910

Joseph Ben Prestel

Dieser Aufsatz untersucht den Zusammenhang zwischen dem Entstehen eines Vergnügungsviertels in der Gegend der Berliner Friedrichstraße und bestimmten Subjektvorstellungen zwischen 1870 und 1910 aus einer emotionshistorischen Perspektive. Er zeigt, wie am Ende des 19. Jahrhunderts das Gehen in der Gegend der Friedrichstraße mit ganz widersprüchlichen Gefühlen beschrieben und dabei von Zeitgenoss_innen mit Vorstellungen von gereizten Großstadtmenschen verbunden wurde. Der Autor argumentiert, dass gerade in der Betonung des konfliktreichen Zusammenspiels von neuem Stadtraum und Subjektformen ein Vorteil der Emotionsgeschichte gegenüber anderen Ansätzen liegt, die riskieren, zeitgenössische Vorstellung von Gefühlen, Subjektivität und räumlicher Homogenität fortzuschreiben.

Ersteinreichung: 6. November 2014; Veröffentlichung online: 9. August 2015
An english abstract can be found at the end of the document.

Der Wandel von großen Städten im 19. Jahrhundert veränderte deren Bewohner. Mit der zunehmenden Urbanisierung entstand der Typus des Großstadtmenschen.[1] Dies ist zumindest die These, die einige Historiker_innen in ihren Arbeiten zur Stadtgeschichte des 19. Jahrhunderts vertreten (Lenger 1999; Becker/Niedbalski 2011). Als Beispiel für diesen Prozess werden meistens die Geschichten einiger weniger Großstädte herangezogen. Für die Geschichte Berlins hat sich in diesem Zusammenhang vor allem Gottfried Korffs Konzept der „inneren Urbanisierung“ zu einem einflussreichen Paradigma entwickelt. Korff argumentiert, dass sich in Berlin zwischen Vormärz und Weimarer Republik eine spezifisch großstädtische „Mentalität“ entwickelt habe, zu der emotionale Eigenschaften wie Stolz und eine „routinisierte Form der Apathie“ gehörten (Korff 1985). Die große Anzahl von Arbeiten, die sich auf Korffs Ansatz beziehen, zeigen, wie außerordentlich innovativ und produktiv das Konzept der „inneren Urbanisierung“ in den letzten dreißig Jahren wirkte (Schlör 2005; Föllmer/Knoch 2006; Becker/Niedbalski 2011). Teile der jüngeren Forschung zur Stadtgeschichte schreiben damit einige der theoretischen Prämissen des Konzepts der „inneren Urbanisierung“ fort. Vor dem Hintergrund von Arbeiten zur Geschichte der Gefühle und des Selbst werden mittlerweile allerdings auch die Fallstricke eines solchen Ansatzes deutlich. Zunächst setzt der Ansatz der „inneren Urbanisierung“ das Subjekt und sein ‚Inneres‘ als immer schon gegeben voraus. Der Wandel des Stadtraums kann zwar Veränderungen des ‚Inneren‘ hervorbringen – wie

dieses ‚Innere‘ in der Vorstellung der Zeitgenoss_innen jedoch aussieht und dass es überhaupt ein ‚Inneres‘ gibt, wird dabei nicht hinterfragt. Aussagen in den Quellen über Emotionen werden so eher fortgeschrieben denn auf den historischen Wandel der Beschreibung, Verortung oder gesellschaftlichen Bedeutung von Emotionen hin untersucht. Ebenso werden bestimmte Veränderungen mit dem Wandel des gesamten Stadtraums, zum Teil gar mit einem Idealtyp der ‚modernen Großstadt‘ an sich gleichgesetzt. Auch der Stadtraum wird somit als Ganzes, homogenes ‚Äußeres‘ vorausgesetzt, das sich dann in der Veränderung der Stadtbewohner abbildet.

In Abgrenzung zum Narrativ der „inneren Urbanisierung“ bietet der vorliegende Aufsatz eine andere Lesart der Veränderung von Stadträumen und deren Bewohner_innen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Aufbauend auf Ansätzen der Emotionsgeschichte analysiert die folgende Untersuchung Praktiken, die mit Veränderungen von Gefühlen in der Gegend der Friedrichstraße zwischen etwa 1870 und 1910 verknüpft waren. Die Emotionsgeschichte bietet hier den Vorteil, dass sie nicht a priori ein bestimmtes Subjekt und sein ‚Inneres‘ voraussetzt, sondern dass die jeweils spezifischen Konstellationen des Innen und Außen anhand der beschriebenen emotionalen Praktiken sichtbar gemacht werden (Scheer 2012). Im Verständnis des vorliegenden Aufsatzes unterscheiden sich emotionale Praktiken von anderen Praktiken dadurch, dass sie in zeitgenössischen Quellen als eine Verbindung zwischen Körper, Geist und dem Sozialen beschrieben werden. Vor diesem Hintergrund muss eine Analyse dieser Praktiken immer auch mit einer Untersuchung von ‚Gefühlswissen‘ als einem historisch-spezifischen Wissen über Subjekte einhergehen (Frevert et al. 2011). Nicht zuletzt rückt durch diese Perspektive auf emotionale Praktiken auch der Raum stärker ins Blickfeld. Im vorliegenden Aufsatz werden Debatten über Gefühle als eine verschränkte Produktion von Räumen und Subjekten analysiert, die nicht automatisch für die gesamte Stadt angenommen werden kann. Vielmehr soll hier verdeutlicht werden, wie emotionale Praktiken zentrale Bestandteile der Hervorbringung ganz bestimmter Stadträume waren. In Anlehnung an Michel de Certeaus Raumtheorie gehe ich davon aus, dass gerade Praktiken den Raum vom Ort unterscheiden: „Insgesamt ist der Raum ein Ort, mit dem man etwas macht“ (de Certeau 1988: 219). So sind es, de Certeau zufolge, beispielsweise die Gehenden, welche die Straße in einen Raum verwandeln. Aufbauend auf de Certeau werde ich argumentieren, dass das produktive Zusammenspiel von emotionalen Praktiken und einem bestimmten Stadtraum in Berlin zu einer Vorstellung von urbanen Subjekten beitrug, die noch heute in der Forschung zur Stadtgeschichte nachwirkt.

Seit den 1870er Jahren veränderte sich die Gegend der Friedrichstraße zunehmend zu einem Vergnügungsviertel. Der erste Teil des vorliegenden Aufsatzes zeichnet diese Veränderungen nach und legt dabei einen Schwerpunkt auf den Wandel der Architektur und Infrastruktur dieses Stadtraumes. In diesem Zusammenhang, so das Argument, veränderten sich auch Praktiken des Gehens auf der Straße. Wie der zweite Teil des Aufsatzes zeigt, wurde das Gehen in der Friedrichstraße zunehmend als problematische Praktik, die ambivalente Emotionen erzeugt, beschrieben. Diese Darstellungen werden im dritten Teil des Aufsatzes in Verbindung mit zeitgenössischen Theorien von Überreizung und Nervosität gelesen. Dabei soll gezeigt werden, wie ein

kontextspezifisches Wissen über Emotionen Beschreibungen des Gehens im Berliner Vergnügungsviertel beeinflusste und schließlich zu einem bestimmten Verständnis von Großstadtmenschen beitrug.

Gehen im Vergnügungsviertel

Schon 1868 beschrieb Ernst Bruch die Gegend der Friedrichstraße als eine „wahrhaft großstädtische Anlage“ (Bruch 1868: 66). Das Viertel, dessen Straßen bereits im siebzehnten Jahrhundert angelegt worden waren, wandelte sich ab den 1870er Jahren. Eine wichtige Zäsur war die Eröffnung des Bahnhofs Friedrichstraße 1882. Hier trafen die neugebaute Stadtbahn und der Fernverkehr der Eisenbahn zusammen, was den Bahnhof schnell zu einem wichtigen Verkehrsknotenpunkt werden ließ. Diese Bedeutung spiegelte sich im späten neunzehnten Jahrhundert in der Funktion der Gegend für den Tourismus in der deutschen Hauptstadt wider. Die Straßen zwischen dem Brandenburger Tor im Westen, der Oper im Osten, der Weidendammer Brücke im Norden und der Leipzigerstraße im Süden waren das unangefochtene Zentrum des Fremdenverkehrs in Berlin.

Die neue Infrastruktur trug auch zum Aufstieg der Gegend der Friedrichstraße zum Vergnügungsviertel der Stadt bei. Seit den 1870er Jahren siedelten sich in diesem Viertel zahlreiche Theater, Varietés, Restaurants und Bars an (Becker 2011). 1905 öffneten hier die ersten Kinos der Stadt (Haller 2011). Dank der Personenverkehrsverbindungen waren die Vergnügungsangebote in dieser Gegend vergleichsweise einfach für die Bewohner_innen anderer Teile Berlins zu erreichen. Die Verkehrsinfrastruktur spielte dabei nicht nur eine Rolle, indem sie Menschen in das Vergnügungsviertel brachte. Vielmehr wurde diese Infrastruktur auch Teil von Praktiken, die zur zeitgenössischen Faszination der Gegend beitrugen. Die Verteilung von Handzetteln und die Eröffnung der „Kaisergalerie“ zeigen, wie sich Vergnügen und Gehen in diesem Viertel vermischten. Polizeiberichte aus den 1870er Jahren schildern, wie die Gehwege der Friedrichstraße Raum für verschiedene kommerzielle Tätigkeiten wie den Verkauf von Theatertickets oder das Anbieten von Kleidern boten (Polizei-Präsidium Berlin 1882: 115). Auch Bar- und Restaurantbetreiber_innen nutzten die Gehwege für Werbezwecke. Eine zeitgenössische Darstellung des Berliner Nachtlebens beschreibt etwa, wie „freundliche Männer“ den Passant_innen in der Friedrichstraße „kleine Billette“ mit schlüpfriger Werbung für Bars und Nachtclubs in die Hand drücken. Um einen besseren Eindruck dieses Phänomens zu vermitteln, druckte der Autor der Beschreibung den Inhalt eines solchen Billets ab: „Sensationell! Der Bauchtanz ausgeführt von der schönen ‚Sophia‘ in den prachtvollen Bier- und Weinstuben zum ‚Verborgenen Veilchen‘. Krausenstr. 71, i. Tr. Verdi-Concert. Entree frei. Es ladet ein die junge Wirtin“ (Sartyr 1905: 64).

Der Autor der Beschreibung fügt an, dass Neugierige in dieser Bar kaum eine junge Wirtin auffinden würden. Ebenso würde „Sophia“ ihnen Bescheid geben, dass an „ähnliche Scherze“ wie den Bauchtanz nicht zu denken sei, wenn nicht eine Flasche Wein getrunken würde. Zeitgenössische Werbezettel zeigen, dass diese Beschreibung kaum überspitzt war. Mehrere Bars und Nachtclubs in der Gegend der Friedrichstraße wurden auf Handzetteln mit zweideutigen Slogans beworben. Der „Jockey-Club“ in der

Dorotheenstraße 93 versprach, dass hier die „schönsten und schneidigsten Sportsdamen der Residenz“ bedienen. Die Bar „Geier Wally“ in der Zimmer Straße 22 warb mit dem Hinweis „Bedienung von Ausländerinnen“ (Thiel 1987).[2] Die Verteilung von Handzetteln auf der Friedrichstraße zeigt, wie sich mit dem wachsenden Vergnügungsangebot die Beziehung zwischen der Straße und den Passanten wandelte. Diese Werbemaßnahmen konnten nicht nur die Interaktionen zwischen Menschen vermehren, die auf der Straße liefen. Die Straße wurde auch Teil der Unterhaltungsindustrie in dem Viertel. Fern einer Dichotomie von Innenräumen und Außenräumen schwappte mit der Verteilung von Handzetteln die Unterhaltungsindustrie gewissermaßen auf die Straße. In der Darstellung des Nachtlebens von 1905 wurde somit der Handzettel selbst zum Teil der Unterhaltung, über den es sich zu berichten lohnte.

Ein weiterer Bestandteil der Verschränkung von Verkehr und Unterhaltung in der Gegend war eine Passage, welche die Friedrichstraße mit dem Boulevard Unter den Linden verband. Als die sogenannte „Kaisergalerie“ im März 1873 eröffnete, waren Zeitungsartikel voll des Lobes für das Gebäude. Außen war die Kaisergalerie mit einer aufwendigen Fassade in Anspielung an französische Architektur der Renaissance ausgestattet, die schnell zu einem beliebten Motiv von Postkarten wurde (Geist 1997). Das Innere der Kaisergalerie war mit Terrakotta-Reliefs und einem Glasdach ausgestattet, welches die 128 Meter lange Passage überdachte. Ein Wiener Café, ein Wachsmuseum und etwa fünfzig Geschäfte trugen zur Pracht des Gebäudes bei. Sie schufen einen „mannigfaltigen Wechsel“, wie es die Vossische Zeitung beschrieb (Geist 1997: 38). Zwischen 1873 und 1914 konnte man in der Passage verschiedene Geschäfte wie Zigarren-, Süßwaren- und Buchhändler, sowie Friseure, Photographen, Juweliere oder Modeläden finden (Geist 1997). Die Geschäfte waren mit großen Glasfenstern ausgestattet, welche, sorgfältig dekoriert, schnell zum Kennzeichen der Passage wurden. Im Hinblick auf die Darstellung verschiedener Waren bemerkte der Berliner Architektenverein 1877, dass die Kaisergalerie die einzige Einrichtung in der Stadt sei, die an Kaufhäuser heranreiche, wie man sie in London oder Paris fände (Architektenverein 1877: 314).

Ein Text von 1874 beschreibt, wie trotz des prunkvollen Interieurs und dem Glasdach die meisten Besucher_innen „ihre Augen wohl weniger nach oben zu den herrlichen Ausschmückungen, die zu beschreiben einer eigenen Broschüre bedürfte, [richten,] als nach den Seiten der Galerie, auf welchen eine Reihe von Magazinen, von denen eines immer reicher und eleganter ist, als das andere, die Schaulustigen anlockt“ (M.R. 1874). Zeitgenössischen Berichten zufolge verlangsamten die Schaufenster in der Passage somit das Schrittempo der Passanten und ließen sie mehr auf die Umgebung achten (vgl. auch Warneken 2010). Gleichzeitig war die Kaisergalerie nicht nur ein Zentrum des Konsums oder ein architektonischer Höhepunkt Berlins. Zeitgenoss_innen betonten auch ihre Bedeutung für den Fußgängerverkehr. Eine Zeitung wies 1873 darauf hin, dass die Passage darauf abzielte, die Zirkulation von Fußgänger_innen im Zentrum Berlins zu verbessern, da sie versprach „das schmale Trottoir der Friedrichstraße [...] von dem eingeengten Verkehr zu entlasten und dem täglich zunehmenden Menschenstromen, welcher sich vom Süden aus nach dem Brandenburger Thore bewegt, eine bedeutende und

angenehme Abkürzung des Weges zu bieten“ (Geist 1997: 36). Die Passage kombinierte somit eine verbesserte Zirkulation des Fußgängerverkehrs mit Vergnügen. Ebenso wie die Handzettel, die in der Straße verteilt wurden, führt die Kaisergalerie vor Augen, dass das Passieren des Vergnügungsviertels um die Friedrichstraße nicht einfach eine Frage des schnellsten Weges von Punkt A nach Punkt B war. Viel eher machten diese Entwicklungen das Gehen innerhalb der Stadt zu einer Freizeitbeschäftigung.

Spazieren war spätestens seit der Spätaufklärung eine weitverbreitete Praktik im deutschen Bürgertum (König 1996). Zum Ende des 19. Jahrhunderts breitete sich diese Praktik auch vermehrt in der Arbeiterklasse aus (Warneken 2010). Reiseführer über Berlin zeigen, dass um die Jahrhundertwende auch der Spaziergang innerhalb der Stadt mehr Verbreitung fand. Während der 1860er und 1870er Jahre stellten Reiseführer Spaziergänge ausschließlich als das Gehen durch grüne, stille und wenig besuchte Orte, insbesondere Parks, dar. Da Berlin nicht viele solcher Räume bot, argumentierten Reiseführer, dass sich die preußische Hauptstadt nicht für diese Praktik eigne (Kapp 1869; Kiessling 1878). Seit den 1890er Jahren findet sich in mehreren Reiseführern ein Teil über „Spaziergänge durch Berlin“, der in die Vorschläge für Besucher der Stadt integriert wurde (o.V. 1890; o.V. 1910). Viele dieser Spaziergänge führten durch die Friedrichstraße. Bereits vor dem Entstehen der touristischen Praktik des Gehens durch die Stadt erwähnten Darstellungen der Friedrichstraße die große Anzahl von Fußgänger_innen in der Gegend. Eine Zeichnung von 1874 aus der Zeitschrift „Die Gartenlaube“ zeigt eine Gruppe von Menschen vor der Kaisergalerie. Im Vordergrund gehen Menschen auf dem Bürgersteig und der Straße. Der anschließende Artikel erklärt, dass sich besonders an Sonntagen eine große Menschenmenge am Eingang der Kaisergalerie versammle (M.R. 1874). Begriffe wie ‚bummeln‘, ‚flanieren‘ oder ‚spazieren‘, welche in diesem Artikel ebenso wie in anderen Beschreibungen benutzt wurden, qualifizierten die Praktik von Menschen, die auf der Friedrichstraße gingen, als Freizeitbeschäftigung (M. R. 1874; Hammer 1905; Edel 1908). Die Gegend wurde vor diesem Hintergrund zu einem berühmten Raum für Spaziergänge: „Von hier ab [Bahnhof Friedrichstraße] bis zur Behrenstrasse gewahrt man ein fast ununterbrochenes Gewoge geschäftiger oder flanierender Personen, von denen ein Teil, als angenehme Unterbrechung, die Kaiser-Galerie passiert“ (o.V. 1890: 78).

In mindestens vier Bänden der von Hans Ostwald nach der Jahrhundertwende herausgegebenen Reihe „Großstadtdokumente“ spielt die Gegend der Friedrichstraße eine wichtige Rolle (Hirschfeld 1904; Ostwald 1904; Hammer 1905; Sartyr 1905). Durch Ostwalds detaillierte Beschreibungen zeigen diese Texte, wie bestimmte Gefühle den „Reiz“ des Gehens durch die Friedrichstraße ausmachten. Ostwald präsentiert die Architektur der Gegend als wichtigen Aspekt, der Menschen anzog, etwa indem er beschreibt, wie „Fremde“ in Ehrfurcht oder „Verwunderung“ vor dem Prunk der Kaisergalerie und anderen berühmten Gebäuden stehen. Mehr als nur die gebaute Umgebung selbst ist es jedoch die Verbindung dieser Umgebung mit sozialen Praktiken, welche Ostwald und seine Mitautoren mit dem Ausdruck von Gefühlen verknüpfen. Ostwald schildert die Schaufenster der Gegend zum Beispiel als Orte romantischer Begegnungen zwischen

homosexuellen Männern und das Gehen in der Passage als eine Aktivität für lässige Unterhaltungen zwischen Jungen und Mädchen (Ostwald 1904). Vor allem betont er die emotionalen Auswirkungen der Vermischung von Unterhaltungsindustrie und Prostitution in der Straße:

„Keine Berliner Straße dient so der Neugier, dem Laster und dem Bummel wie die Friedrichstraße. Alle anderen großen Straßen werden eilig durchlaufen. In allen rennt die Hast nach Gewinn. In der Friedrichstraße auch. Aber neben dieser Hast nach Gewinn jagt die Zeit nach Genuß. (...) Fremde, die erstaunt sind über die prall über den Hüften sitzenden Kleider, über die anlockenden Gesichter unter den verwegen aufgesetzten, oft so überladenen kleinen Hüten, unter deren einer Seite grelle Blumen hervorquellen. Manch Blick bleibt auf den bloßen Armen haften, manch anderer folgt einem glitzernden, engen Gürtel und zierlichen Stiefeletten.“ (Ostwald 1907)

Verwunderung, Neugier, Romantik, Genuss – Ostwald mobilisiert in seinen Beschreibungen eine mit Gefühlswörtern befrachtete Sprache. Er betont dabei, dass Prostitution in diesem Zusammenhang zentral war, da sie dazu beitrug, das Gehen auf der Friedrichstraße zu einer Praktik zu machen, die sich vom Gehen auf anderen Straßen der Stadt unterschied. Ostwald schreibt, dass Touristen, Diebe, Jugendliche, Polizisten und Geschäftsleute in die Gegend kommen würden, manche nur aus „Neugier“ und nicht darüber im Klaren, was um sie herum geschah. Ostwalds Texte schreiben somit der Figur des Eingeweihten eine wichtige Rolle zu. Es brauchte ein „geübtes Auge“, etwa um männliche Prostituierte vor einem Schaufenster zu erkennen. Andere Quellen über die Friedrichstraße betonten ebenfalls die Bedeutung der Initiation in die Aktivitäten auf der Straße. Ein Buch, in dem ein Autor seine Leser unter anderem auf eine Tour durch das Nachtleben der Gegend mitnimmt, trug beispielsweise den Titel *Ich kenne Berlin* (Edel 1908). Ein weiteres Buch über die Gegend der Friedrichstraße wurde mit dem Titel *Führer durch das intime Berlin* beworben (o. V. um 1910). Eine dritte Veröffentlichung mit dem Namen *Berlin und die Berliner* empfahl einen Spaziergang durch das Vergnügungsviertel mit den Worten „Die Friedrichstraße. Les affaires sont les affaires. Nachtleben schon bei Tag. Abwechslungsreichster Spaziergang. Richtiger ‚Bummel‘ genannt“ (o.V. 1905: 273).

Nicht zuletzt Autoren der Weimarer Republik wie Franz Hessel und Walter Benjamin haben später das Flanieren zum Teil ihrer Überlegungen zur Stadt gemacht. Besonders eindrücklich ist der Zusammenhang zwischen der Produktion von Räumen und dem Gehen schließlich von Michel De Certeau dargestellt worden (De Certeau 1988). Die Texte über die Friedrichstraße verdeutlichen in diesem Zusammenhang, wie das Gehen zur Entstehung des Vergnügungsviertels als Stadtraum beitrug. Dabei spielte die genaue Charakterisierung dieser Praktik eine zentrale Rolle. Gehen war nicht gleich gehen, wie das ausdifferenzierte zeitgenössische Vokabular von ‚bummeln‘, ‚flanieren‘ und ‚spazieren‘ nahe legt. Gefühlspraktiken, so mein Argument, trugen zu dieser Ausdifferenzierung bei. Die zeitgenössischen Darstellungen des Vergnügungsviertels zeigen, dass man das Gehen, Bummeln, Flanieren und Spazieren in der Friedrichstraße mit einer Vielzahl von Aktivitäten vom Theaterbesuch und Tourismus bis hin zu romantischen Treffen und

Prostitution in Verbindung bringen konnte. In Hans Ostwalds Texten war es genau diese Vieldeutigkeit mit ihren Implikationen für Gefühle, die den ‚Reiz‘ dieser Praktiken in der Gegend der Friedrichstraße ausmachte. Ein Artikel aus der *Gartenlaube* von 1874 zeigt, wie der unterhaltende Charakter der Straße als positive Neuerung wahrgenommen wurde. Nach der Eröffnung der Kaisergalerie war in der Zeitschrift zu lesen: „Noch vor gar nicht so langer Zeit trugen die Straßen Berlins fast durchweg den Charakter tödlicher Nüchternheit und echtster Kleinstädtere!“ (M. R. 1874: 781).

Gemischte Gefühle auf der Straße

Nicht immer wurden die Aufregung und der ‚Reiz‘, die seit den 1870er Jahren mit dem Gehen in der Friedrichstraße in Verbindung gebracht wurden, als positiv beschrieben. So ist in einem Reiseführer von 1890 zu lesen, dass sich in der Gegend „neben den Licht auch die Schattenseiten des Weltstadtbetriebs“ zeigen. „Die Lebewelt und ihr Anhang sind hier zu finden, weshalb Damen empfohlen sei, bei eintretender Dunkelheit nicht ohne Begleitung durch die Friedrichstraße zu gehen“ (o.V. 1910: 7). Ein anderer Beobachter sah die Auswirkungen der Prostitution unter anderem darin, dass „heute selbst am Tage kaum noch eine anständige Frau allein durch die Friedrichstraße zu gehen wagt, geschweige denn Nachts, wo jeder Lümmel sich berechtigt glaubt, sie ohne weiteres für vogelfrei halten zu dürfen“ (Sartyr 1905: 19). Solchen Warnungen zum Trotz gingen einige Frauen alleine durch die Friedrichstraße. Polizeiberichte zeigen, dass die Entwicklung der Gegend zu einem Vergnügungsviertel auch zahlreiche Frauen auf die Straße brachte, die nicht als Prostituierte tätig waren. Die Ausbreitung von Geschäften im Zusammenspiel mit der Integration von Frauen in den Arbeitsmarkt führte dazu, dass zahlreiche Frauen, wie etwa Verkäuferinnen und Näherinnen, in der Gegend unterwegs waren und auf dem Nachhauseweg zum Teil spät-abends die Straße benutzten (o.V. 1872a; o.V. 1873b). Gleichzeitig spielten Frauen auch als Konsumentinnen eine Rolle, indem sie Theater und andere Vergnügungsangebote besuchten (Becker 2009). In der Gegend der Friedrichstraße waren somit um die Jahrhundertwende sowohl Frauen der Mittelschicht als auch Frauen der Unterschicht und Prostituierte anzutreffen.

Bis in die 1870er Jahre wurde unmoralisches Verhalten und kommerzieller Sex in Berlin vor allem als ein in Tanzlokalen, Weinkellern und Nachtcafés beheimatetes Phänomen dargestellt (Hitzer / Häusler 2010). Während Straßenprostitution bereits vorher existierte, wurde sie nicht als Hauptmerkmal des Gewerbes diskutiert. Zudem waren die Straßen, welche mit Prostitution in Verbindung gebracht wurden, wie etwa die Gasse Hinter der Königsmauer, als ‚unsittliche‘ Gegenden klar demarkiert. Parallel zur Veränderung des Stadtraumes seit den 1870er Jahren begannen Zeitgenoss_innen Prostitution verstärkt als Straßenphänomen zu beschreiben (Ostwald 1907). In Folge von Beschwerden über das öffentliche Auftreten von Prostitution in einigen Zeitungen der Stadt leitete die Polizei 1872 eine aggressive Kampagne gegen Frauen ein, die nach Eintritt der Dunkelheit alleine auf der Straße gingen (vgl. Dobler 2008). Die Berliner Gerichtszeitung stellte daraufhin fest, dass „nächtliche Spaziergänge“ für einzelne Frauen schwer geworden seien (o.V. 1872b). Auch zeitgenössische Statistiken deuten

darauf hin, dass in dieser Zeit die Zahl von Frauen, die in Berlin auf der Straße festgenommen wurden, anstieg (Schwabe 1869: 275; Berliner Polizei-Präsidium 1882: 506). Wie Zeitungsberichte verdeutlichen, bezogen sich die Behörden dabei nicht immer auf ein eindeutiges Verständnis dessen, wer eine ‚Prostituierte‘ sei. Die Maßnahmen der Polizei konnten so eine große Unsicherheit unter Passant_innen hervorrufen.

In mindestens vier zwischen 1871 und 1873 dokumentierten Fällen gaben sich Männer als Polizisten in Zivil aus. So näherte sich der Maschinenbauer Friedrich Möhler an einem Abend im Herbst 1872 zwei Frauen in der Münzstraße. Möhler fragte, ob sie ihn und seinen Freund zu einem nahe gelegenen Weinkeller begleiten wollten. Als die Frauen sein Angebot ablehnten, behauptete Möhler plötzlich, dass er Polizist sei und bestand darauf, ihre Namen aufzuschreiben, bevor er sie gehen ließ (o.V. 1872c). In einem anderen Fall erpressten zwei Männer, von welchen einer einen gefälschten Ausweis der Sittenpolizei besaß, einen reisenden Kaufmann. Die Männer behaupteten, dass der Kaufmann einen von ihnen am Brandenburger Tor auf „unsittliche Weise“ berührt habe (o.V. 1871). Während diese Fälle die Probleme von Passant_innen veranschaulichen, zwischen echten Polizisten und Betrügern zu unterscheiden, hatte die Polizei selbst größte Probleme, Prostituierte von anderen Passant_innen zu trennen. Zeitungsberichte dokumentieren zahlreiche ‚Fehlgriffe.‘ Ein Fall im Februar 1873 brachte die Berliner Gerichtszeitung besonders in Rage. Dem Zeitungsbericht zufolge war eine junge, „anständige“ Frau um neun Uhr abends durch die Charlottenstraße, eine Parallelstraße der Friedrichstraße, gegangen. Plötzlich wurde sie von zwei Beamten der Sittenpolizei angehalten, die darauf bestanden, sie mit auf die Polizeiwache zu nehmen. Die Berliner Gerichtszeitung berichtete, dass die unschuldige Frau gegen elf Uhr abends schließlich von der Polizeiwache nach Hause geschickt wurde, wo sie „ohnmächtig zusammenbrach“ (o.V. 1873c). Nachdem sich die Frau beim Berliner Polizeipräsidenten beschwert hatte, druckte die Berliner Gerichtszeitung dessen Antwort ab:

„Euer Wohlgeboren benachrichtige ich auf die schriftliche Vorstellung und die persönliche Unterredung vom 7. dieses Monats hierdurch, daß nach den Angaben des Schutzmannes Marx Ihre Sitierung zur Wache des 38. Polizei-Reviers am 3. d. Mts. deshalb erfolgt ist, weil sie auffällig angekleidet, sich fortwährend rechts und links umgesehen und in verschiedene, der Controlle unterworfenen Keller hinein geschaut hätten. – Ich habe ihre Sitierung für nicht gerechtfertigt erachten können“ (o.V. 1873d).

Wie dieser Fall zeigt, hielten Polizeibeamte in der Gegend um die Friedrichstraße nach Praktiken Ausschau, die sie mit Prostitution in Verbindung brachten. Manche dieser Praktiken waren jedoch auf den Straßen Berlins zu weit verbreiteten Phänomenen geworden. So ist in einem Bericht der Berliner Polizei von 1884 zu lesen, dass die „heutige Mode des Schminkens u. des Putzes“ es schwer mache, zwischen einer „Prostituierten“ und einer „anständigen Frauenperson“ zu unterscheiden (LAB A Pr. Br. Rep. 030 Nr. 16927). Dieser Polizeibericht wurde als Reaktion auf einen Artikel in der Staatsbürgerzeitung verfasst, der das mangelnde Einschreiten der Polizei in der Friedrichstraße kritisierte. Der Zeitungsartikel zitierte unter anderem

einen Repräsentanten der protestantischen Kirche, der erklärte, dass es „den Ruf eines anständigen Mannes schon schädigen kann“, wenn er abends in der Kaisergalerie gesehen würde. Ein weiterer Geistlicher sagte aus, dass „schon viele [...] einen Umweg machen, bloß um nicht die Friedrichstraße passieren zu müssen“ (o.V. 1884). Die Polizei reagierte auf die Vorwürfe mit dem Verweis, dass die Anwesenheit einzelner Frauen in dieser Gegend nicht mit Prostitution gleichzusetzen sei:

„Freilich treibt sich dort [in der Passage], sowie auch in der Friedrichstraße eine große Anzahl von Frauenpersonen zwecklos umher, vielleicht um Liebesabenteuer zu suchen. Diese Personen aber als Prostituierte zu identifizieren, ist doch wohl sehr gewagt. Es ist dies diejenige Klasse von Frauenpersonen, die ebenso frei leben wollen, wie die Männer u. ihre Zahl scheint sich in letzter Zeit allerdings nicht unerheblich vermehrt zu haben, was wohl den die Emanzipation der Frauen zum Hauptzweck habenden Agitationen der bekannten Frau Guillaume Schack und Genossinnen zurückzuführen [sic!] ist“ (LAB A Pr. Br. Rep. 030 Nr. 16927).

Mit diesem Hinweis bezog sich die Polizei auf Gertrude Guillaume-Schack, welche die Maßnahmen der Sittenpolizei öffentlich attackierte. In einer Publikation von 1881 kritisierte sie etwa, dass Frauen von den Kontrollen auf der Straße betroffen seien, ganz gleich ob es sich um Prostituierte handele oder nicht. Durch das System der Sittenpolizei sei es den Behörden möglich, über die „Ehre“, „Freiheit“ und den „Körper“ einer Frau zu bestimmen (Guillaume-Schack 1881).

Ein Fall von 1891 veranschaulicht die Mechanismen der Kontrolle von Frauen in der Gegend der Friedrichstraße. Im Sommer 1891 beschwerten sich Anwohner der Dessauerstraße, dass eine Nachbarin mit dem Namen Agnes Fischer sich in „auffallendem Anzuge“ am Fenster zeige und dabei Männern zuwinke. Die Sittenpolizei reagierte, indem sie Fischer an drei Tagen durch den Kriminalschutzmann Kranz observieren ließ. Kranz gab zu Protokoll, dass sich Agnes Fischer am 3. August in der „Friedrichstraße in recht auffälliger Weise bewegte, an Schaufenstern stehen blieb, um mit dort stehenden Herren anzuknüpfen, die Herren anlockte und ihnen nachsah.“ Am 11. August 1891 ergab sich eine längere Observation:

„Derselbe Schutzmann Kranz hat [...] beobachtet, wie sie auf einem ähnlichen Streifzuge an der Leipziger- und Friedrichstraßen-Ecke einen Herren etwa zehn bis fünfzehn Minuten lang festhielt und am Weitergehen verhinderte, so daß dieser sich gewaltsam von ihren Händen befreien mußte, wie sie an der Charlottenstraßen-Ecke wieder 10 Minuten stehen blieb und sich bei wiederholtem Passieren der Straßendämme die Röcke so hoch hob, daß die Beine bis ziemlich zum Knie sichtbar waren, auch durch ihren langsamen Gang und ihr Gebahren unwillige Äußerungen von Passanten hervorrief, wie sie demnächst von 7 1/2 Uhr bis 8 1/2 Uhr mit einem Herren in der Behrenstraße auf und ab ging, sich mit demselben am Opernhause (Kaisereinfahrt) küßte und drückte und von dort verscheucht mit demselben in das deutsche Sekthaus Mauerstraße 66/67 ging“ (LAB A Pr. Br. Rep 031-03 Nr. 2691).

Fischer wurde einige Tage später wieder von Polizisten beobachtet als sie durch die Leipzigerstraße, Friedrichstraße, Kaisergalerie, Unter den Linden und den Tiergarten ging. Die Polizisten behaupteten, dass Fischer ein „aufdringliches Verhalten“ gegenüber Männern gezeigt habe. Agnes Fischer wurde daraufhin verhaftet und unter „sittenpolizeiliche Kontrolle“ gestellt. Dies bedeutete, dass sie sich regelmäßig medizinischen Untersuchungen auf Syphilis und andere sexuelle übertragbare Krankheiten unterziehen musste. Darüber hinaus durfte sie sich nicht mehr an einer Reihe von Orten in der Stadt, wie einigen Parks, Theatern und der Friedrichstraße aufhalten. Agnes Fischer legte Beschwerde gegen diesen Verwaltungsakt ein. Sie argumentierte, dass sie nervös sei und ein Arzt ihr daher verschrieben habe, spazieren zu gehen. Sie gab zu, mit Männern geredet zu haben. Sie habe sich jedoch nie „auffällig verhalten“ oder Geschlechtsverkehr gehabt. Während das Verwaltungsgericht die Beschwerde zurückwies, wirft die Begründung ein Schlaglicht auf die Kontrolle von Frauen auf den Straßen Berlins. Das Verwaltungsgericht argumentierte, dass die bloße „geschlechtliche [...] Hingabe an Männer“ noch keine „sittenpolizeiliche Kontrolle“ rechtfertige. Allerdings sei Fischers „höchst unzüchtiges“ Verhalten auf „öffentlichen Straßen“ Rechtfertigung genug für diese Maßnahme (LAB A Pr. Br. Rep 031-03 Nr. 2691). Zeitgenössische Statistiken zeigen, dass Fischers Fall keine Ausnahme war. Im Laufe des Jahres 1896 nahm die Polizei in Berlin 30,196 Frauen unter der Anschuldigung der ‚gewerbsmäßigen Unzucht‘ fest.[3] Von diesen Frauen waren 4,402 der Polizei nicht vorher bekannt und wurden mit einer Verwarnung entlassen. Dies bedeutet, dass 1896 im Durchschnitt täglich zwölf Frauen in Berlin festgenommen wurden, deren Stellung als Prostituierte nicht endgültig geklärt werden konnte (GPStA, 1. HA Rep. 77 Tit. 235a).

Die fortgesetzte Marginalisierung von Frauen, die alleine auf den Straßen Berlins gingen, brachte verschiedene Reaktionen hervor. Während der ersten Welle von Polizeimaßnahmen in den 1870er Jahren berichtete die Berliner Gerichtszeitung, dass „Prostituierte“ vermehrt in der Begleitung von „Ehrenmüttern“ – älteren Frauen, die ihrem Auftreten einen Schein von Anständigkeit verleihen sollten – auf der Straße gehen würden (o.V. 1873a). Neben solchen Versuchen von Frauen, die Polizeikontrollen zu unterlaufen, spiegeln zeitgenössische Quellen auch eine Sorge um die Auswirkungen der Maßnahmen der Sittenpolizei wider. Zeitungsartikel verdeutlichen, dass Zeitgenossen in ihren Einwänden gegen die polizeilichen Kontrollen diese häufig als Angriff auf die „weibliche Ehre“ beschrieben (GPStA, 1. HA Rep. 77 Tit. 235a). Ein weiteres Argument findet sich in der Berliner Gerichtszeitung, die im Februar 1873 betonte, dass die Kontrolle durch die Sittenpolizei einer „anständigen“ Frau „kalten Angstschweiß“ auf die Stirn trieb. Die Frau, so der Artikel weiter, habe geweint und „ängstliche Schreie“ ausgestoßen. Noch Tage später sei sie in „ihrer Ehre tief gekränkt“ und „nervös aufgeregt“ gewesen (o.V. 1873c). In einem anderen Fall argumentierte die gleiche Zeitung, dass ein Passant unter anderem aufgrund seiner „Aufregung“ zum Opfer von Betrügnern wurde, die sich auf der Straße als Polizisten in Zivil ausgaben. Durch die „Aufregung“ habe das Opfer seine Fähigkeit zur „ruhigen Ueberlegung“ verloren und sei so auf den Betrug hereingefallen (o.V. 1873e). Im Gegensatz zu den Publikationen von Autoren wie Hans Ostwald deuten die Texte über die Kontrollen der Sittenpolizei somit auf

negativ konnotierte Emotionen hin, die mit dem Gehen in der Friedrichstraße in Verbindung gebracht wurden. Trotz dieses Unterschieds taucht jedoch in beiden Textsorten eine Art von ‚Reiz‘ oder ‚Aufregung‘ als Merkmal der Gegend der Friedrichstraße auf.

Diese Darstellungen des Berliner Vergnügungsviertels machen deutlich, dass diese Gegend nicht einfach als ein Raum beschrieben wurde, der durch seine ‚reine‘ physische Materialität auf Stadtbewohner_innen wirkte. Stattdessen war es das Zusammenspiel von räumlichen Merkmalen wie der ‚Grandeur‘ der Kaisergalerie und spezifischen Praktiken, wie dem Gehen oder Blickwechsel zwischen Passanten, die diesen Raum zum Gegenstand zeitgenössischer Debatten machte. Doch nicht nur der äußere Stadtraum wurde hierbei diskursiv hervorgebracht. Verweise auf den Zusammenhang zwischen Gefühlen und den Gefahren der Gegend der Friedrichstraße machen auch deutlich, dass die Debatten um das Vergnügungsviertel an eine historisch spezifische Vorstellung von Subjekten geknüpft waren.

Gereizte Subjekte in der Großstadt

Nicht zufällig schrieb die Berliner Gerichtszeitung 1873, dass die Kontrolle durch die Sittenpolizei bei einer „anständigen“ Frau zu „nervöser Aufregung“ geführt hätte. Historiker haben an zahlreichen Beispielen gezeigt, dass Berliner_innen am Ende des 19. Jahrhunderts vor allem über den Topos der ‚Nervosität‘ das Wechselverhältnis zwischen der Großstadt und ihren Körpern konzeptualisierten (Radkau 1998; Killen 2006). Obwohl der Diskurs über Nerven keine kohärente Emotionstheorie bereitstellte, weist er doch auf ein bestimmtes Verständnis von Subjektivität hin, das zahlreiche Debatten über Gefühle in Berlin um 1900 prägte. So hat Joachim Radkau gezeigt, dass die Aktivitäten „nervöser“ Menschen oft als „von unkalkulierten Emotionen“ getriebene „Eskapaden“ galten (Radkau 1998: 14). Anson Rabinbach schreibt in diesem Zusammenhang, dass mehrere Autoren medizinischer Fachbücher eine Verbindung zwischen Nerven, erschöpften Körpern und einem Kontrollverlust über die „Leidenschaften“ herstellten. Nervöse Subjekte waren demzufolge von einer Kombination aus „a weakened state and unstable emotions“ (Rabinbach 1992: 154) gekennzeichnet. Vor diesem Hintergrund beeinflusste das Wissen über Nerven und den Energiehaushalt des Körpers das Sprechen über den emotionalen Einfluss der Großstadt auf ihre Bewohner_innen.

In Berlin wurde der Zusammenhang zwischen Veränderungen in der Stadt und deren Einfluss auf den Körper häufig in Form der ‚Überreizung‘ thematisiert. Um die Jahrhundertwende diskutierten verschiedene Autoren, ob die deutsche Hauptstadt die Nerven ihrer Bewohner_innen zu stark reizte. Die Grundlinien dieser Debatte sind am deutlichsten in Albert Eulenburgs Schriften zu erkennen. Eulenburg publizierte unter anderem Artikel zur „nervösen Berliner“ oder der „Nervenhygiene in der Großstadt“ (Eulenburg 1902; Eulenburg 1910). Gemeinsam mit anderen Psychiatern und Ärzten wie zum Beispiel Albert Moll argumentierte Eulenburg gegen Darstellungen, die Berlin ausschließlich mit negativen Effekten für die Nerven in Verbindung brachten. Eulenburgs und Molls Betonung einer nuancierten Beschreibung der Stadt deutet darauf hin, dass um 1900 eine durchaus

populäre Vorstellung von Berlin als einem Nährboden für Nervöse existierte (Eulenburg 1895; Eulenburg 1902; Moll 1902). In diesem intellektuellen Umfeld konnte der Direktor eines Naturheilbades in Berlin behaupten, dass „man wohl heute schon alle Großstädter mehr oder weniger als ‚Nervöse‘ bezeichnen kann“ (Canitz 1892: 4). Obgleich Eulenburg einer solchen allgemeinen Kritik an der Großstadt eine Absage erteilte, argumentierte er, dass bestimmte für Berlin spezifische Aktivitäten die Nerven zu sehr reizen würden. Mit Verkehr und Vergnügen spielten zwei Hauptmerkmale der Gegend der Friedrichstraße eine wichtige Rolle in diesem Argument. Eulenburg zufolge war der Straßenverkehr das „frappanteste“ und „einleuchtendste“ Beispiel für den Einfluss der Großstadt auf die Nerven ihrer Bewohner. „Verkehrsstraßen“ und „belebte Plätze“ mit ihren „Verkehrsschwierigkeiten“, „Hemmnissen“ und „Gefahren“ konnten zu Nervosität führen. Nachdem sie mit dieser anstrengenden Umgebung konfrontiert wurden, so Eulenburg, sollten sich Großstädter ausruhen. Stattdessen würden sie jedoch ihre Nerven weiter durch Alkohol, Tanzen und Prostitution reizen (Eulenburg 1902).

Weitere Veröffentlichungen verdeutlichen, dass auch andere Zeitgenossen Verkehr und Vergnügen als zwei Hauptursachen für die Auswirkung Berlins auf die Nerven seiner Bewohner_innen ansahen. Die „Hetze“, der „Lärm“ und das „ewig wechselnde Straßenbild“ wurden in mehreren Texten als Ursachen einer Überreizung von Nerven beschrieben (Gerling 1902; Hellpach 1907; Bandis 1911; Morat 2013). Obgleich Gefühle nicht im Zentrum dieser Texte stehen, spielen sie aufgrund ihrer Verbindung zu Nervenaktivität eine Rolle. Willy Hellpach zum Beispiel erklärte „Hasten und Treiben“ im Zusammenspiel mit einem beschleunigten „Gefühlswechsel“ zu einer Ursache von Nervosität (Hellpach 1902: 102). In seiner Kritik an der „Vergnügungssucht“ von Großstädter_innen deutete der Direktor des Naturheilbades auch auf die Verbindung zwischen Gefühlen, der Reizung von Nerven und Ermüdung hin:

„Anstatt, daß der Abends von seiner anstrengenden Berufsthätigkeit müde, nervenangespannte Fabrikant und Kaufmann, der noch außerdem durch allerhand unangenehmer, geschäftlicher Vorkommnisse mißmuthig, ärgerlich, voll böser Laune ist, es sich zu Hause im Kreise seiner Familie bequem machen sollte, sich nach gethener Arbeit ausruhen oder im Freien durch Spaziergänge erholen sollte, thut er gerade das Gegentheil. Er will seine böse Laune, seinen geschäftlichen Verdruß durch Vergnügen verscheuchen [...]. Daß bei diesem genußsüchtigen, nervenaufreibenden Treiben von einer Erholung, einem Ausruhen des müden Körpers nicht die Rede sein kann, ist klar ersichtlich“ (Canitz 1892: 10f.).

Der Fokus auf Verkehr und Vergnügen zeigt, dass die Gegend der Friedrichstraße leicht mit der Erzeugung eines gefährlichen Reizes oder einer gefährlichen Aufregung durch Gefühle in Verbindung gebracht werden konnte. Während die Straße nicht explizit in den medizinischen Texten über Nervosität auftauchte, vermittelte das Verständnis von Nervenaktivität und Überreizung eine einflussreiche Vorstellung der Auswirkung der Straßen Berlins auf den Körper. Wie mehrere Historiker festgestellt haben, wurden die Argumente in diesem Zusammenhang nicht nur von Ärzten oder Psychiatern formuliert (Radkau 1998; Killen 2006). Ganz verschiedene

Einwohner_innen Berlins erklärten, dass das Leben in der Stadt sich auf ihre Nerven auswirkte. Durch Patientenberichte waren wissenschaftliche Texte wiederum zum Teil von diesen Argumenten geprägt. Ärzte und Psychiater trugen schließlich mit ihren Publikationen zur weiteren Popularisierung dieses Diskurses bei. Am Ende des 19. Jahrhunderts konnten Berliner in zahlreichen kleinen Büchern und Broschüren, von denen einige nicht mehr als 75 Pfennig kosteten, über Nervosität lesen. Vor dem Hintergrund, dass ein Arbeiterhaushalt 1903 etwa 65 bis 100 Mark im Monat einnahm, war diese Literatur für Berliner unterschiedlicher sozialer Schichten zumindest prinzipiell erschwinglich (Haupt 2009). Ärzte, Psychologen und Psychiater publizierten auch in verschiedenen populären Zeitschriften wie *Die Gartenlaube*, *Die Woche* oder *Die Zukunft* Artikel über Nervosität (Eulenburg 1896; Eulenburg 1902; Dornblüth 1898). Nicht zuletzt war der Nervendiskurs um 1900 auch in nichtmedizinischen Texten über die Stadt, wie Georg Simmels *Die Großstädte und das Geistesleben*, präsent (Simmel 2005; Frisby 2001).

Anstatt als zeitlose Zeugnisse des ‚Einflusses‘ der ‚modernen Großstadt‘ auf ihre Bewohner müssen diese Texte somit auch als Teil historisch-spezifischer Subjekttheorien gelesen werden. Gerade die Vorstellung einer gefährlichen Überreizung durch Verkehr oder Vergnügen war dabei eng an den Aufstieg der Physiologie und der Thermodynamik in der Mitte des 19. Jahrhunderts gebunden. 1847 hatte der deutsche Physiker Hermann von Helmholtz versucht zu zeigen, dass die Naturkräfte Teil einer einzigen, universalen Kraft sind, der weder etwas hinzugefügt noch etwas verloren gehen kann (Rabinbach 1992: 3). In den 1850er und 1860er Jahren entwickelte sein Kollege Rudolf Clausius dieses Argument weiter, indem er erklärte, dass bei der Konvertierung zwischen Energieformen etwas von dieser Kraft verloren gehen konnte. Für das Verständnis des menschlichen Körpers in der Medizin waren die Theorien von Clausius und Helmholtz äußerst einflussreich. Die beiden Sätze der Thermodynamik schienen nicht nur zu zeigen, dass eine universale Energie alle menschlichen Körper antreibt, sondern auch, dass diese Energie sich in einem beständigen Niedergang befindet, da sie immer wieder konvertiert werden muss. Ermüdung wurde vor diesem Hintergrund als natürliche Grenze der Arbeitskraft des Körpers verstanden, woraus sich die Notwendigkeit eines „Haushaltens“ mit menschlicher Energie ergab (Rabinbach 1992). Ebenfalls in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts begannen Physiologen Nerven als zentralen Bestandteil des Körpers aufzufassen, der Energie benötigte. Nerven wurden häufig mit einem Telegraphennetzwerk verglichen, durch welches die verschiedenen Organe mit dem Gehirn kommunizierten. Wie der Telegraph benötigten Nerven in diesem Bild Energie, um ihre Nachrichten im Körper richtig zu versenden (Radkau 1998; Killen 2006; Sarasin 2001).

Die Verbindung zwischen Nerven und Energie bedeutete, dass nicht nur Fabrikarbeiter, deren Muskeln nach langen Arbeitstagen erschöpft sein konnten, mit ihrer Energie haushalten sollten. Ermüdung konnte auch für Mitglieder des Berliner Bürgertums zum Problem werden, wenn sie zu viel Energie aufbrauchten, beispielsweise am Schreibtisch. Zeitgenössische medizinische Texte beschrieben vor diesem Hintergrund ein Übermaß an Denken und Fühlen als eine Belastung des Energiehaushalts. Gefühle blieben in diesen Theorien eine Art von Black Box. Ohne den genauen Vorgang zu

beschreiben, gingen Ärzte und Physiologen davon aus, dass Gefühle Energie im Körper verbrauchen. In einer populären Abhandlung über Ermüdung, die 1892 in ihrer deutschen Übersetzung erschien, schrieb der italienische Physiologe Angelo Mosso: „So sind wir überzeugt, dass sich zur Erzeugung eines Gedankens, einer Empfindung, einer Gemüthsbewegung eine Umsetzung der Energie vollziehen muss.“ Wobei er gleich darauf hinzufügte: „Wir können aber noch nicht den greifbaren Beweis dafür erbringen“ (Mosso 1892: 209). Obwohl der genaue Zusammenhang damit unbegründet blieb, wurde ein Zuviel an Emotionen als Gefahr für den Energiehaushalt des Körpers verstanden. In ihren Darstellungen von Nervosität betonten Ärzte immer wieder, dass „starke“ oder „tiefe“ „Bewegungen“ oder „Erregungen“ des „Gemüts“, wie Trauer, Wut oder Angst eine wichtige Rolle bei der Entwicklung dieser Krankheit spielten (Canitz 1892; Nagel 1899; Peters 1906; Bandis 1911). In den Worten des Psychologen Willy Hellpach erzeugte eine dauerhafte Erregung von Emotionen einen pathologischen Zustand, in dem die Tätigkeit der Nerven nicht mehr zur Ruhe kam (Hellpach 1906: 26).

Medizinische Texte brachten vor diesem Hintergrund ein Zuviel an Emotionen mit dem Phänomenen der ‚Überreizung‘ in Verbindung. Bereits vor dem späten neunzehnten Jahrhundert wurden bestimmte Räume in Berlin, wie etwa Tanzlokale, als Ursache von Überreizung beschrieben. Das Konzept der Überreizung veränderte sich jedoch unter dem Eindruck der Debatte um Ermüdung, indem es nun verstärkt als Ursache einer dauerhaften materiellen Veränderung des Körpers betrachtet wurde, die durch bestimmte Praktiken entstand. So war in einem populären Buch über Nervosität etwa zu lesen, dass Überreizung zu einer Veränderung des „Nervenmarks“ führe (Peters 1906: 4). Häufig wurde Überreizung als Ursache von ‚reizbarer Schwäche‘ genannt. Albert Eulenburg zufolge entstand reizbare Schwäche in der dauerhaften Reizung von Nerven, welche zu deren Ermüdung führte. Durch diesen Mangel an Energie würden die Nerven nicht nur schwächer, sondern auch noch empfänglicher für weitere Reize. Reizbare Schwäche wurde so als eine Art Teufelskreis beschrieben (Eulenburg 1895). Darstellungen von Patient_innen in medizinischen Veröffentlichungen zeichneten eine Verbindung zwischen diesem Effekt der Überreizung und Gefühlen. Hier wurde regelmäßig beschrieben, dass nervöse Subjekte in einem Moment eine gewisse Gleichgültigkeit und in einem anderen Moment extreme Emotionalität zeigen konnten. Diese Patient_innen spiegelten damit die paradoxe Kombination von Schwäche und Reizbarkeit wider, die durch überreizte Nerven entstand. Dabei wurden die Patienten auch als noch empfänglicher für Emotionen beschrieben (Hellpach 1906).

Obwohl der Diskurs von Überreizung und Nervosität eine gemeinsame Sprache bereitstellte, um über die Auswirkungen der Großstadt auf Subjekte zu sprechen, diffundierte die Assoziierung von Straßen, Aufregung durch Gefühle und überreizte Großstadtmenschen nicht einfach von medizinischen Texten in ein populäres Wissen. Als Agnes Fischer 1891 für ‚gewerbsmäßige Unzucht‘ in der Gegend der Friedrichstraße festgenommen wurde, hielt sie es für eine plausible Antwort, der Polizei zu sagen, dass ein Arzt ihr geraten habe, auf diesen Straßen zu gehen, um ihre Nervosität zu bekämpfen (LAB A Pr. Br. Rep 031-03 Nr. 2691). Ihre Aussage widersprach damit dem Großteil der wissenschaftlichen Literatur über Nerven und Aufregung,

welcher die negativen Auswirkungen von Straßenverkehr und Vergnügen auf die Bewohner_innen Berlins betonte. Agnes Fischer nutzte das Wissen über Nerven in einer Weise, die von Ärzten und Psychiatern kaum intendiert war. In einem aufschlussreichen Aufsatz hat Susan Buck-Morss das im Berlin des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts mit Prostituierten assoziierte ‚Bummeln‘ als eine Handlung des Widerstands gegen Imperative eines kapitalistischen System gelesen (Buck-Morss 1986). In Anlehnung an Buck-Morss lässt sich auch der Einspruch von Agnes Fischer gegen die Maßnahmen der Sittenpolizei als eine Art des Widerstands verstehen. Aus dieser Perspektive zeigen ihre Aussagen nicht etwa ein falsches Verständnis des Zusammenhangs von Stadtraum, Gefühlen und Nervositätsdiskurs. Vielmehr dienen sie als Warnung vor einer homogenisierenden Darstellung, in der die Beschreibung einiger Akteure zu der ‚Erfahrung‘ des Stadtraums schlechthin erhoben wird.

Schluss

Häufig wird im Zusammenhang des Ansatzes der ‚inneren Urbanisierung‘ auf Georg Simmels Beobachtungen in *Die Großstädte und das Geistesleben* verwiesen. Simmels Text weist eine Affinität zu diesem Ansatz auf, da er die Lebensbedingungen in großen Städten am Ende des neunzehnten Jahrhunderts als „psychologische Grundlage“ (Simmel 2005) einer großstädtischen Subjektform beschreibt. Aus dieser Perspektive ist die historisch-spezifische Vorstellung des ‚Psychologischen‘ ebenso wenig Teil der Untersuchung wie das Problem der Verallgemeinerung von Aussagen zu ganz bestimmten Räumen in der Stadt. Stattdessen wird häufig von einem spezifischen Kontext auf ein großstädtisches Subjekt ‚an sich‘ geschlossen. Auf diese Weise wird eine Variante des universalen „Menschen der Moderne“ reproduziert (Cooper 2005: 148). Zwar wird dieser Mensch oft, wie etwa bei Simmel, als höchst ‚individuell‘ beschrieben. Die historische Hervorbringung bestimmter Subjektformen durch ein Konzept wie ‚Individualität‘ selbst wird dabei jedoch kaum hinterfragt (Föllmer 2013). Ein emotionsgeschichtlicher Ansatz kann hingegen gerade das Zusammenspiel von Subjektivierung und der Produktion bestimmter Stadträume untersuchen und somit andere Schwerpunkte setzen, die Vielfalt, Widersprüche und die Historizität von Subjektformen in den Vordergrund rücken.

Die verschiedenen emotionalen Praktiken in der Gegend um die Friedrichstraße im späten neunzehnten Jahrhundert zeigen, wie gerade das Ineingreifen von Vorstellungen von Subjekten und einem bestimmten Stadtraum zu Konflikten führen konnte. So wurde das neue Vergnügungsviertel mit ganz verschiedenen Gefühlen in Verbindung gebracht. Büchern, Zeitungsberichten, Polizei- und Gerichtsakten zufolge konnten Zeitgenoss_innen das Gehen in der Gegend mit Scham, Neugier, Angst, Wut, Ekel oder Liebe assoziieren. Die Bezüge auf diese ganz unterschiedlichen Emotionen kamen in der Beobachtung der dadurch hervorgerufenen ‚Aufregung‘ oder des ‚Reizes‘ zusammen. Hier zeigt sich, dass Beobachtungen über Gefühle in Berlin am Ende des neunzehnten Jahrhunderts oft von einem Sprechen über Nerven beeinflusst waren. Das Verständnis von ‚Überreizung‘ etwa durch einen beschleunigten ‚Gefühlswechsel‘ oder durch ‚nervöse Aufregung‘ aus

Angst vor der Sittenpolizei gibt somit nicht Aufschluss über eine ‚unmittelbare‘ körperliche Erfahrung ‚des‘ Stadtraums. Diese Aussagen sind vielmehr Zeugnisse eines historisch spezifischen Wissens über Subjekte, deren Körper und Gefühle (Scott 1991). Ebenso ging es bei den Aussagen über die Gegend der Friedrichstraße um einen räumlich spezifischen Kontext, ja sogar um die Hervorbringung dieses Stadtraums. Zwar übertrugen Zeitgenoss_innen selbst häufig ihre Beobachtungen aus dem Vergnügungsviertel auf ganz Berlin – Martin Heidegger etwa schrieb 1918 an seine Frau Elfride: „der Charakter der Friedrichstraße hat auf die ganze Stadt abgefärbt“ (Heidegger 2005: 72). Doch trotz dieser Dominanz bestimmter Räume in der Beschreibung von Städten lohnt es sich, auf die Spezifik und Dynamik des räumlichen Kontexts zu achten. So unterscheiden sich zeitgenössische Aussagen über Gefühlen in der Gegend der Friedrichstraße deutlich von Beschreibungen anderer Räume, wie etwa dem Berliner Vorort Westend – der nicht zuletzt Wohnort Georg Simmels zum Zeitpunkt der Veröffentlichung von *Die Großstädte und das Geistesleben* war (Zöbel 2008). Im Gegensatz zum Berliner Zentrum entwickelte sich dieser grüne Vorort jedoch gerade nicht zur Blaupause einer vermeintlich allgemeinen Großstadterfahrung im 20. Jahrhundert.

Endnoten

- [1] Dieser Artikel ging aus einem Vortrag im Workshop „Gefühlsräume - Raumgefühle. Zur Verschränkung von emotionalen Praktiken und Topografien“ am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung hervor. Ich danke Benno Gammerl, Rainer Herrn, Johanna Hörning, Stefan Höhne sowie zwei anonymen Gutachtern für ihre Hinweise und kritische Lektüre.
- [2] Ich danke Sylke Kirschnick für den Hinweis auf diese Sammlung von Handzetteln.
- [3] Diese Zahl ist deutlich höher als die Berechnung Thomas Lindenbergers, wonach täglich 10 bis 30 Frauen unter dem Verdacht der Prostitution festgenommen wurden (Lindenberger 1995: 70)

Autor_innen

Joseph Ben Prestel ist Geschichtswissenschaftler. Seine Arbeitsschwerpunkte sind die Geschichte Europas und des Nahen Ostens, Globalgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Emotionsgeschichte sowie Sozialgeschichte.

joseph.prestel@fu-berlin.de

Literatur

- Architektenverein Berlin (Hg.) (1877): Berlin und sein Bauten. Berlin: Architektenverein.
- Bandis, Georg (1911): Nicht mehr nervös. Ein neues Mittel zur Heilung der Nervosität. Leipzig: Jaeger'sche Buchhandlung.
- Becker, Tobias (2009): Feste des Konsums? Unterhaltungstheater und Warenhäuser in Berlin und London um 1900. In: Erika Fischer-Lichte / Matthias Warstat (Hg.), Staging Festivity. Theater und Fest in Europa. Tübingen: Francke, 216-237.
- Becker, Tobias / Niedbalski, Johanna (2011): Die Metropole der tausend Freuden. Stadt und Vergnügungskultur um 1900. In: Tobias Becker / Anna Littmann / Johanna Niedbalski (Hg.), Die tausend Freuden der Metropole. Vergnügungskultur um 1900. Bielefeld: Transcript, 7-22.

- Becker, Tobias (2011): Das Vergnügungsviertel. Heterotopischer Raum in den Metropolen der Jahrhundertwende. In: Tobias Becker / Anna Littmann / Johanna Niedbalski (Hg.), Die tausend Freuden der Metropole. Vergnügungskultur um 1900. Bielefeld: Transcript, 137-170.
- Bruch, Ernst (1868): Der Straßenverkehr in Berlin. In: Herrmann Schwabe (Hg.), Berlin und seine Entwicklung. Berlin: Guttentag, 65-121.
- Buck-Morss, Susan (1986): The flaneur, the sandwichman, and the whore: The politics of loitering. In: *New German Critique* 39, 99-140.
- Canitz, M. (1892): Nervosität und Nervenkrankheiten. Ihre Ursachen, Verhütung und naturgemäße Heilung. Leipzig: Carl Cnobloch.
- Cooper, Frederick (2005): *Colonialism in Question. Theory, Knowledge, History*. Berkeley: University of California Press.
- De Certeau, Michel (1988): *Kunst des Handelns*. Berlin: Merve.
- Dobler, Jens (2008): *Zwischen Duldungspolitik und Verbrechensbekämpfung. Homosexuellenverfolgung durch die Berliner Polizei 1848 bis 1933*. Frankfurt am Main: Verlag für Polizeiwissenschaft.
- Dornblüth, Otto (1898): Verhütung der Nervosität. In: *Die Gartenlaube* 28, 468-471.
- Edel, Edmund (1908): Berlins leichte Kunst und lustige Nächte. In: Walter Bloch-Wunschmann (Hg.), *Ich weiß Bescheid in Berlin*. Berlin: Behr, 110-118.
- Eulenburg, Albert (1895). *Sexuale Neuropathie. Genitale Neurosen und Neuropsychosen der Männer und Frauen*. Leipzig: F.C.W. Vogel.
- Eulenburg, Albert (1902): Nervenhygiene in der Großstadt. In: *Die Woche* 4, 265-275.
- Eulenburg, Albert (1910): Die nervöse Berliner. In: *Nord und Süd* 34, 265-275.
- Föllmer, Moritz / Knoch, Habbo (2006): Grenzen und urbane Modernität. Überlegungen zu einer Gesellschaftsgeschichte städtischer Interaktionräume. In: *H-Soz-Kult*, 14.09.2006, <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/forum/id=788&type=diskussionen> (letzter Zugriff am 29.10.2014).
- Föllmer, Moritz (2013): *Individuality and Modernity in Berlin. Self and Society from Weimar to the Wall*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Frevert, Ute et al. (2011): *Gefühlswissen. Eine lexikalische Spurensuche in der Moderne*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Frisby, David (2001): Georg Simmels Großstadt. Eine Interpretation. In: Lutz Musner (Hg.), *Cultural Turn. Zur Geschichte der Kulturwissenschaften*. Wien: Turia und Kant, 65-86.
- Geist, Johann Friedrich (1997): *Die Kaisergalerie. Biographie der Berliner Passage*. München: Prestel.
- Gerling, Reinhold (1902): *Wie entstand und wie heile ich meine Nervosität*. Oranienburg: Orania Verlag.
- GPStA, 1. HA Rep. 77 Tit. 235a: Geheimes Preußisches Staatsarchiv. Die Sistierung und sittenärztliche Untersuchung der unverheirateten Elise Koeppen sowie die aus diesem Anlaß getroffenen sittenpolizeilichen Maßnahmen.
- Guillaume-Schack, Gertrude (1881): Ein Wort zur Sittlichkeitsfrage. Berlin: H. Dolfuß.
- Haller, Andrea (2011): Frühes Kino zwischen Stadt und Land. Einige Überlegungen zum Verhältnis von Kinoprogrammgestaltung, Kinopublikum und moderner Stadterfahrung vor 1914. In: Tobias Becker / Anna Littmann / Johanna Niedbalski (Hg.), *Die tausend Freuden der Metropole. Vergnügungskultur um 1900*. Bielefeld: Transcript, 229-258.
- Hammer, Wilhelm (1905): *Zehn Lebensläufe Berliner Kontrollmädchen und zehn Beiträge zur Behandlung der geschlechtlichen Frage*. Berlin: Seemann.
- Haupt, Heinz Gerhart (2009): Der Konsum von Arbeitern und Angestellten. In: Heinz Gerhart Haupt, Cornelius Torp (Hg.), *Die Konsumgesellschaft in Deutschland, 1890-1990. Ein Handbuch*. Frankfurt am Main: Campus, 145-153.
- Heidegger, Martin (2005): Brief an Elfride Heidegger vom Juli 1918. In: Gertrud Heidegger (Hg.), *Mein liebes Seelchen! Briefe Martin Heidegger an seine Frau Elfride*. München: Deutsche Verlagsanstalt, 72-73.
- Hellpach, Willy (1902): *Nervosität und Kultur*. Berlin: Räder.
- Hellpach, Willy (1906): *Die geistigen Epidemien*. Frankfurt am Main: Rütten und Loening.
- Hellpach, Willy (1907): *Technischer Fortschritt und seelische Gesundheit*. Halle: Carl Marhold.
- Hirschfeld, Magnus (1904): *Berlins drittes Geschlecht*. Berlin: Seemann.

- Hitzer, Bettina / Häusler, Michael (Hg.) (2010): Zwischen Tanzboden und Bordell. Lebensbilder Berliner Prostituiertter aus dem Jahr 1869. Berlin: Be.Bra Wissenschaft.
- Kapp, K. L. (1869): Kapp's Berlin im Jahre 1869. Neuer und vollständiger Führer. Berlin: Kapp.
- Kiessling, Alexius (1878): Kiessling's Berliner Baedeker. Praktischer Führer durch die Kaiserstadt Berlin. Berlin: Kiessling.
- Killen, Andreas (2006): Berlin Electropolis. Shock, Nerves, and German Modernity. Berkeley: University of California Press.
- König, Gudrun (1996): Eine Kulturgeschichte des Spaziergangs. Spuren einer bürgerlichen Praktik. Köln: Böhlau.
- Korff, Gottfried (1985): Mentalität und Kommunikation in der Großstadt. Berliner Notizen zur inneren Urbanisierung. In: Hermann Bausinger / Theodor Kohlmann (Hg.), Großstadt. Aspekte empirischer Kulturforschung. Berlin: Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz, 343-361.
- LAB A Pr. Br. Rep. 030 Nr. 16927: Landesarchiv Berlin: Verschlechterung der sittlichen Verhältnisse.
- LAB A Pr. Br. Rep. 031-03 Nr. 2691: Landesarchiv Berlin: Verwaltungsstreitsache.
- Lenger, Friedrich (1999): Großstadtmenschen. In: Ute Frevert / Heinz-Gerhart Haupt (Hg), Frankfurt a. M.: Campus, 261-291.
- Lindenberger, Thomas (1995): Strassenpolitik. Zur Sozialgeschichte der öffentlichen Ordnung, 1900-1914. Bonn: Dietz.
- M. R. (1874): Zwei stumpfe Ecken Berlins. In: Die Gartenlaube 48, 777-781.
- Moll, Albert (1902): Der Einfluß des großstädtischen Lebens und des Verkehrs auf das Nervensystem. Berlin: Walther.
- Morat, Daniel (2013): Urban soundscape and acoustic innervation around 1900. In: Robert Beck / Ulrike Krampfl / Emanuelle Reaillaud (Hg.), Les cinq sens de la ville. Du moyen âge à nos jours. Tours: Presses Universitaires François-Rabelais, 71-83
- Mosso, Angelo (1892): Die Ermüdung. Leipzig: S. Hirzel.
- Nagel, Hugo (1899): Wie werde ich meine Nervosität los? Berlin: Hugo Steinitz.
- Ostwald, Hans (1904): Dunkle Winkel in Berlin. Berlin: Seemann.
- Ostwald, Hans (1907): Das Berliner Dirnentum. Leipzig: Fiedler.
- o.V. (1871): Stadtgericht. In: Berliner Gerichtszeitung, 28.9.1871.
- o.V. (1872a): Polizei- und Tagesschronik. In: Berliner Gerichtszeitung, 31.12.1872.
- o.V. (1872b): Stadtgericht. In: Berliner Gerichtszeitung, 21.11.1872.
- o.V. (1872c): Stadtgericht. In: Berlin Gerichtszeitung, 2.11.1872.
- o.V. (1873a): Polizei- und Tageschronik. In: Berliner Gerichtszeitung, 11.1.1873.
- o.V. (1873b): Polizei- und Tageschronik. In: Berliner Gerichtszeitung, 3.4.1873.
- o.V. (1873c): Polizei- und Tageschronik. In: Berliner Gerichtszeitung, 8.2.1873.
- o.V. (1873d): Polizei- und Tageschronik. In: Berliner Gerichtszeitung, 28.2.1873.
- o.V. (1873e): Stadtgericht. In: Berliner Gerichtszeitung, 20.5.1873.
- o.V. (1884): Das beispiellose rüde und unsittliche Treiben. In: Staatsbürger Zeitung, 9.5.1884.
- o.V. (1890): Neuster Führer durch Berlin. Berlin: Albert Goldschmidt.
- o.V. (1905): Berlin und die Berliner. Leute, Dinge, Sitten, Winke. Karlsruhe: Bielefeld.
- o.V. (1910): Berlin und Umgebung. Praktischer Reiseführer. Berlin: Albert Goldschmidt.
- o.V. (um 1910): Führer durch das intime Berlin. Ein unentbehrlicher und spezieller Führer durch die Vergnügen der Residenz. Berlin: Marcus.
- Peters, E. (1906): Die Kulturkrankheit. Wirkungen und Folgen der sinnlichen Fehler, chronische Krankheiten, Nervosität, ihre Entstehung und ihr Zusammenhang. Köln: Verlag der Volkskraft.
- Polizei-Präsidium Berlin (Hg.) (1882): Verwaltungsbericht des königlichen Polizeipräsidiums von Berlin für die Jahre 1871-1880. Berlin: W. Moeser.
- Rabinbach, Anson (1992): The Human Motor. Energy, Fatigue, and the Origins of Modernity. Berkeley: University of California Press.
- Radkau, Joachim (1998): Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler. München: Hanser.

- Sarasin, Philipp (2001): *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Sartyr (1905): *Lebeweltnächte der Friedrichstadt*. Berlin: Hermann Seemann.
- Scheer, Monique (2012): Are emotions a kind of practice (and is that what makes them have a history)? A Bourdieuan approach to understanding emotion. In: *History and Theory* 51/2, 193-220.
- Schlör, Joachim (2005): *Das Ich der Stadt. Debatten über Judentum und Urbanität, 1822-1939*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Schwabe, Hermann (Hg.) (1869): *Berlin und seine Entwicklung*. Berlin: Guttentag.
- Scott, Joan (1991): The evidence of experience. In: *Critical Inquiry* 17, 773-797.
- Simmel, Georg (2005): Die Großstädte und das Geistesleben. In: Otthein Rammstedt / Klaus Christian Köhnke (Hg.), *Georg Simmel Gesamtausgabe Band 7*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 116-131.
- Thiel, Paul (1987): *Lokal-Termin in Alt-Berlin. Ein Streifzug durch Kneipen, Kaffeehäuser und Gartenrestaurants*. Berlin: Eulenspiegel-Verlag.
- Warneken, Bernd Jürgen (2010): *Populare Kultur. Gehen, Protestieren, Erzählen, Imaginieren*. Köln: Böhlau.
- Zöbel, Dorothea (2008): Das Berliner Westend: Auf dem Weg zum bürgerlichen Arkadien? In: Heinz Reif (Hg.), *Berliner Villenleben. Die Inszenierung bürgerlicher Wohnwelten am grünen Rand der Stadt um 1900*. Berlin: Gebr. Mann, 199-222.

Feelings on Friedrichstraße. The Production of an Urban Space from the Perspective of a History of Emotions, ca. 1870-1910

This article examines the connection between the emergence of an entertainment district in the area of Berlin's Friedrichstraße and specific forms of subjectivity between 1870 and 1910 from the perspective of a history of emotions. It shows that this area was associated with a variety of emotions towards the end of the nineteenth century. In this context, the entertainment district became tied to the notion of excited subjects. The author argues that historians have often tended to merely reproduce contemporary claims about emotions. The perspective of a history of emotions, in contrast, highlights the conflict ridden production of both, a new urban space and subject formation.

Mentale Topologie und affektive Gemeinschaft

Maskulinität im deutschen Frühexpressionismus und seinen Gedichten

Gabriele Dietze

Expressionistische Lyrik lebt von einer Durchdringung von Gefühlsraum und Raumgefühl. Sie verströmt und realisiert sich in der Metropole – meist Berlin. Diese Durchdringung ist die Voraussetzung dafür, die produktive Reibung des lyrischen Ichs mit der Asphalt- und Maschinenwelt der Stadt zu bewerkstelligen und dabei eine mentale Topologie zu entwickeln. Das historische Feld des deutschen literarischen Expressionismus wird mittels zweier Achsen sondiert: Erstens handelt es sich um eine emotionshistorische Erkundung der frühexpressionistischen Berliner Dichtergruppe des ‚Neopathetischen Cabarets‘ um Kurt Hiller, Georg Heym und Jacob van Hoddis als marginalisierter emotionaler Gemeinschaft. Zweitens wird mit Hilfe gendertheoretischer Überlegungen eine für diese Gruppe typische und spezifische ‚Protestmaskulinität‘, die gegen das wilheminsche Ideal soldatischer Männlichkeit gerichtet war, als ‚affektive Maskulinität‘ interpretiert.

Ersteinreichung: 8. November 2014; Veröffentlichung online: 9. August 2015

An english abstract can be found at the end of the document.

Vorspiel

Ein neues Gefühl liegt in der Berliner Luft, so um 1910. Der Dichter Ernst Blass erinnert sich:

„Was lag in der Luft? In der Luft lag vor allem van Gogh, Nietzsche, Freud, Wedekind. Gesucht wurde ein postrationaler Dionysos. Van Gogh: Das war der Ausdruck und das Erlebnis, dem Impressionismus und Naturalismus entgegengesetzt als flammende Tradition als Jünglingsechtheit, Unmittelbarkeit, Subjekttiefe; als Exhibition, Halluzination. Das Wort Expressionismus wurde von anderen gebacken, aber in unseren Kreisen segelte man schon lang in expressionistischen Wellen.“ (1965: 38)

Gewährsmänner werden genannt: Ein ‚wahnsinniger‘ Maler mit glühender Farbpalette, ein Philosoph, der ‚mit dem Hammer philosophiert‘, ein Seelenarzt des Sexus, der das Ich als Herrn aus dem eigenen Haus vertrieben hat und ein erotomaner Dramatiker und Bänkelsänger, der von der Zensur verfolgt wird. Das ‚neue Gefühl‘ soll jung, echt und ekstatisch sein, und es hat einen Namen: Expressionismus.

Dieses neue Gefühl realisiert sich in spezifischen Räumen, die zwanglose, 'junge' Geselligkeit und Gemeinschaftserfahrung ermöglichen. Ein privilegierter Gefühlsraum in diesem Zusammenhang ist das Café. Der Bohemien Alfred Richard Meyer (alias Munkepunke) erinnert sich:

„Man kann sich heute beim besten Willen nicht mehr vorstellen, mit welcher Erregung wir abends im Café des Westens [...] das Erscheinen des *Sturm* oder der *Aktion* erwarteten [...] Alle Börsenberichte waren für uns von nebensächlicher Bedeutung. Wir selbst waren die neuen Marktwerte! Und jeder wußte darum. Wie heißt der neue Mann? Alfred Lichtenstein-Wilmersdorf. Und sein Gedicht ‚Dämmerung‘ betitelt. Verdrängt das das ‚Weltende‘ von Jacob Hoddis?“ (1965: 55)

Das obige Zitat unterstreicht vier Momente, die bezüglich der Frage nach Maskulinität, Expressionismus und ‚Gefühlsraum‘ wichtig werden: Die Existenz eines emphatischen ‚Wir‘ (im Folgenden ‚affektive Gemeinschaft‘), das Café als Raum der literarischen Praxis und der Performanz von ‚Dichtertum‘, die außergewöhnliche Bedeutung des Gedichts als Signatur und Kristallisationskern der Gruppenbildung und zuletzt die Tatsache, dass im doppelten Sinne nach dem ‚neuen Mann‘ gesucht wurde. Bei Letzterem ging es vor allem um einen ‚anderen Mann‘.

Männlichkeiten

Der Dichter Max Herrmann-Neiße schrieb 1912: „Das Männlich-Starre, Kriegerische, Fatzen-Korrekte ist ja das feindliche Prinzip“ (2012: 14). Der Autor geht im selben Brief an seine Geliebte sogar so weit, sich der Männlichkeit gänzlich zu entledigen: „Ich – bin eigentlich gar kein Mann – nö! (Wenn schon mehr Sinnlichkeit in mir explodiert, täglich, als bei so und so vielen Draufgängern monatlich nach außen!) – aber mir fehlt die Rücksichtslosigkeit und Gewissenlosigkeit und der so genannte Mut und alles Brutale dieser Helden“ (Brief an Lenie Gebert, 24.10.1912, ebd.: 43). Eine solche Ablehnung konventioneller wilhelminischer Männlichkeiten führte zur Suche nach neuen Modi des Gefühlsausdrucks. Diese bedienten unterschiedliche Register verstärkter Expressivität. Wie das anfängliche Zitat von Ernst Blass belegt, bürgerte sich für diese Kunst- (und Lebens-) Praxis die Sammelbezeichnung Expressionismus ein. Kurt Hiller, der Spiritus Rector der neuen expressionistischen Bewegung und Herausgeber ihrer ersten programmatischen Gedichtanthologie *Der Kondor* (1912) formulierte noch tastend: „Man stellt sich [unter Expressionismus] weniger einen Stil vor als eine [...] Gefühlsart, der man allein bejahbar eine moralhafte entgegensetzt (Gesinnung, Wille, Intensität, Revolution); und man neigt dazu, den Stil, den diese neue Gefühlsart erzeugt, wegen seiner konzentrierten Hervortreibung des voluntarisch Wesentlichen Expressionismus zu nennen“ (zitiert nach Raabe 1987: 7).

Es scheint selbstverständlich zu sein, diese neue Gefühlsart ausschließlich männlich zu konnotieren.[1] Der Gründungsauftrag zum Neuen Club – der Berliner Keimzelle des literarischen Expressionismus –, bezieht sich programmatisch auf sechs Männer: Baruch Spinoza, Friedrich Nietzsche, Johann Wolfgang von Goethe, Oscar Wilde, Hugo von Hofmannsthal und Frank

Wedekind (Schutte/Prenzel 1987: 658).[2] Die Vorbilder der Clubmitglieder, zu denen unter anderem die Lyriker Georg Heym, Ernst Blass und Jacob van Hoddis zählten, verweisen auf unterschiedliche Referenzfelder der Dichtergeneration. Mit Baruch Spinoza verweisen sie gleichzeitig auf ein jüdisches Erbe – viele der jungen Dichter waren, wenn auch in der Mehrheit areligiös oder getauft, jüdischen Ursprungs – sowie auf eine monistische Philosophie des Affekts (im Gegensatz zur dualistischen Philosophie der europäischen Aufklärung von Descartes, Kant und Hegel). Friedrich Nietzsche steht für eine vitalistische Lebensphilosophie, eine radikale Kritik an der nationalen Borniertheit deutscher Zustände und für (über-)mensch/männliche Selbstbehauptung (zum Bezug des deutschen Expressionismus auf Nietzsche siehe Taylor 1990, zu Nietzsche und Kurt Hiller insbesondere ebd.: 60-88).

Die literarischen Referenzen sind etwas breiter aufgestellt. Neben Goethes sinnlicher Klassik wird Oscar Wildes satirische und dekadente Eleganz aufgerufen, gewiss aber auch der internationale Skandal um seine Homosexualität. Kurt Hiller, der zu den für seine Zeit äußerst seltenen bekennenden Homosexuellen gehörte, hatte Magnus Hirschfelds Aufruf zur Abschaffung des Paragraphen 175, der sexuelle Handlungen zwischen Männern unter Strafe stellte, mit unterschrieben. Mit Hofmannsthal wird ein jünglingshafter literarischer Ästhetizismus angesprochen und ebenfalls eine männerbündische homoerotische Dimension, wie sie sich im ‚Jungen Wien‘ mit Dichtern jüdischer Herkunft wie Hofmannsthal, Arthur Schnitzler und Max Beer-Hoffmann zusammengefunden hatte. Und zuletzt steht Frank Wedekind – wie schon in der anfangs zitierten Eloge von Ernst Blass – für einen von Kaiser Wilhelm II. wegen Majestätsbeleidigung und erotische Freizügigkeit juristisch verfolgten und zensurierten Kollegen und damit für politischen Protest und das aufziehende Klima einer ‚ersten sexuellen Revolution‘.[3]

Die oben aufgelisteten Gewährsmänner kartieren einen Gefühlsmodus, den ich ‚affektive Männlichkeit‘ nennen möchte. Die expressionistische Dichtergruppe Neuer Club, die im Folgenden in diesem Kontext gelesen werden wird, positionierte sich entschieden in der Moderne. Sie war sich aber gleichzeitig ihrer Marginalität bewusst. Sie gehörte einer vielfach geschmähten ‚unwillkommenen‘ Avantgarde an (Schmiedebach 2006: 240) – die oben erwähnte erste expressionistische Gedichtanthologie wurde böse verrissen.[4] Sie war in Gestalt ihrer jüdischen Mitglieder dem zeittypischen politischen Antisemitismus ausgesetzt. Als junge, unverheiratete hetero- oder homosexuelle Männer litten die Mitglieder des Neuen Clubs generell unter einer Sexualrepression, die freien Verkehr unter den Geschlechtern sanktionierte und in Bezug auf Homosexualität mit den zeitgleichen Eulenburgprozessen (1907 bis 1911) ein Spektakel öffentlicher Empörung über die vorher wenig diskutierte ‚Perversion‘ inszenierte (Domeier 2010).

Bürgerliche wilhelminische Männlichkeiten des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts waren durchweg soldatisch geprägt und sahen sich idealtypisch im preußischen adeligen Offizier verwirklicht (Szczepaniak 2011).[5] Sie waren vaterländisch eingestellt, das heißt sie hingen teutonischen Vorstellungen eines martialischen Deutschtums an, wie sie sich mit der Nationwerdung des deutschen Reichs 1870 entfaltet hatten (Frevert 1996). Auch war man mit den Großmachtträumen von Wilhelm II. einverstanden, der sich in der kolonialen Aufteilung der Welt zurückgesetzt sah und entsprechend

mit dem Säbel rasselte. Und zuletzt sahen wilhelminische Männlichkeiten im Vater die unumstrittene und unanfechtbare Machtinstanz der Familie. Insofern war für die marginalisierte affektive Gemeinschaft der jungen Expressionisten der Vater-Sohn-Konflikt endemisch. Eine Vielzahl von Dichtern aus dem Umkreis – Georg Heym, Franz Werfel, Walter Hasenclever und Franz Kafka – rieben sich lebenslang an diesem Problem auf, und viele kultivierten ein Jünglingsideal, das sich der familialen Herrschaftsform zu entziehen suchte (Dahlke 2006).

Raum – Geschlecht – Affekt – Gemeinschaft

Will man, wie die Grundfragestellung des Aufsatzes vorgibt, Geschlecht/Maskulinität, Affekt/Gefühl und Raum zu sich ergänzenden Forschungsperspektivierungen bündeln, hat man es mit sehr unterschiedlichen und zum Teil recht neu kartografierten Erkenntnisachsen zu tun, die sich jeweils aus Defiziten oder Begrenzungen bisheriger Ansätze speisen. Sie schließen zum Teil an die sogenannten *cultural turns* an, die um die Jahrtausendwende ausgetretene Denkpfade herausgefordert hatten (siehe Bachmann-Mehdick 2010). Die ‚räumliche Wende‘ (Thrift 2007, Döring/Thielman 2008) gründet in der Kritik an der Übermacht der Zeiterzählung sowie ihrer Neigung zu Kausalität und Fortschrittsnarration, aber auch in einer neuen Aufmerksamkeit für die Materialität der Orte (Schlögel 2003: 51). Eine Erkenntnisperspektive auf unterschiedliche und zuweilen ko-präsente Maskulinitätskonzepte entwickelte sich aus der feministischen Kritik an Androzentrismus und männlicher Herrschaft. Sie hat es inzwischen neben den Gender Studies auch in Einzelsektionen der Soziologie (Bourdieu 1997, Connell 2006, Meuser 1998) und der Geschichtswissenschaft (Schmale 2003, Dinges 2005) zu einem gewissen Einfluss gebracht. Der *emotional turn* wiederum zielt auf gelebte Erfahrung und Befindlichkeit. Diese Neubetonung von Affekt/Gefühl richtet sich gegen die Neigung, die Welt allein nach ihrer sprachlichen Verfasst- oder Konstruiertheit zu beurteilen.

Es gibt einige Versuche, diese unterschiedlichen Neuperspektivierungen zu kombinieren. Überlegungen zu Raum und Geschlecht sind inzwischen in größerer Zahl erschienen, aber sie konzentrieren sich vorwiegend auf Weiblichkeit (Massey 1994, Löw 2001, Förchler et al. 2014). Raum und Gefühl werden ebenfalls in einigen neueren Erkundungen zusammengefügt.^[6] Dabei wird immer die Relationalität beider Kategorien betont: „Raum wird durch menschliches Handeln [...] konstituiert. Umgekehrt wirken Räume auf das Handeln und die Gefühle zurück“ (Lehnert 2011: 11). Andreas Reckwitz integriert beide Größen zur Kategorie ‚affective spaces‘. Er spricht in diesem Zusammenhang von „changing assemblages of artefacts in space“, die sowohl zu irritierenden Veränderungen urbaner ‚Atmosphären‘ als auch zur Formation neuer ‚affektiver Kulturen‘ geführt haben (2012: 256).

Die Emotionsgeschichtsschreibung lehrt, dass Gefühle keine ‚natürlichen‘ und schon gar keine unveränderlichen Entitäten sind, sondern spezielle *emotives* ausbilden, die sich an historisch spezifischen ‚emotionalen Regimen‘ orientieren (Reddy 2001). Der Emotionshistoriker William Reddy orientiert sich hier an Michel Foucaults Machtanalytik und insistiert darauf, dass Gefühle nicht als freier Selbstaussdruck gelesen werden können, sondern

sich historisch in jeweils mögliche/erlaubte Ausdrucksregime einfügen müssen (oder andernfalls als deviant oder ‚wahnsinnig‘ gelten). Die Kosten der notwendigen Disziplinierung können abgemildert werden, indem man in Gemeinschaften eine Binnensicherheit kultiviert.[7]

Im hier diskutierten Untersuchungszeitraum des Spätwilhelminismus übernahm eine Vielzahl von Männerbünden – studentische Corps, Vaterlands- und Schützenvereine, Soldaten- und Offiziersverbände sowie Turnvereine – diese stabilisierende Funktion. Wenn sich allerdings, wie im Fall der Expressionisten, Dissonanzen mit den herrschenden Gefühlsregimen ergeben, bilden sich neben den hegemonialen ‚emotionalen Gemeinschaften‘ sogenannte „marginal emotional communities“ heraus (Rosenwein 2006), in denen sich in Abgrenzung zum herrschenden Männlichkeitsideal Protest-Maskulinitäten entwickeln. Der oben erwähnte Neue Club war eine solche Gemeinschaft. Er bestand in großer Mehrzahl aus Studenten, meist aus der juristischen Fakultät. Die Friedrich-Wilhelm-Universität war durchsetzt von Burschenschaften mit ihren Kneipen- und Fechtritualen. Der Neue Club war insofern eine Gegenründung, weil seine Mitglieder im klassischen Verbindungswesen nicht nur keine Heimat fanden, sondern auch – insofern sie jüdischer Herkunft waren – massiv und organisiert abgelehnt wurden (Kampe 1987, Hammerstein 1995).

Das Projekt einer Gegen- oder Protestmaskulinität hatte sich, wie bereits erwähnt, zur Aufgabe gemacht, einen ‚neuen Mann‘ zu kreieren. Der spätere Dadaist Richard Huelsenbeck schrieb 1917 zu diesem ‚neuen Mann‘: „[E]r ist der Gott des Augenblicks, die Größe der seelischen Affekte, der Phönix aus dem guten Widerspruch, und immer ist er neu, der homo novus eigenen Adels, weil sein Herz ihm jede Minute die Alternative bereit hält: Mensch oder Unmensch“ (zitiert nach Nobs 1991: 92 f.). Man sieht an diesen Formulierungen deutlich, wie das ‚Neue‘ sich aus dem ‚Alten‘ konstruiert. Die ‚Größe‘ bezieht sich auf die Großmannssucht der ‚verspäteten Nation‘.[8] Und die Inanspruchnahme eines ‚neuen Adels‘[9] setzt sich von der nicht mehr zeitgemäßen Herrschaft des alten Adels des preußischen Offizier- und Junkertums ab. Huelsenbeck spricht vom neuen Mann als „dem Phönix aus dem guten Widerspruch“ (ebd.).

An dieser Stelle ist es sinnvoll, das Konzept der ‚emotionalen Gemeinschaft‘ in Richtung ‚affektiver Gemeinschaft‘ zu präzisieren. Leela Gandhi (2006) zum Beispiel spricht von politisch und ästhetisch radikalen Freundschaftsgruppen im britischen Fin de Siècle, die als „affective communities“ trotz der Ubiquität des Empire kolonialismuskritische Positionen bezogen. Der Philosoph und Affekttheoretiker Felix Guattari schlägt das Modell einer affektiven Gemeinschaft („affective community“) vor, in der nicht nur ein ‚Wir‘ zum Tragen kommt, sondern eine „multiplicity within oneself“ (1996: 216). Nach Guattaris Vorstellung ist es fruchtbar, wenn Menschen, die in einer handlungsfähigen Gruppe agieren, sich darüber hinaus auch als in sich widersprüchliche Einzelpersonen verstehen. Nur so seien Konformitätsdruck und konstitutive Ausschlüsse zu vermeiden. Das trifft insbesondere auf die Mitglieder der expressionistischen Gruppe zu, deren ‚andere‘ Männlichkeiten ja darin bestanden, nach jeweils besonderen Formen der Individualität zu suchen.

Ein Aspekt dieser Guattari’schen ‚Vielheit im Selbst‘ vermittelt sich über eine rückblickende Beschreibung des zeitgenössischen Gefühlsraums von

Friedrich Schulze-Maizier, einem der Gründer des frühexpressionistischen Neuen Clubs:

„Offen gesagt: mein Verhältnis zu den Männern vom ‚Neuen Club‘ stand von Anfang an im Zeichen einer gewissen Ambivalenz, einer seelischen Doppelwertigkeit, wie ich sie in gleicher Ausprägtheit nie wieder erlebt habe. [...] Wir sind damals nicht immer bequem füreinander gewesen [...] manche der damals empfangenen Wunden haben lange geeitert und vernarbten nur schwer“ (1962: 332 + 337).

Solch andere ‚affektive‘ Maskulinitäten propagierten nicht nur ‚andere‘ Gefühle, sie erhoben Anspruch auf das Gefühl überhaupt. Im Manifest *Über den dichterischen Expressionismus* schrieb Kasimir Edschmid 1918: „Ihnen entfaltete sich das Gefühl maßlos“ (1982 [1918]: 46). Kurt Pinthus deklarierte 1915 im Manifest *Zur jüngsten Dichtung*, es gehe darum, „[d]ie Wirklichkeit [...] durch des Geistes Bohrkraft, Beweglichkeit und Klärungssehnsucht, durch des Gefühls Intensität und Explosivkraft [zu] beherrschen“ (1987 [1915]: 70). Und Ernst Blass entdeckte – wiederum auf der Bühne des Cafés: „Ja, es war schon ein seelenvoller Kampf gegen die Erlebnislosigkeit, gegen die Stumpfheit, Trägheit und Gemeinheit der Philisterwelt. Im Café, da war die Seele noch etwas wert. [...] Es war eine Erziehung zur Gefühlswahrheit“ (1965: 38).

Die junge Dichtergeneration wollte also ihre Gefühle steigern und deren Intensität explosiv machen. Die Phantasie richtete sich gegen kaisertreue preußische Männlichkeit, wie sie ein ebenfalls verehrter Gewährsmann, Heinrich Mann, im *Untertan* später beschreiben sollte, und gegen das militärisch Soldatische des Wilhelminismus. Freiwillig oder unfreiwillig (aufgrund von Judentum und/oder Homosexualität) am Rand der Gesellschaft positioniert, gruppierte man sich in ‚Brüderhorden‘ (Heppe 1987) an besonders affektgeladenen Orten mit einem besonderen Habitus – zum Beispiel auf der ‚Bühne des Cafés‘ (ebd.) als anti-bürgerliche Bohemiens, in Vortragssälen als dramatische Rezipienten eigener Arbeit und in Arbeitsräumen neu gegründeter Avantgardezeitschriften mit sprechenden Namen wie *Sturm* oder *Aktion* als Redakteure.[10]

Entsprechend dem Leitmotiv ‚Gefühlsraum‘/ ‚Raumgefühl‘ werden im Folgenden nicht nur ‚reale‘ Räume diskutiert, sondern, wie es für eine Dichtergruppe naheliegt, auch fiktive Räume, sowie die Frage, wie und wo beide hergestellt werden und was damit bei unterschiedlichen Rezipienten evoziert wird.

Die hier zu rekonstruierenden expressionistischen Gefühlsräume werden sich deshalb an zwei textuell zu erschließenden Achsen ausrichten: an neuen gefühlszentrierten Produktions- und Rezeptionsorten von Dichtern und Gedichten in den frühen 10er Jahren des 19. Jahrhunderts einerseits sowie an sich verändernden (Stadt-)Raumgefühlen und ihrer semantischen und formalen Verhandlung im Gedicht andererseits. Beide Untersuchungsperspektiven sollen einander jeweilig durchqueren und raumorientierte und emotionsgeschichtliche Kulturanalysen verbinden. Damit sollen „affective spaces“ im Sinne von Andreas Reckwitz (2012) erschlossen werden. Bei der Zusammenschau von Raum und Emotion soll im Untersuchungsgegenstand ‚expressionistisches Gedicht‘ ein spezifisches Energiefeld identifiziert werden, das als mentale Topologie bezeichnet werden kann.

Im Folgenden werden alternierend ‚Gefühlsräume‘, also metaphorische Räume und reale Räume gegenübergestellt. Es beginnt mit dem Gedicht als Artefakt und als fiktivem Raum, setzt sich fort mit ‚Raumgefühlen‘, nämlich den Orten der Gedichtproduktion (und ihrer Fiktionalisierung im Gedicht). Es wird sodann auf eine Dimension räumlicher Praxis, nämlich der Dichterlesung und deren emotionalen ‚Investitionen‘ übergegangen, um dann kurz das berühmteste Feld des expressionistischen Gedichtes zu streifen, das historische Ersterlebnis der Großstadt. Die oben angesprochenen prekären und ‚affektiven‘ Männlichkeiten werden dabei als Kräfte begriffen, die die künstlerischen mentalen Topologien prägen.

Das Gedicht

Der sogenannte *linguistic turn* oder die strukturalistische Wende beendete eine germanistische Tradition, in der noch selbstverständlich vom Gedicht als einer Gattung der Gefühlsverdichtung ausgegangen wurde, wo man entweder – mit Bezug auf Dilthey – von Erlebnislyrik oder aber von Stimmungslirik sprach (siehe dazu Meyer-Sickendiek 2012: 2 ff.). Jürgen Link stellte dagegen 1976 das Gedicht als rein sprachliches Artefakt vor, dessen Wirkung auf „überstrukturierter Textkonstruktion“ (Link 1976) beruhe. Mit der allmählichen Akzeptanz von Emotionsforschung in der Neu-Germanistik (siehe dazu z. B. Huber 2004) haben sich die Gattungspoetiken des ‚Lyrischen‘ wieder stärker in Richtung des ‚Gefühls‘ verschoben. Burkhard Meyer-Sickendiek macht dabei die Kategorie des ‚lyrischen Gespürs‘ stark. Wie schon in seiner Studie *Affektpoetik* (2005) ist sein Projekt vorwiegend gattungspoetisch motiviert. Er rubriziert unter Modi wie dem ‚Magischen‘, ‚Leiblichen‘, ‚Sozialen‘, ‚Atmosphärischen‘ oder ‚Temporalen‘ Gedichte vom Barock bis in die Postmoderne, strukturiert aber die gesamte Studie nicht nach Epochenschwellen und Zeitschnitten. Insofern treffen seine Modellierungen auf *alle* Gedichte unabhängig von ihrer historischen Verortung zu. Die hier zu unternehmende Erkundung ist dagegen einer historisch konkreten Kontextualisierung verpflichtet. Konzentriert man das Augenmerk auf expressionistische Gedichte, scheinen spezifische mentale Topologien auf. Eine davon ist, das Gedicht selbst als Raum zu verstehen. Franz Werfel schreibt 1917 zum Gefühlsraum Gedicht:

„Der dichterische Raum ist zu vergleichen mit großem hallenden Hausflur, mit Inneren eines Domes, wo jedes Lispeln, jeder Schatten, jedes Bild, jedes Gerät sein Echo hat. Der Wert des Raumes besteht in der Armut seines Reichtums, in der Kargheit seiner vieldeutigen Gestalt [...] Seine Gegenstände müssen sich sanft wehren gegen die Raserei des Zeitlichen, so wie das Dunkel einer Kirche sich gegen den Farbenrausch der festlichen Menge und gegen die Stürme des Gesanges zu wehren scheint“ (1960: 162).

Im literarischen Expressionismus ist das Gedicht das privilegierte Vehikel für ‚Gefühlswahrheit‘. Der Realismus war für die Prosa und der Naturalismus fürs Drama bekannt geworden. Im Expressionismus, so wird behauptet, werde das Gedicht sozusagen neu kreiert. Es sei ein:

„Komplex von Worten [...in dem], das allerhand zerebrale, [...] allerhand Wollungen [...] ineinander schmelzen und einig zusammenfließen mit dem Weltgefühl, das unsere Seele kennt. All dies gemischt und gefaßt in das Gesetz einer Form – Das Gedicht ist da [...] Ich setzte als Ziel der Gedichtschreibung: das pathetische Ausschöpfen dessen, was dem entwickeltsten Menschentypus täglich begegnet“ (Hiller 1913: 117+ 119).

Gedichte wurden bildlich gesprochen ‚auf Fahnen geschrieben‘, die vorangetragen wurden. Expressionisten verstanden sich als ‚Avantgarde‘. Als räumliche Metapher des Voranschreitens, oder, wie Walter Fähnders richtig bemerkt, als „Vorhut-Metapher“ (2002: 76) bezeichnet Avantgarde eine vorwärtsgewandte Bewegung im Raum.

Um das Spannungsfeld von Gefühlsraum, Raumgefühl und affektiver Maskulinität auszuloten, werden hier expressionistische Gedichte als soziale Körper oder auch als Figurationen gelesen. Dabei sollen Gedicht/Dichter_innen/ Leser_innen/Hörer_innen als interagierende Größen, als Ko-Produzent_innen verstanden werden. Im Folgenden werden zunächst Autor/Dichter, dann Leser_in/Publikum und zuletzt Artefakt/Gedicht betrachtet.[11]

Zunächst zur Autorposition und damit zum Gedicht „Der Dichter“ (1913) von Franz Werfel.

Ich bin nur wie Glas

Durch mich schleudert die Welt ihr schäumendes Übermaß

Die anderen sind wie Eisen und Holz

Auf ihren Charakter der Undurchschaubarkeit stolz

Manchmal schaun sie zu mir hin

Und sehn mich nur, wenn ich vom durchdringendem

Strom blind und qualmig bin

(Hiller 1989: 132)

Franz Werfel versteht sich hier nicht als souveräner Kreator, sondern als Gefäß (Raum), durch das die zu gestaltende Außenwelt hindurch schießt: Der Dichter/Autor ist damit kein Seher, sondern ein Sender, der einerseits auf seine Aufnahme-Umwandlungskapazität stolz ist, andererseits zwischen dem Sich-Durchströmen-Lassen und der ‚Banalität‘ seiner Dichter-Persona einen Widerspruch sieht. Der Dichter verfügt zwar über eine privilegierte Substanz (Glas statt Holz) und Sensitivität, aber das Lauschen auf den kreativen Tumult in seinem Inneren macht ihn unansehnlich und unkommunikativ. Der Gefühlsraum Schreibprozess ist damit ein prekäres Gelände, das dem Dichter/Produzenten zwar zu ‚ozeanischen‘ Gefühlen verhilft, ihn aber gleichzeitig zur Einsamkeit verurteilt.

Dicht-Orte

Das affektiv widersprüchliche Erleben des Schaffensprozesses – als von störenden Äußerlichkeiten beeinträchtigtes Ringen – korrespondiert mit der Schilderung der Banalität des Ortes, in der Dichtung entsteht. Hanns Wilhelm Eppelsheimer ironisiert in „Ein Dichter steht auf“ (1913) sein Nachtlager:

*Der Ansturm eines werdenden Gedichts
weht mich aus dem zerwühlten Pfühl
Ich hab das Gefühl,
als wär dies der Morgen des Gerichts
als fänd ich heut der Dinge Wesenheit [...]*

(Mistral 1913: 15)

Nach der Erhebung freilich legt er sich wieder nieder, damit er „einsam bleibe, blaß und groß“ (ebd.).

Interessant ist, dass viele thematisch ähnliche Gedichte einen Widerspruch konstruieren zwischen der Ärmlichkeit oder Banalität der Dicht-Orte, die bei den sehr jungen Dichtern häufig noch Kinderzimmer in Elternwohnungen waren oder möblierte Absteigen und dem viel größeren Gefühlsraum der Stadt und der Straße. Alfred Wolfenstein schrieb in „Knabenacht“ (1914):

*Ich will aus diesen feindlichen Zimmern fort,
Darinnen auch die häßlichsten Bilder nicht
So alt, so roh, so leer mich ansehen
Wie meiner Eltern verzankte Augen.
Der Straße zu! Die streichelnde Laute sang.*

(Wolfenstein 1917: 8)

Selbst die zeitgenössische Presse registrierte einen Widerspruch zwischen den hochfliegenden Gefühlsräumen der jungen Lyriker und ihren konkreten Raumgefühlen und Dichtorten. Die *Berliner Zeitung am Mittag* schrieb 1912:

„Manchmal mal' ich mir aus, wie heute ein junger Dichter in Berlin leben muß. Morgens, wenn er in irgendeiner gleichgültigen Mietwohnung, die er nur mit Mühe vom Allergeschmacklosesten, als da wären chinesische Fächer, Sofadeckchen, Familienbilder, gesäubert hat, erwacht ist und seinen dünnen dubiosen Wirtskaffee verschluckt hat, steht der ganze ewige, neu zu füllende Tag vor ihm“ (zitiert nach Decker 2011: 15).

Der Journalist entwirft hier eine Prosa des Alltags, die das erwünschte lyrische Hochgefühl herunterzieht: Überdekorierte verplüschte Räume, visuell und geistig zugestellt mit fremden oder nicht als eigen anerkannten Familiengenealogien. Hier kann keine kreative ‚Atmosphäre‘ entstehen. Das Raumgefühl zerstört den Gefühlsraum.

Der Dichter muss ins Offene, oder in Öffentlichkeiten, wo er seinesgleichen trifft. Er will, dass sein Werk gesehen, wahrgenommen und gelesen wird. Eine zentrale Institution dieser Veräußerung ist die Dichterlesung.

Lesung

Wohl in keinem anderen Modus der Existenz von Gedichten überschneiden sich physischer und mentaler Raum so radikal wie in der Situation der öffentlichen Gedichtlesung. Alles klingt zusammen: Die Vortragsräume – in der fraglichen Zeit handelte es sich meist um Cafés, untermalt von Kellnerschritten und Geschirrkloppern –, die Inszenierung des Dichters am Pult, die Erwartungserregung des Publikums, das größtenteils selbst aus Bohemiens

und für die Zeit ungewöhnlich vielen Damen bestand, und die Stimme des Dichters, die sein Kunstwerk zum Leben erweckt.

Damit das Gedicht das Publikum erreicht, muss, um im Vokabular der klassischen Rhetorik zu sprechen, eine *Affektbrücke* entstehen (Lausberg 1990:151).[12] Diese Affektübertragung wird noch intensiviert, wenn sie einen kollektiven und personal interaktiven Gefühlsraum erzeugt, das heißt wenn sie gleichzeitig ein gemeinschaftlich geteiltes Raumgefühl herstellt. Bei einer Gedichtlesung wird eine Übertragung zwischen Vortragendem und Publikum jenseits des semantischen Verstehens angestrebt, eine ‚Korrespondenz der Gefühle‘.[13] In der expressionistischen Stimmungslage wirkte Jacob van Hoddis’ viel zitiertes Gedicht „Weltende“ (1911) beispielhaft für solche Affektbrücken zum Leser:

*Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,
In allen Lüften hallt es wie Geschrei.
Dachdecker stürzen ab und gehn entzwei,
Und an den Küsten – liest man – steigt die Flut.*

*Der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen
An Land, um dicke Dämme zu zerdrücken.
Die meisten Menschen haben einen Schnupfen.
Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.*

(van Hoddis 1987: 19)

Johannes R. Becher schrieb nach der Lektüre von „Weltende“: „Meine poetische Kraft reicht nicht aus, um die Wirkung jenes Gedichtes wiederherzustellen [...] Wir riefen sie uns gegenseitig über die Straße hinweg zu wie Losungen, wir saßen mit diesen acht Zeilen beieinander, frierend und hungrig, und sprachen sie gegenseitig vor uns hin, und Hunger und Kälte waren nicht mehr“ (1957: 101 f.). Der Text von Becher bestätigt die Hypothese, dass Gedichte selbst als Gefühlsräume und Raumgefühle erlebbar waren. Die vom Gedicht erfüllten Körper entäußerten sich im Raum und das Gedicht verselbständigte sich als Kommunikator. Das Gedicht setzte sogar die materielle Welt von Hunger und Kälte außer Kraft und stiftete affektive Gemeinschaften.

Im Gegensatz zum vormals privaten Werkvortrag, den der Autor vor ausgesuchten Freunden und dem Verleger häufig in Privatsalons abhielt, wurde die Lesung zu einer öffentlichen Institution. In gemieteten Cafés und Sälen wurden Gedichtvorträge (durch Autoren oder Schauspieler) mit philosophischen oder essayistischen Vorträgen kombiniert und damit zur Bühne des neuen Weltgefühls. Auf diese Weise entstand eine vollständig neue Aufführungskultur. Paul Raabe schreibt retrospektiv: „Georg Heym, Else Lasker-Schüler und Ernst Blass lasen ihre Dichtungen wie Provokationen einem erstaunten, zustimmenden oder ablehnenden Publikum. Das war ein neuer Anfang“ (1964: 2).

Stefan Zweig kommentiert 1909 die neu entstehende Lesungskultur als Evokation eines ‚neuen Pathos‘, das damit an die alte Tradition des antiken Theaters anknüpfe:

„Eben in unseren Tagen scheint sich wieder eine Rückkehr zu diesem ursprünglichen, innigen Kontakt zwischen Dichter und dem Hörer

vorzubereiten, ein neues Pathos wieder zu entstehen. Das Theater war die erste Brücke zwischen Poesie und der Menge. Aber noch hier war der Schauspieler Mittler des gesprochenen Wortes [...] *Die Dichter lesen heute wieder selbst in Sälen ihre Verse vor* [...] Wieder wie einst scheint der lyrische Dichter wieder befähigt, wenn nicht der geistige Führer, so doch der Bändiger und Erreger ihrer Leidenschaften zu sein“ (1913: 113 f., Herv. d. A.).[14]

Zentral dabei ist der Akt des Vorlesens, also der Sprechakt. Mitbegründer des Neuen Clubs Erwin Loewenson, ein Verehrer von Spinoza und dessen Affektlehre[15], sieht in ihm die notwendige Voraussetzung für das Kunstereignis:

„Indem man nämlich die Verse s p r i c h t [...] wird man in die physiologische Constellation gebracht [...] zu dem sich das Affektgefühl n o t w e n d i g einstellt. [...] Erst durch dieses Hinzukommende [...] wird der gewöhnliche Wortsinn [...] zu dem Kunstinhalt umgeschaffen“ (1983: 333, Herv. i. O.).

Das Sprechen von Gedichten bringt also jene Affekte zur Entfaltung, deren das Artefakt bedarf, um ein Kunstwerk zu werden. Hier trifft sich der physische Aspekt von Expressivität mit der Wortsetzung. Damit ist ein besonderes affektives Element benannt, das für die Avantgarden der Zeit – Expressionismus, Dadaismus – typisch war. In diesem Falle würde der mündliche Gedichtvortrag durch den Autor – mit dem Gefühlshistoriker Reddy gesprochen – zu einem *emotive*, nämlich zu einer Tatsachen schaffenden Gefühlsäußerung. In Anlehnung an das Performativitätskonzept versteht Reddy darunter „instruments for directly building, hiding, intensifying emotions“ (2001: 105). Sara Ahmed drückt das noch radikaler aus und sagt: „[E]motions do things and work to align individuals with collectives“ (2004: 91).

Wie sich diese gewünschte Intensität in den Raum übersetzt, zeigt eine zeitgenössische Reportage einer Lesung an:

„Der Neue Club‘ (Dichter und Denker jüngster Generation) veranstaltet allmonatlich seinen ‚Cabaret‘-Abend. In dem dichtgedrängten Saal irgendeines Cafés, bald hell, bald verdunkelt lauschen 250 Personen, Studenten, Bohemiens, Schauspieler, Maler, Schriftsteller (darunter auch manch bekanntes Gesicht), Männlein und Weiblein, grotesk in Farben und zarten Seiden, lauschen, lachen, klatschen, zischen, werden hinausbefördert, freun sich und wollen etwas. Die Kerle haben Mut [...] sie genießen sich nicht; es liegt etwas Freies, Freigewordenes in dieser Atmosphäre“ (Tuchmann 1910: 3).

In dieser kurzen Passage werden zentrale Elemente der zeitgenössischen mentalen Topologie im Zusammenhang mit dem expressionistischen ‚Aufbruch‘[16] deutlich. Obwohl das Publikum status- und geschlechtsmäßig unterschiedlich zusammengesetzt ist, bildet es eine ‚affektive Gemeinschaft‘, die – in einer gerichteten Intensität vereint – Besonderes von der Darbietung, sich selbst und dem Gruppenerlebnis erwartet. Die Intensität äußert sich in kollektiver aufgeregter Unruhe („klatschen, zischen, freun sich“). Die physische Nähe (sie sitzen „dichtgedrängt“) erzeugt ebenso wie die gelegentliche Verdunklung

Intimität, was umso bemerkenswerter ist, als zu dieser Zeit 'kaum ‚Räume‘ für gemischtgeschlechtliche Zusammenkünfte unverheirateter junger Leute existierten. Der Schonraum Kunst mag vielen bürgerlichen Töchtern als Vorwand für den Ausgang gedient haben und für sie und die (Selbst-)Darsteller der Bohème die Gelegenheit gewesen sein, mit auffälliger (modischer oder exzentrischer) Kleidung auf sich aufmerksam zu machen. Prominenz mischt sich mit Mächtetern, und der gemeinsame Resonanzraum[17] ist, sich modern, avantgardistisch und mutig zu fühlen („die traun sich was“). Unter diesen Umständen ist eine Affektbrücke zwischen Dichter und Publikum leicht herzustellen, wie es Erwin Loewenson 1958 über eine Lesung von Jacob van Hoddis berichtete:

„[B]eim Vortrag seiner Gedichte konnte ihn niemand ersetzen; seine Stimme dramatisierte sie so suggestiv, als entstünde sein Gedicht erst jetzt. Wort für Wort, Zeile um Zeile. Seine Stimme sonst samtartig dunkelweich, nahm beim Vortrag einen Glanz von Stahl an [...] Am unverblühten Schluß mancher Gedichte durchbrach sein ganzes Gesicht ein Lachen, das man nicht anders als ‚diabolisch‘ nennen kann – und das dennoch nicht abstoßend, gemein brutal war, sondern die gutherzigste Sympathie mit der Zuhörerschaft zeigte. Auf dem Podium glühte er auf“ (zitiert nach Nürtemann 1987: 32).

Max Herrmann-Neiße beleuchtet mit dem ironischen Gedicht „Der Mann am Vortragspult denkt“ (1914) – das gleichwohl einen antisemitischen Beigeschmack hat – die Perspektive des Vortragenden aus einem anderen Blickwinkel. Sozusagen aus der Angst des Dichters vor dem Publikum:

*Köpfe kugeln kahl und spitz wie Kerzen
Und runden rot wie Kinderluftballons,
Um die Brüstung meines Sprechbalkons,
Und viele Hände zielen schroff nach meinem Herzen*

[...]

*Einer tut, als ob er lächeln müßte,
Und ein Jude juckt sich überlegen.
Eine bringt mir ihren Mund entgegen,
Und ich beiß mein Gedicht in ihre Brüste.*

(1914: 6 f.)

In diesem Gedicht wird die oben angesprochene Affektbrücke einerseits buchstäblich gemacht, und sie wird als eine *two-way street* beschrieben. Den Vortragenden ängstigt zunächst die Anonymität des Publikums und die Unwägbarkeit, dass er ihm missfallen könnte. Hier fürchtet er Verletzungsgefahr („Hände zielen schroff nach meinem Herzen“). Doch schließlich trifft der Blick des lyrischen Ichs auf eine, die sein Gedicht berührt hat. Diese Person geht ihm sozusagen auf der Affektbrücke entgegen. Darauf springt der Autor/Vortragende oder vielmehr sein Gedicht diese Person an und ‚beißt in ihre Brüste‘. Damit wird am Schluss eine komplexe soziale Interaktion in eine sexuelle Eroberung übersetzt, die der Autor/Vorleser sozusagen an sein Gedicht delegiert. Man kann auch sagen, dass die erotisierte Raumatmosphäre der modernen Dichterlesung hier buchstäblich wird.

Stadt-Raumgefühl im Gedicht

Die Signatur dieser Dichtergeneration ist die Großstadt. Ernst Blass' berühmte Gedichtzeilen „Die Straßen komme ich entlanggeweht / Mit weichem Glücke bin ich ganz belaubt“ (1912: 11) gestalten die Stadt als affektiv aufgeladenen Ort, als ‚Metropolenzauber‘ (Dietze/Dornhof 2014). Das generelle (Stadt-)Raumgefühl war um die Jahrhundertwende im Umbruch. Wie vielfach belegt (NGBK 1987, Matejovski 2000, Killen 2005), kam es innerhalb sehr kurzer Zeit zu perceptiven Revolutionen: Es wurde voller – innerhalb von 50 Jahren wuchs die Bevölkerung Berlins von 500.000 im Jahr 1860 auf 2 Millionen (1905). Es wurde lauter – zum Pferdegetrappel gesellten sich die ersten Motorvehikel, die Straßenbahnen quietschten. Und es wurde heller aufgrund der Einführung von Gas- und ab 1882 elektrischer Straßenbeleuchtung (Schivelbusch 1992). Ein Werbeplakat der Lampenfirma Osram aus jener Zeit zeigt einen weinenden Mond, der als Hauptbeleuchter nächtlicher Straßen seine führende Stellung verloren hat. Um Licht geht es auch in einem Auszug des Gedichtes „Schräge Schale“ (1912) von E. A. Greven. Es zeigt den Übergang von der Naturmetaphorik, die noch die stadtabgewandten Gedichte der ästhetizistischen Tradition etwa von George, Rilke und Hofmannsthal geprägt hatte, zum Metaphernraum Stadt. Interessanterweise wird das Gedicht aus der Wir-Perspektive des Naturlyrikers erzählt und eine kritische Ihr-Perspektive auf die Stadtdichter aufgemacht:

*Vor euch in den Städten schämt sich der Mond,
denn ihr habt Bogenlampen und knatternde Wagen,
an die ihr eure Süchte hängt ... die eure Erregungen tragen.
Aber wir: unsere Breiten und Hügel hängen wie blaßrote Leiber
und der Mond an den Seilen des trunkenen Himmels [...]*

(E. A. Greven in Mistral 1913: 14)

Der zivilisationskritischen Variante von Greven setzt Wilhelm Lotz (1916) eine ekstatische Version entgegen:

*Die Nächte explodieren in den Städten,
Wir sind zerfetzt vom wilden, heißen Licht,
Und unsre Nerven flattern, irre Fäden,
Im Pflasterwind, der aus den Rädern bricht.*

(Vietta 1985: 36)

Wilhelm Lotz übersetzt das Stadt-Raumgefühl unmittelbar in viskerale Sensation. Der ‚Städter‘ sieht nicht nur die neue Helligkeit, sondern er *ist* „zerfetzt vom wilden, heißen Licht“. Die Nerven reagieren nicht *auf* Lärm, sondern sie flattern *als* physische Entitäten im Fahrtwind der Räder. Mit seinem Bezug auf die Nerven schließt Lotzens Gedicht direkt an den zeitgenössischen Neurasthenie-Diskurs an (Radkau 1998) und übrigens auch an Polemiken gegen moderne Kunst, die vielfach als ‚Nervenkunst‘ bezeichnet wurde (Worbs 1988).

Das Haus, das Häusermeer wird zu einem beherrschenden Topos der Stadterfahrung. 1918 schreibt Kasimir Edschmid:

„Das Haus ist nicht mehr Gegenstand, nicht mehr nur Stein, nur Anblick, nur ein Viereck mit Attributen des Schön- und Häßlichseins. Es steigt darüber hinaus. Es wird so lange gesucht in seinem eigentlichsten Wesen, bis eine tiefere Form sich ergibt, bis das Haus aufsteht, das befreit ist, vom dumpfen Zwang der falschen Wirklichkeit [...] bis es schwebt oder einstürzt, sich reckt oder gefriert, bis endlich alles erfüllt ist, das an Möglichkeiten in ihm schläft“ (1982: 47).[18]

Die Stadt ist nicht nur draußen, sondern sie kriecht nach drinnen. Alfred Wolfenstein schreibt im Gedicht „Gewitter“ (1917):

*[...] Und ich ganz blind
Im Augenblick des Blitz
Breite mich aus auf meinem Sofa
Wie ohne Haupt, auf meinem Herzen,
Nur auf dem warm durchflossenen Herzen!*

*So fühlend liegt
Mit mir, so unelektrischen Gefühls,
die ganze Stadt mit mir entspannt. [...]*

(1917: 18)

Innen und außen verschwimmen, so als seien die Wände nur Membranen, durch die die Stadt in die Zimmer hineindiffundiert. Das Vermischen von Innen und Außen mit dem Dichter als Membran (hier konkret als Blitzableiter und/oder Stromleitung) markiert einen spezifischen Modus expressionistischer (Gefühls-)Raumgestaltung. Das Gedicht wird hier Akteur und schafft *affective spaces*, die sowohl den Dichter als auch die Stadt durchfließen.

Wie schon an Edschmids Auflösung des Hauses zu sehen, werden physische Gegebenheiten in psychische Zustände übersetzt, oder anders ausgedrückt: Materielles wird animiert und Humanes materialisiert. Das psychische und gleichzeitig physische Ich dehnt in Ernst Wilhelm Lotzens Gedicht buchstäblich Hausmauern:

*Ich flamme das Gaslicht an.
Aufrollendes Staunen umprallt die vier Zimmerwände
Ich fühlte mich dünn in der Mitte stehn
Verkrampfe in Taschen klein meine Hände:
Die Mauern bauchen aus, vom Dröhnen geschwellt [...] [19]*

Die in diesem Gedicht beobachtbare Raumauflösung durch eine Sprache der Gefühlstatsachen und die Abtrennung des Lyrischen Ichs vom Gedichtsgeschehen verabschiedet „die Vorstellung von Autorschaft als Herrschaft über die dargestellte Welt“ (Wende 99: 27). In Wolfensteins Gedicht wird die Stadt zum handelnden Subjekt. In Lotzens Gedicht ‚bauchen‘ die Mauern aus, der Gedichtinhalt verurteilt das lyrische Ich zu erschreckenden Erfahrungen.

Diese verlangen nach neuen Ausdrucksformen. Damit stoßen einige der expressionistischen Dichter auf ein epistemologisches Problem, nämlich, die Angemessenheit der tradierten Sprache für neue Erfahrungsdimensionen zu reflektieren. So notiert der expressionistische Kunsthistoriker Carl Einstein:

„Ich weiß schon sehr lange, dass nicht nur eine Umbildung des Sehens möglich ist, sondern auch eine Umbildung des sprachlichen Äquivalents der Empfindung“ (Einstein 1994: 8).[20] Als These kann hier formuliert werden, dass diese ‚Umbildung des sprachlichen Äquivalents der Empfindung‘ besonders gut im Gedicht möglich war. Es stellte wegen seiner Überstrukturiertheit und Verdichtung das adäquate Medium für eine neue sprachliche Fassung einer neuen Wirklichkeit dar. Das historische Ersterlebnis einer metropolitanen Reizüberflutung um die Jahrhundertwende findet im Gedicht eine zelebrierbare, gemeinschaftsstiftende und akklamationsfähige Form. Diese ihnen durch die Moderne zugefallene Aufgabe bewältigten die Dichter, indem sie sich in affektiven Gemeinschaften zusammaten. Im Finden neuer *emotives* entstanden neue emotionale Regime, die man für das kurze ‚expressionistische Jahrzehnt‘ auch ‚affektive Maskulinität‘ nennen kann.

Postscriptum

Die kritiklose Affirmation von Affekten barg Risiken für die jungen Dichter, weil damit Affekt als oppositioneller Wert an sich missverstanden werden konnte. Nicht realisiert wurde dabei die gleichzeitig stattfindende Ideologisierung von Affekten in kulturell codierte Gefühle. Das erwies sich als besonders problematisch im Zusammenhang mit dem Ersten Weltkrieg. Georg Heym (1960), der den Krieg zwar selbst nicht mehr erlebt hat, steht trotzdem beispielhaft für die Überbewertung des Affekts und die Unterbewertung der Form, in der er sich äußern sollte. Friedrich Schulze-Maizier, Dichterfreund aus dem Neuen Club, berichtet von einer Äußerung Heyms im Jahr 1910:

„Mitten im Getriebe der Bülowstraße blieb Heym plötzlich stehen, faßte mich am Arm und sagte mit grollender Leidenschaftlichkeit: ‚Nun schauen Sie sich einmal um. Wie gehetzt, wie hohl, wie gottverlassen! Dass kann nicht bleiben, das muß zugrundegehn. Irgendetwas Ungeheures muß kommen, ein großer Krieg, eine Revolution oder sonst was. Aber nur nicht so weiter“ (1962: 15).

Es kam weder die Revolution noch ‚sonstwas‘, sondern der Krieg. Vier Jahre später. Und hier begann die Anrufung von konventioneller Männlichkeit wieder wirksam zu werden. Zwar hatten sich die expressionistischen Dichter in ihrer ‚Protestmaskulinität‘ heroisch und mutig gefühlt. Auch war der Avantgarde-Habitus durchaus eine Strategie der ‚Ermannung‘. Aber ihre Selbstorganisation in homosozialen Gruppen, die nicht ohne homoerotische Dimension waren,[21] die Propagierung von Gefühlstiefe, schöpferischer Erregung und verstärktem Ausdruck (Expression) sowie die Teilnahme vieler jüdischer Männer, denen es nach gängigem Vorurteil an Virilität mangelte (Boyarin 1997), ließ sie nun im Angesicht des Krieges verstärkt als unmännlich erscheinen.[22]

Die Zurückweisung dieser Anrufung spielte sicher eine nicht unwichtige Rolle bei der zunächst einmal unerwarteten Kriegsbegeisterung junger Expressionisten. Der Maler und Dichter Oskar Kokoschka notierte im September 1914, es wäre eine „ewige Schande“ gewesen, „zu Hause gesessen zu haben“ (zitiert nach (Dogramaci/Weimar 2014: 22).[23] Obwohl sich fast

alle der hier diskutierten jungen Dichter gegen soldatische und studentische Mannbarkeitsriten gewandt und deutlichen Abstand von Vaterländischem genommen hatten, meldeten sich viele Expressionisten freiwillig an die Front. Die Hoffnung war, dass ein großer Affektsturm all das Erstickende hinwegfegen möge, was sie bislang eingeschnürt hatte. Anders als bei ‚normalen‘ Kriegsfreiwilligen äußerte sich ihre Kriegsbegeisterung nicht in chauvinistischen kaisertreuen Ausdrucksformen, sondern eher in der Sehnsucht nach Befreiung aus einer als anachronistisch und bedrückend empfundenen Alltagswirklichkeit. Erwin Loewenson rekonstruiert im Nachhinein zutreffend die Gefahren einer unpolitischen Affektzentriertheit:

„Die schlafbetäubten Affekte bedurften zum Aufwachen eines unüberhörbaren, schneidend scharfen Anrufs. Der Kaiser befahl den Krieg. Die Massen, gefügig, wie sie in Deutschland ohnehin waren, waren sofort von Seligkeiten berauscht, daß sie sich von der unmöglichen Revolution in den ‚aufgezwungenen Krieg‘ flüchten konnten“ (1987: 13 f.).

Einige sahen im Krieg sogar den zu seiner höchsten Blüte kommenden Expressionismus. Friedrich Markus Hübner schrieb 1914 im Aufsatz „Krieg und Expressionismus“:

„Der Krieg ist nicht der Verneiner der sogenannten Neuen Kunst, sondern sein ungeahnter, sieghafter Zu-Ende-Bildner. [...] Dieser Krieg hat mit dem Expressionismus nicht nur nicht aufgeräumt, sondern seine Richtung schlechthin mit aller Kraft gezeigt“ (1914: 441 ff.).

Freiwillig oder ohne Widerstand als Reserveoffiziere den Gestellungsbefehlen folgend, zogen in den Krieg: Gottfried Benn, Richard Dehmel, Wilhelm Klemm, Paul Boldt, Erwin Loewenson, Ernst Toller, Carl Einstein und Klabund. Früh umgekommen sind die Kriegsteilnehmer Franz Marc, Ernst Wilhelm Lotz, Ernst Stadler, Alfred Lichtenstein, August Stramm und Georg Trakl. Angesichts der schmutzigen Realität der französischen und belgischen Schützengräben verflieg die Euphorie bei den meisten schnell. An der Front zu aktiven Kriegsgegnern und Deserteuren wurden Ernst Toller, Carl Einstein, Erich Mühsam, Wilhelm Lotz und Klabund. Ein positiv besetzter unpolitischer Affektsturm hatte große Teile der Dichtergeneration mit sich fortgerissen. Die wenigen aktiven Kriegsgegner wie Albert Ehrenstein, Max Herrmann-Neiße, Franz Jung, Max Pfemfert, Ludwig Rubiner, René Schickele, George Grosz, Alfred Wolfenstein und Kurt Hiller konnten ihre großen Gefühle noch in die kurz aufflackernde Revolution tragen, bis spätestens 1920 das Rollenfach Revolutionär nicht mehr gefragt war.

Nicht zuletzt wegen der Zerrissenheit der expressionistischen Generation endete deren Wirksamkeit früh. Bis auf Gottfried Benn – sowie mit Einschränkungen Georg Heym und Carl Einstein – sind die meisten Namen heute nur noch Spezialist_innen bekannt. Obwohl die Literaturwissenschaft für die Jahre 1910 bis 1920 von einem ‚expressionistischen Jahrzehnt‘ spricht, wird aus dem oben gezeigten klar, dass von einer affektiven *Gemeinschaft* Expressionismus nur von 1910 bis 1914 die Rede sein kann. Die Jahre 1914 bis 1920 waren von Krieg und Revolution geprägt. Wegen der Kriegsteilnahme der meisten Protagonisten und der verschärften Zensur erschien von 1914 bis 1918 nur sehr wenig. Interessanterweise nahm aber auch hier das Gedicht eine

besondere Funktion ein. Weitgehend unbehelligt veröffentlichte Kriegsgegner Franz Pfemfert die Zeitschrift *Die Aktion* mit kriegskritischen Gedichten, die unter dem Radar der literarisch ignoranten und nur auf politische Opposition geeichten Zensur blieben (Gluntz-Horstbrink/Schneider 2005).[24]

Das direkt darauf folgende emotionale Regime kritischer und künstlerischer Eliten der Weimarer Republik wählte mit *Neue Sachlichkeit* einen betont nüchternen Gefühlsmodus und bevorzugte Prosa als literarische Gattung (Kimmich 2009). Der von Helmuth Lethen (1994) als „Verhaltenslehre der Kälte“ bezeichnete neue intellektuelle Gefühlsraum setzte sich explizit von den „Oh Mensch“-Pathosformeln des Expressionismus ab. Was Maskulinitätskonzepte betraf, so war auch in den künstlerischen Avantgarden wieder nüchterne gefühlsbeherrschte Männlichkeit gefragt. Gegen Jünglingstum spricht sich Ex-Expressionist Kurt Pinthus im Aufsatz „Männliche Literatur“ aus:

„Der Mann oder Männer [...] sind Helden der charakteristischen Bücher und Dramen der letzten Jahre. Nicht auf das Jünglingstum, – auf das Mannwerden oder Mannsein kommt es an. Der Stil dieser Bücher ist [...] unpathetisch, unsentimental, Schmucklos und knapp; manche nennen die neue Technik ‚Neue Sachlichkeit‘. Sie ist sachlich, sie ist männlich, sie ist die Ausdrucksform des Mannes“ (zitiert nach Becker 2012: 38).

Max Brod schreibt: „Die neuste Literatur bekommt mehr und mehr einen harten männlichen Zug“ (ebd.: 385).

Endnoten

- [1] Obwohl oder möglicherweise gerade weil diese ‚Bewegung‘ in einer weitgehend männlichen Monokultur stattfand, hat sie in der genderorientierten Literaturwissenschaft, die meist mit verdrängten weiblichen Präsenzen umgeht, wenig Echo gefunden. Der Herausgeber der bislang einzigen Studie *Expressionismus und Geschlecht* spricht in dieser Frage von einer „hartnäckigen Forschungslücke“ (Krause 2010: 16).
- [2] Zum Neuen Club generell siehe die zweibändige Dokumentation von Richard Sheppard (1980).
- [3] Zu einer frühen ‚sexuellen Revolution‘ siehe Rantzau 1974: 394-446. Zur Sexualpolitik dieser Zeit, die mit der Entstehung der Sexualwissenschaft und der Psychoanalyse zu Sichtbarkeit und Dringlichkeit kommt, siehe Herzog 2005.
- [4] Ein wichtiges Element der Verrisse bestand darin, sie als ‚undeutsch‘ und ‚ungesund‘ zu verurteilen, was im Jargon der Zeit leicht als diskriminierender Hinweis auf die jüdische Abstammung der Mehrzahl der Beiträger_innen (Else Lasker-Schüler als weibliche Ausnahme) decodierbar war (Stark 1996).
- [5] Hier ist auf Raewyn Connells Konzept der ‚hegemonialen Männlichkeit‘ zu verweisen (Connell 2006). Zur ‚Militarisierung des Mannes als Kernelement der Hegemonialisierung des in der Aufklärung entstandenen Männlichkeitsmodells‘ siehe auch Schmale 2003: 106. Zum systematischen Missglücken von hegemonial wilhelminischer Männlichkeit in der Figur des Kaisers selbst und seinen homoerotischen Verbindungen zur sogenannten Entourage seiner Berater siehe Dietze 2011.
- [6] Wie im Vorwort zu diesem Heft entwickelt, gibt es auch eine ältere phänomenologische Tradition, von ‚Gefühlsräumen‘ zu sprechen (Schmitz 1969) oder mit einem ‚Atmosphäre‘-Begriff (Böhme 1993) zu operieren, die aber für die hier entfaltenen Fragestellungen weniger produktiv ist.

- [7] Für ein Zusammenlesen von Männlichkeit und Gefühlsregimen in der Moderne siehe Borutta/Verheyen 2010 und Reichardt 2005.
- [8] Der Begriff wurde von Helmut Plessner 1935 geprägt, gelangte aber erst 1959 mit einem Buch gleichnamigen Titels zu größerer Bekanntheit. Nach Plessner (1959) kam das deutsche Bürgertum erst mit der Reichsgründung von 1871 an eine eigene Nation, als die Kraft der Aufklärung schon versiegt war. Deshalb habe man sich mit den vorgefundenen autoritären Strukturen arrangiert und es verpasst, einen zeitgemäßen, modernen Weg in Republik und Demokratie einzuschlagen. Der Psychiater, Expressionist und Dadaist Richard Huelsenbeck (1919) ordnete die Großmannssucht sogar (satirisch) klinisch ein: „Der Deutsche ist krank. Er ist ein nervöser Charakter im Adler’schen Sinne. Phatognomisch für diesen kranken Charakter ist alle Art von ‚Übersichhinauswollen‘, jedes Teutonische“.
- [9] Wie der oben schon erwähnte Kurt Hiller war auch Richard Huelsenbeck stark von Nietzsche beeinflusst, womit der ‚neue Adel‘ auch als Übersetzung des ‚Übermenschen‘ lesbar ist (Taylor 1990: 86-94).
- [10] Zu Literatur und Männlichkeit siehe Erhart 2001; als erste Anthologie zu literarischen Männlichkeiten und Emotionen siehe Tholen/Clare 2013.
- [11] Die obige Einteilung trifft sich zum Teil mit Martin Hubers (2004) Vorschlag, wie das Gedicht aus literaturwissenschaftlich-emotionshistorischer Perspektive betrachtet werden könne (Dichter – Text – Leser). Allerdings nimmt er dabei die für die expressionistische Gedichtkultur so wichtige Situation des Gedicht-Hörens bei Lesungen, die eine Brücke zwischen Autor und Publikum bildet, gänzlich aus.
- [12] Der Kunsthistoriker Joseph Imorde (2004) spricht von einer Reform des katholischen Ritus im 16. und 17. Jahrhundert, die darum bemüht war, im Ritus eine ‚geistige Empfindsamkeit‘ herzustellen und so eine direkte ‚Affektübertragung‘ zu bewerkstelligen.
- [13] So betitelt Thomas Anz (2010) seinen Aufsatz zu expressionistischer Lyrik mit „Die Seele zum Vibrieren bringen“.
- [14] Über ein neues Bewusstsein von der Macht des Vorlesens schreibt Hugo Ball 1916 in sein Tagebuch: „Die Präsentation von Lyrik [...] wird zur Performance, wobei die Klänge der Wörter, die Stimme und der Körper der Rezitatoren den schriftlich fixierten Text, der tendenziell den Status einer Partitur erhält, erst zum Leben erweckt. Das laute Rezitieren ist mir zum Prüfstein der Güte eines Gedichts geworden“ (zitiert nach Anz 2010: 54).
- [15] Loewensons Affektvorstellungen lassen sich als Vorläufer der heute sehr einflussreichen, auf Spinoza basierenden Affektlehre von Gilles Deleuze (1988) und seines Schülers Brian Massumi (2002) lesen, der Affekt in Richtung Intensität zugespitzt hat.
- [16] *Der Aufbruch* ist auch der Titel eines programmatischen Gedichtbandes des expressionistischen Dichters Ernst Stadler (1914).
- [17] Siehe dazu auch die aktuellen Überlegungen Hartmut Rosas (2012) zur Notwendigkeit der Schaffung von „Resonanzräumen“ als Gegenorten zur Entfremdung.
- [18] Wie kein zweiter hat der Maler und Poet Ludwig Meidner, der jeden Donnerstag zum Jour fixe expressionistische Dichter empfing, die Phantasie von schwebenden, stürzenden oder sich reckenden Häusern erfasst. Siehe dazu genauer den Aufsatz von Sabine Fastert in diesem Heft.
- [19] Das Gedicht „Ich flamme das Gaslicht an...“ ist undatiert, aber definitiv vor 1914 geschrieben. Zitiert nach Pinthus 2009: 128.
- [20] Zwischen 1910 und 1912 – eine genaue Datierung ist aus der Gesamtausgabe nicht zu entnehmen.
- [21] Eve Kosovsky Sedgwick (1985) spricht in Bezug auf die englische Literatur von „male homosocial desire“.
- [22] Die Unterstellung, dass Juden nicht männlich genug für den Kampf seien und sich in großer Zahl vor der nationalen Pflicht gedrückt hätten, sollte 1916 auf sehr diskriminierende Weise durch die sogenannte Judenzählung (statistische Erhebung der Anzahl der jüdischen Kriegsteilnehmer) ‚bewiesen‘ werden. Der Generalstab gab damit dem Antisemitismus im Offizierskops nach, hielt die Zahlen aber unter Verschluss. Nach dem Krieg stellte sich dann heraus, dass Juden proportional ebenso stark an der Front vertreten waren wie Nichtjuden (<http://de.wikipedia.org/wiki/Judenz%C3%A4hlung>, abgerufen am 9.1.2015).
- [23] 2014, zum 100-jährigen Jubiläumsjahr des Ersten Weltkrieges, erschienen zahlreiche Monografien zur Kriegsbegeisterung der damaligen Künstler-/Dichtergeneration. Eine

verdienstvolle transnationale Perspektive eröffnet der belgische Literaturwissenschaftler Geert Buelens (2014).

- [24] Der historischen Redlichkeit halber sollte erwähnt werden, dass das Gedicht als Gattung sich auch als überaus kriegstauglich erwies. Es wird berichtet, dass deutsche Zeitungs- und Zeitschriftenredaktionen zwischen August und Dezember 1914 *pro Tagetwa* 50.000 Kriegsgedichte erhielten (Anz/Vogl 1982: 233).

Autor_innen

Gabriele Dietze arbeitet zu Gender Studies, Masculinity Studies, History of Emotion, Kulturwissenschaft, Geschichte der Psychiatrie und Germanistik.
gabriele.dietze@rz.hu-berlin.de

Literatur

- Ahmed, Sara (2004): *The Cultural Politics of Emotion*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Anz, Thomas (1977): *Literatur der Existenz. Literarische Psychopathographie und ihre Existenz im Frühexpressionismus*. Stuttgart: Metzler.
- Anz, Thomas (2010): *Die Seele zum Vibrieren bringen. Konzepte des Gesamtkunstwerkes in der Zeit des Expressionismus*. In: Ralf Beil / Claudia Dillmann (Hg.): *Gesamtkunstwerk Expressionismus. Kunst, Film und Literatur, Theater, Tanz und Architektur 1905-1925*. Ausstellungskatalog Darmstadt Mathildenhöhe 2012. Ostfildern: Hatje Cantz, 50-68.
- Anz, Thomas / Vogl, Joseph (1982): *Die Dichter und der Krieg. Deutsche Lyrik 1914-1918*. München: Hanser.
- Bachmann-Mehdick, Doris (2010): *Cultural Turns. Neuorientierung in den Kulturwissenschaften*. Reinbek: Rowohlt.
- Becher, Johannes R. (1957): *Das poetische Prinzip*. Berlin: Aufbau-Verlag.
- Becker, Astrid (2012): „Wenn die äußeren Stützen zu fallen drohen“. *Erster Aufbruch und Schulterbruch im Expressionismus vor 1914*. In: Ralf Beil / Claudia Dillmann (Hg.): *Gesamtkunstwerk Expressionismus. Kunst, Film und Literatur, Theater, Tanz und Architektur 1905-1925*. Ausstellungskatalog Darmstadt Mathildenhöhe 2012. Ostfildern: Hatje Cantz, 104-110.
- Blass, Ernst (1965): *Das alte Café des Westens (1928)*. In: Paul Raabe (Hg.): *Expressionismus. Aufzeichnungen und Erinnerungen der Zeitgenossen*. Freiburg: Olten, 36-42.
- Blass, Ernst (1980): *Die Strassen komme ich entlang geweht. Sämtliche Gedichte*. München: Hanser.
- Böhme, Gernot (1993): *Atmosphere as the Fundamental Concept of a New Aesthetics*. In: *Thesis Eleven* 36, 113-126.
- Borutta, Manuel / Verheyen, Nina (Hg.) (2010): *Die Präsenz der Gefühle. Männlichkeit und Emotion in der Moderne*. Bielefeld: transcript.
- Bourdieu, Pierre (1997): *Die männliche Herrschaft*. In: Irene Dölling / Beate Kraus (Hg.): *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*. Hamburg: Suhrkamp, 153-218.
- Boyarin, Daniel (1997): *Unheroic Conduct. The Rise of Heterosexuality and the Invention of the Jewish Man*. Berkeley: University of California Press.
- Buelens, Geert (2014): *Europas Dichter und der Erste Weltkrieg*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Connell, Raewyn (2006): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*. Wiesbaden: VS.
- Dahlke, Birgit (2006): *Der Jüngling der Moderne. Jugendkult und Männlichkeit in der Literatur um 1900*. Köln: Böhlau.
- Decker, Gunnar (2011): *Georg Heym – „Ich, ein zerrissenes Meer“*. Ein biographischer Essay. Berlin: Verlag für Berlin Brandenburg.
- Deleuze, Gilles (1988): *Spinoza. Praktische Philosophie*. Berlin: Merve.
- Dietze, Gabriele (2011): *Queering Willie. Wilhelmische Maskulinitäten*. In: *L'Homme* 22/2, 94-113.

- Dietze, Gabriele / Dornhof, Dorothea (Hg.) (2014): *Metropolenzauber. Sexuelle Moderne und urbaner Wahn*. Wien: Böhlau.
- Dinges, Martin (2005): *Männer – Macht – Körper. Hegemoniale Männlichkeiten vom Mittelalter bis heute*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Dogramaci, Burcu / Friederike Weimar (Hg.) (2014): *Sie starben jung! Künstler und Dichter, Ideen und Ideale vor dem Ersten Weltkrieg*. Berlin: Gebrüder Mann Verlag.
- Domeier, Norman (2010): *Der Eulenburg-Skandal. Eine politische Kulturgeschichte des Kaiserreichs*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Döring, Jörg / Thielmann, Christian (Hg.) (2008): *Spatial Turn. Das Raumparadigma in den Kultur- und Sozialwissenschaften*. Bielefeld: transcript.
- Edschmid, Kasimir (1982 [1918]): *Expressionismus in der Dichtung*. In: Thomas Anz / Michael Stark (Hg.): *Expressionismus. Manifeste und Dokumente zur deutschen Literatur 1910-1920*. Stuttgart: Metzler, 42-55.
- Einstein, Carl (1994): *Werke Band 1*. Berlin: Fannei und Walz.
- Erhart, Walter (2001). *Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit*. München: Fink.
- Fähnders, Walter (2002): „Hier wird, auf einem Kap, Extremes geformt“. Zur Topographie der europäischen Avantgarde. In: Antje Johanning / Dietmar Lieser (Hg.): *StadtLandFluß. Urbanität und Regionalität in der Moderne*. Festschrift für Gertrude Cepl-Kaufmann zum sechzigsten Geburtstag. Neuss: Ahasvera Verlag.
- Förschler, Silke / Habermas, Rebekka / Roßbach, Nikola (2014): *Verorten –Verhandeln – Verkörpern. Interdisziplinäre Analysen zu Raum und Geschlecht*. Bielefeld: transcript.
- Frevert, Ute (1996): *Soldaten, Staatsbürger. Überlegungen zur historischen Konstruktion von Männlichkeit*. In: Thomas Kühne (Hg.): *Männergeschichte – Geschlechtergeschichte. Männlichkeit im Wandel der Moderne*. Frankfurt a. M.: Campus, 68-87.
- Gandhi, Leela (2006). *Affective Communities. Anticolonial Thought, Fin de Siècle Radicalism, and the Politics of Friendship*. Durham: Duke University Press.
- Gluntz-Horstbrink, Claudia / Schneider, Thomas F. (2005): *Krieg und Literatur 9/2003*. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Guattari, Felix (1996): *Toward a New Perspective on Identity. An Interview by Jean-Charles Jambon and Natalie Magnan*. In: Gary Genosenko (Hg.): *The Guattari Reader*. London: Blackwell, 215-217.
- Hammerstein, Notker (1995): *Antisemitismus und deutsche Universitäten: 1871-1933*. Frankfurt a. M.: Campus.
- Heppe, Hortense von (1987): *Fanny in der Brüderhorde. Über Franziska von Reventlow*. In: Sigrun Anselm / Barbara Beck (Hg.): *Triumph und Scheitern der Metropole. Zur Rolle der Weiblichkeit in der Geschichte Berlins*. Berlin: Dietrich Reimer, 141-156.
- Herrmann-Neiße, Max (1914): *Der Mann am Vortragspult denkt*. In: *Die Bücherei Maiandros*, 1.2.1914, 6-7.
- Herrmann-Neiße, Max (2012): *Briefe I. 1906-1928*. Berlin: Verbrecher Verlag.
- Herzog, Dagmar (Hg.) (2005): *Die Politisierung der Lust. Sexualität in der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts*. Berlin: Siedler.
- Heym, Georg. (1960): *Tagebücher Träume Briefe. Werke Bd. 3*. Hamburg: Ellermann.
- Hiller, Kurt (1912): *Der Kondor*. Heidelberg: Weissbach Verlag.
- Hiller, Kurt (1913): *Die Weisheit der Langeweile. Eine Zeit- und Streitschrift*, 2 Bde. Leipzig: Kurt Wolff.
- Hiller, Kurt / Blass, Ernst / Raabe, Paul (1989 [1912]): *Der Kondor*. Berlin: Silver und Goldstein.
- Huber, Martin (2004): „Noch einmal mit Gefühl“. *Literaturgeschichte und Emotion*. In: Walter Erhart (Hg.): *Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung*. Stuttgart: Metzler, 343-357.
- Hübner, Friedrich Markus (1914): *Krieg und Expressionismus*. In: *Die Schaubühne* 10/33-34, 441-446.
- Huelsenbeck, Richard (1919): *Panacee. Der Blutige Ernst*. In: *Der Arzt, Sondernummer*.
- Huelsenbeck, Richard (1987): *Der neue Mensch*. In: ders. (Hg.): *Dada. Eine literarische Dokumentation*. Hamburg: Rowohlt.
- Imorde, Joseph (2004): *Affektübertragung*. Berlin: Gebrüder Mann.
- Kampe, Norbert (1987): *Jews and Antisemitism at the Universities in Imperial Germany (II). The Friedrich Wilhelm University of Berlin. A Case Study of the Student's Jewish Question*. In: *Leo Baeck Institute Yearbook* 32, 43-102.

- Killen, Andreas (2005): Berlin Elektropolis. Shock, Nerves and German Modernity. Berkeley: University of California Press.
- Kimmich, Dorothe (2009): Indifferenz oder Prothesen des Gefühls. Bemerkung zur Variation einer männlichen Emotion. In: Arcadia 24/1, 161-174.
- Krause, Frank (Hg.) (2010): Expressionism and Gender / Expressionismus und Geschlecht. Göttingen: V+R Unipress.
- Lausberg, Heinrich (1990): Handbuch der literarischen Rhetorik. Eine Grundlegung der Literaturwissenschaft. Stuttgart: Steiner.
- Lehnert, Gertrud (Hg.) (2011): Raum und Gefühl. Der Spatial Turn und die neue Emotionsforschung. Bielefeld: transcript.
- Lethen, Helmuth (1994): Verhaltenslehre der Kälte. Lebensversuche zwischen den Kriegen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Link, Jochen (1976): Das lyrische Gedicht als Paradigma des überstrukturierten Textes. In: Helmut Bracker / Eberhard Lämmert (Hg.): Funkkolleg Literatur – Studienbegleitheft 4. Weinheim: Beltz, 36-66.
- Loewenson, Erwin (1983): Gedruckte und ungedruckte Materialien. In: Richard Sheppard (Hg.): Die Schriften des Neuen Clubs 1908-1914. Band I. Hildesheim: Gerstenberg Verlag, 279-377.
- Loewenson, Erwin (1987): Jacob van Hoddiss. Erinnerungen und Lebensdaten. In: Regina Nörtemann (Hg.): Jacob van Hoddiss. Dichtungen und Briefe. Zürich: Arche, 416-443.
- Löw, Martina (2001): Der Körperraum als soziale Konstruktion. In: Margarete Hubrath (Hg.): Geschlechter-Räume. Konstruktionen von „gender“ in Geschichte, Literatur und Alltag. Köln: Böhlau, 211-222.
- Massey, Doreen (1994): Space, Place, and Gender. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Massumi, Brian (2002): Parables for the Virtual. Movement, Affect, Sensation. Durham: Duke University Press.
- Matejovski, Dirk (Hg.) (2000): Metropolen. Laboratorien der Moderne. Frankfurt a. M.: Schriften des Wissenschaftszentrums NRW.
- Meidner, Ludwig (1973 [1918]): Dichter, Maler und Cafés. Zürich: Die Arche.
- Meuser, Michael (1998): Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und männliche Deutungsmuster. Opladen: Leske und Budrich.
- Meyer, Alfred Richard (1965): Über Alfred Lichtenstein und Gottfried Benn [1948]. In: Paul Raabe (Hg.): Expressionismus. Aufzeichnungen und Erinnerungen der Zeitgenossen. Olten: Walter, 55-58.
- Meyer-Sickendiek, Burkhard (2005): Affektpoetik. Eine Kulturgeschichte literarischer Emotionen. Würzburg: Königshausen und Neumann.
- Meyer-Sickendiek, Burkhard (2012): Lyrisches Gespür. Vom geheimen Sensorium moderner Poesie. München: Fink.
- Mistral (1913): Die Bücherei Maiandros. Eine Zeitschrift von 60 zu 60 Tagen, IV und V. Berlin: Paul Knorr.
- NGBK (Hg.) (1987): Mythos Berlin. Zur Wahrnehmungsgeschichte einer modernen Metropole. Berlin: NGBK.
- Nobs, Ruth Greter (1991): Dada im Spannungsfeld patriarchalischer Denkstrukturen. In: Julia Delch / Ellen Maurer (Hg.): Da-dazwischen Reden. Zu Hannah Höch. Berlin: Orlanda, 190-197.
- Nörtemann, Regina (Hg.) (1987): Jacob van Hoddiss. Dichtungen und Briefe. Zürich: Arche.
- Pinthus, Kurt (1987 [1915]): Zur jüngsten Dichtung. In: Paul Raabe (Hg.): Expressionismus. Der Kampf um eine literarische Bewegung. Zürich: Arche, 68-79.
- Pinthus, Kurt (2009 [1922]): Menschheitsdämmerung. Hamburg: Rowohlt.
- Plessner, Helmuth (1959): Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes. Stuttgart: Kohlhammer.
- Raabe, Paul (1964): Die Zeitschriften und Sammlungen des literarischen Expressionismus (1910-1921). Stuttgart: Metzler.
- Raabe, Paul (Hg.) (1987): Expressionismus. Der Kampf um eine neue Bewegung. Zürich: Arche.
- Radkau, Joachim (1998): Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Hitler und Bismarck. München: Hanser.

- Rantzau, Johann Albrecht von (1974): Zur Geschichte der sexuellen Revolution. Die Gräfin Franziska zu Reventlow und die Münchner Kosmiker. In: *Archiv für Kulturgeschichte* 56, 394-446.
- Reckwitz, Andreas (2012): Affective Spaces. A Praxeological Outlook. In: *Rethinking History* 16/2, 241-258.
- Reddy, William F. (2001): *The Navigation of Feeling. A Framework for the History of Emotions*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Reichardt, Sven (2005): „Wärme“ als Modus sozialen Verhaltens? Vorüberlegungen zu einer Kulturgeschichte des linksalternativen Milieus vom Ende der sechziger bis Anfang der achtziger Jahre. In: *vorgänge* 44/171-172, 175-187.
- Rosa, Hartmut (2012): *Resonanz statt Entfremdung. Zehn Thesen wider die Steigerungslogik der Moderne*. http://www.kolleg-postwachstum.de/sozwgmedia/dokumente/Thesenpapiere+und+Materialien/Thesenpapier+Krise+_+Rosa.pdf, abgerufen am 9.1.2015.
- Rosenwein, Barbara H. (2006): *Emotional Communities in the Early Middle Ages*. Ithaca: Cornell University Press.
- Schivelbusch, Wolfgang (1992): *Licht, Schein und Wahn. Auftritte elektrischer Beleuchtung im 20. Jahrhundert*. Berlin: Ernst und Sohn.
- Schlögel, Karl (2003): *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*. München: Hanser.
- Schmale, Wolfgang (2003): *Geschichte der Männlichkeit in Europa (1450-2000)*. Köln: Böhlau.
- Schmiedebach, Heinz-Peter (2006): „Zerquälte Ergebnisse einer Dichterseele“. *Literarische Kritik, Psychiatrie und Öffentlichkeit um 1900*. In: *Medizin, Gesellschaft und Geschichte* (Beiheft 26), 259-283.
- Schmitz, Hermann (1969). *Der Gefühlsraum*. In: Herrmann Schmitz (Hg.): *System der Philosophie*. Bd. 3, Teil 2, Bonn: Bouvier.
- Schulze-Maizier, Friedrich (1962): Frühexistenzialist unter Frühexpressionisten. *Deutsche Rundschau* 88, 331-338.
- Schutte, Jürgen / Prengel, Peter (Hg.) (1987): *Die Berliner Moderne*. Stuttgart: Reclam.
- Sedgwick, Eve Kosofsky (1985): *Between Men. English Literature and Male Homosocial Desire*. New York: Columbia University Press.
- Sheppard, Richard (1980): *Die Schriften des Neuen Clubs 1908-1914*, 2 Bde. Hildesheim: Gerstenberg Verlag.
- Stadler, Ernst (1914): *Der Aufbruch*. Leipzig: Verlag der weissen Bücher.
- Stark, Michael (1996): *Der Kondor-Krieg. Ein deutscher Literaturstreit*. Fußnoten zur Literatur 36.
- Szczepaniak, Monika (2011): *Militärische Männlichkeiten in Deutschland und Österreich im Umfeld des Großen Krieges. Konstruktionen und Dekonstruktionen*. Würzburg: Königshausen und Neumann.
- Taylor, Seth (1990): *Left-Wing Nietzscheans. The Politics of German Expressionism*. Berlin: De Gruyter.
- Tholen, Toni / Clare Jennifer (2013): *Literarische Männlichkeiten und Emotionen*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter.
- Thrift, Nigel (2008): *Non-Representational Theory. Space, Politics, Affect*. London: Routledge.
- Tuchmann, Emil (1910): *Im Neopathetischen Cabaret*. In: *Der Demokrat* 2/52.
- van Hoddiss, Jacob (1987): *Dichtungen und Briefe*. Zürich: Arche.
- Vietta, Silvio (Hg.) (1985): *Lyrik des Expressionismus*. Tübingen: Niemeyer.
- Wende, Waltraud (1999). „Augen in der Großstadt“. *Die Großstadt als Wahrnehmungsraum der Moderne*. In: dies. (Hg.): *Großstadtlyrik*. Stuttgart: Reclam, 5-37.
- Werfel, Franz (1960): *Substantiv und Verbum* (1917). In: Paul Pörtner (Hg.): *Literaturrevolution 1910 bis 1925* (Vol. 182-188). Darmstadt: Hermann Luchterhand Verlag, 34-36.
- Wolfenstein, Alfred (1917): *Die Freundschaft*. Berlin: S. Fischer Verlag.
- Worbs, Michael (1988): *Nervenkunst. Literatur und Psychoanalyse im Wien der Jahrhundertwende*. Frankfurt a. M.: Athenäum.
- Zweig, Stefan (1913): *Das neue Pathos*. In: ders.: *Emile Verhaeren*. Leipzig: Insel Verlag, 111-122.

Mental Topology and Affective Community. Masculinity in German Early Expressionism and its Poems

Expressionist poetry weaves spatial and mental elements undistinguishably into each other. Poets and poetry came alive in the metropolitan setting of Berlin. The productive tension between the lyrical I and the present world of asphalt and machines developed into a kind of 'mental topology'. The field of early German Expressionism will be analyzed along two axes. First, the group of poets around Kurt Hiller, Georg Heym, and Ernst Blass assembled in the 'Neuer Club' will be investigated under an history of emotion approach and conceptualized as marginal emotional community. Secondly, there will be a focus on masculinity, particularly on the so-called 'protest masculinity' of the young poets who revolted against the Wilhemine Kaiserreich's ideal of military virility, thereby developing some kind of 'affective masculinity'.

Queere Archive des Ephemeren

Raum, Gefühl: Unbestimmtheit[1]

Katrin Köppert

Der Artikel folgt dem ‚Geschmack‘ dreier Archive in Berlin, San Francisco und New York und stellt einen Beitrag zum *archival turn in queer theory* zur Verfügung. Ihm zugrunde liegt die Frage, wie wir queere Bewegungsgeschichte erinnern wollen – auch um eine Vision queerer Zukunft entwerfen zu können. Er beschäftigt sich mit Raum- und Gefühlspolitiken von queeren Archiven und ‚Archiven von hinten‘. Im Zentrum der Analyse steht das Wechselverhältnis der Bedeutung von Gefühlen für die Konstitution des Raums *Archiv* und der Relevanz von räumlichen Veränderungen für die Ausprägung von Gefühlen. Dabei interessieren insbesondere negative Gefühle. Diese werden als Störungen inmitten von Professionalisierungsanstrengungen diskutiert. Zudem werden sie unter der Prämisse ihres Potentials für eine queere Kritik an der heteronormativen Historiografie einerseits und der auf binären Trennungen (Alltag-Wissen, Privatheit-Öffentlichkeit) basierenden Wissenspolitik andererseits erörtert.

Ersteinreichung: 23. Oktober 2014; Veröffentlichung online: 9. August 2015
An english abstract can be found at the end of the document.

Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist der Zufall einer Begegnung. Kürzlich traf ich eine_n Mitarbeiter_in des Schwulen Museums* Berlin und fragte sie_ihn, wie sich der Umzug des Museums samt Bibliothek und Archiv vom Mehrdingdamm in Kreuzberg auf die Lützowstraße im Tiergarten auf diese Einrichtungen ausgewirkt habe. Das interessierte mich vor dem Hintergrund, dass ich viele Stunden im Rahmen meiner Forschung in Archiv und Bibliothek verbracht und in Kooperation mit dem Schwulen Museum* einen Workshop[2] mitorganisiert hatte, der sich dem Verhältnis von Archivpolitik und Alltagskultur widmete. Die Antwort, dass der neue Standort und die neuen Räumlichkeiten zwar nach außen ein Mehr an Professionalität suggerierten, aber nach innen das organisatorische Chaos intensiviert hätten, weckte mein Interesse. Die glatte Fassade des neuen Gebäudes, die moderne Ausstellungsarchitektur und die besseren Lagerungsmöglichkeiten im Keller legen zwar nahe, dass das Museum in der „ersten Museumsliga angekommen“ (GTB 2014) sei und nun eine professionellere Archivierung garantieren könne. Tatsächlich verschärft jedoch – nach Aussage der_des Mitarbeiters_in – genau dieser Eindruck die prekäre Situation von Archiv und Museum: Sponsor_innen denken, dass eine finanzielle Unterstützung nicht mehr notwendig sei. Kooperationspartner_innen

und Künstler_innen empören sich hingegen über die dem Eindruck nach außen entgegenstehenden schwierigen Arbeitsbedingungen, die sie zuvor aufgrund einer emotionalen Verbundenheit noch toleriert hatten. Auf Seiten der Mitarbeiter_innen führe das wiederum zu Überforderung, Frustration und Traurigkeit über den nach wie vor bestehenden Mangel an gesellschaftlicher Anerkennung. Obwohl die Räume also in neuem Glanz erstrahlen, ist – den Professionalisierungsbemühungen zum Trotz – das Prädikat ‚Bewegungsarchiv‘ von Gefühlen der Benachteiligung geprägt.

Raum- und Affektpolitiken hängen, wie hiermit deutlich wird, unmittelbar zusammen – jedoch auf andere Weise, als ich erwartet hatte. Schien es zunächst naheliegend, dass der Umzug in funktionierende Räume und eine repräsentative Gegend sowie die damit einhergehenden Umstrukturierungen der archivarischen Ordnung und archivalischen Anordnung[3] Stolz und Zufriedenheit erzeugen würden, ist nun eher Enttäuschung festzustellen.

Die professionell ausgestatteten, innenarchitektonisch designten und aufgeräumten Räume generieren nicht unbedingt Stolz und Zuversicht, sondern führen, wie mir der_die Mitarbeiter_in bescheinigte, auch zu Versagens- und Verlustängsten sowie zur schamvollen Furcht davor, den gestiegenen Erwartungen nicht entsprechen zu können. So produzierten in diesem Fall gerade die Sauberkeit und die Ordentlichkeit der neuen Räume und der neuen Umgebung Unbehagen und eine Reihe von negativen Gefühlen, die den eigentlich intendierten Effekten raumstruktureller Verbesserung zuwiderlaufen. Die unangenehmen Gefühle der Angst, Enttäuschung und Scham ähneln unberechenbaren Schmutzpartikeln, die sich allen Reinigungsanstrengungen zum Trotz immer wieder auf die Archive legen und Sand in deren Getriebe streuen. Diese Störungen bergen jedoch gleichzeitig – und darauf kommt es mir an – ein queer-kritisches Potential, insofern sie ein Hinterfragen normativer Strukturen und des gängigen Zusammenspiels von Raum-, Gefühls- und Wissenspolitiken ermöglichen: Inwiefern können die nicht intendierten negativen Gefühle, die sich aus dem Umzug des Schwulen Museums* ergaben, eine andere, minoritäre Politik[4] der Archivierung der queeren[5] Bewegungsgeschichte grundieren? Gelingt es anhand solcher Störungen, Möglichkeiten des Queerens von Archiven im Sinn einer kreativen Verwirrung vorgegebener (Wissens-)Kategorien und (Raum-)Ordnungen zu erkunden? Dabei sollen im Folgenden LSBTIQ* Archive nicht nur als raum- und gefühlspolitische Repräsentationsorte von lesbischen, bisexuellen, schwulen, travestischen, dandyesken, kessen, inter* oder trans* Geschichten und Selbstentwürfen in den Blick geraten. Vielmehr sollen diese Archive gleichzeitig daraufhin befragt werden, inwiefern sie eine Disloyalität mit normierten Praktiken der Wissensaufbereitung ermöglichen, die auf der Dichotomie von regierbaren, unbelebten Dingen und regierenden Archivar_innen und Historiker_innen beruhen. Letztlich geht es um die Frage, ob störende Gefühle im Archiv dazu fähig sind, die normativen Trennungen von Wissen und Alltag, Öffentlichkeit und Privatheit, Epistemologie und Ontologie herauszufordern und neu, das heißt grenzüberschreitend, verworren und verheddert, verschrägt und verque(e)rt zu konfigurieren.[6]

Das Interesse an dem queer-politischen Potential insbesondere negativer Gefühle resultiert einerseits aus einer Kritik am normativen Professionalisierungsdruck, dem sich viele Bewegungsarchive unterwerfen, wenn sie

sich für räumliche Veränderungen entscheiden. Andererseits können diese negativen Gefühle, die ja zunächst auf die Stigmatisierung nicht-normativer Sexualitäten und Geschlechter verweisen, produktiv gewendet oder angeeignet, auch zur Grundlage für queere, das heißt macht- und objektivitätskritische Formen der Wissensproduktion im Archiv werden. Dieses Potential unangenehmer Gefühle haben unter anderem Heather Love (2007), David Eng und Shinhee Han (2003) sowie José Esteban Muñoz (2006) betont. Sie kritisieren historische Erzählungen, die – beispielsweise im Zeichen von *gay pride* oder *black is beautiful* – den Stolz über die errungene Emanzipation betonen, und die Scham und die Angst ausblenden, die repressive Hierarchisierungen nach ‚Rasse‘, Geschlecht und Sexualität formierten und formieren. Dementsprechend plädieren diese Autor_innen für eine gemeinschaftliche und kollektivierende Wiederaneignung der abseitigen Gefühle. Dies ermöglicht ihrer Meinung nach die Produktion eines normkritischen Wissens und alternativen Gesellschaftsentwurfs jenseits der Verpflichtung zum stolzen Erfolg und grausamen Optimismus[7].

Aus dieser Perspektive werden die ambivalenten emotionalen Effekte des Professionalisierungsdrucks und der Verschönerungsmaßnahmen in queeren Archiven zugänglich. Welche Auswirkungen haben die topografischen Verlagerungen und die raumarchitektonischen Entstaubungen auf den Gefühlsraum Archiv? Wie verändern sich dessen emotionale Register, zu denen neben Scham und Stolz, Verzweiflung und Freude im Kontext der LSBTIQ* Bewegungsgeschichte auch die politisierende Wut und die geteilte Trauer gehören? Wie ist das queer-politische Potential dieser veränderten Gefühlsdimensionen jeweils zu bewerten?

Ich werde mich im Folgenden diesen Fragen anhand des Umzugs und der räumlichen Neugestaltung dreier Archive (Archiv des Schwulen Museums* in Berlin, Archiv der Gay, Lesbian, Bisexual and Transgender Historical Society (GLBTHS) in San Francisco und die Lesbian Herstory Archives in Brooklyn, New York) widmen und dabei die Frage minoritärer Archivpolitiken diskutieren.

Archiv . Raum . Gefühl

Archivpolitiken sind eng mit Raum- und Gefühlspolitiken verbunden. Einerseits zeitigen Archivstandort und Archivordnung emotionale und affektive Effekte. Andererseits gehen gefühlspolitische Absichten und affektive Unbestimmtheiten mit bestimmten Raumwirkungen einher. Diese Wechselwirkungen werde ich entlang zweier Stränge untersuchen: der topografischen Positionierung der Archive im städtischen Raum und der internen, das heißt innenarchitektonischen Raumordnung. Zunächst steht also die Frage im Zentrum, welche Bedingungen der Verlagerung der Archive in vermeintlich repräsentativere, angesehenere Stadtviertel eine gesellschaftliche Aufwertung suggerieren, aber bei den Archiv-Mitarbeiter_innen statt Stolz und Zufriedenheit Enttäuschung und Frustration auslösen. Der zweite Teil untersucht dagegen den Wandel der internen Raumorganisation der Archive, also beispielsweise das Verhältnis von Lager- und Leseorten, die Zugänglichkeit, die Ordnung des Materials etc. Diese Raumordnungen ermöglichen und entfalten jeweils spezifische affektive oder affektreduzierende Effekte, von

Überraschungen durch Zufallsfunde bis zu (verunmöglichten) Gelegenheiten für die subjektive Einfühlung in vergangene Lebenswirklichkeiten. Auf die daran anschließende Frage, wie sehr die räumliche Struktur des Archivs die Form des Wissens prägt, das in diesem Archiv produziert wird, geht schließlich der dritte Abschnitt ein. Kann eine bestimmte minoritäre Politik Einfluss nehmen auf die Gestaltung eines Archivraums, der queere Formen der Wissensproduktion ermöglicht, die sich der gängigen Trennung von Wissen und Alltag, Theorie und Gefühl entziehen?

Archive schmecken

Vor dem Hintergrund des geschilderten Interesses liegt es nahe, einen methodischen Zugang zu wählen, der die vielfältigen Verstrickungen von Wissenschaftlichem und Alltäglichem explizit in das eigene Arbeiten und Schreiben integriert, anstatt diese auszublenden und zu leugnen. In diesem Sinn werde ich im Folgenden meine subjektiven Eindrücke und persönlichen Erfahrungen, die ich in den von mir besuchten Archiven gemacht habe, als empirisches Material zur Grundlage der Untersuchung machen. Dabei greife ich unter anderem auf den ethnografischen Ansatz Kathleen Stewarts (2007) zurück, in deren Arbeiten kleine Skizzen und Beobachtungen scheinbar nebensächlicher Alltagstexturen eine zentrale epistemologische Rolle spielen. Aber „[k]eine Angst! Niemand darf genötigt werden, der vorgeblich therapeutischen Selbstentblößung eines anderen beizuwohnen“, wie Kaspar Maase (2001: 255) es so schön in seiner Reflektion über das Archiv als Feld zum Ausdruck bringt. Dennoch impliziert die Sicht auf das Archiv als Feld – also einem Ort der Untersuchung nicht nur der Archivalien, sondern der spezifischen räumlichen und zeithistorischen Praktiken ihrer Aufbewahrung – eine sorgfältige Analyse eigener Positionen und Gefühlslagen.

Wer sich dem „Archiv als Feld“ nähern will, muss „auch und gerade über die topografischen, die sinnlichen und die strukturellen Erfahrungen der historisch arbeitenden Forscher[_innen] reflektier[en]“ (Ingendahl/Keller-Drescher 2010: 242) und das Archiv über seinen konkreten, emotional erlebbaren „Geschmack“ erschließen. Arlette Farge, deren Ausführungen zum Archiv dem französischen Erfahrungshorizont der 1980er Jahre entspringen, widmete sich in „Le goût de l’archive“ (2011 [1989]) der oft als nicht forschungsrelevant eingestuften Materialität des Geschmacks und des Geruchs von Archivalien. Deren Bedeutung für die Erfahrbarkeit der vergangenen Wirklichkeit sei, so Farge, nicht hoch genug einzuschätzen. Aus dieser Perspektive ist die Wissensproduktion im Archiv eng mit den affektiven Reaktionen der Forschenden auf die materielle Beschaffenheit der Archivalien sowie auf die räumlichen Strukturen der Archive verknüpft. Das Archiv ist daher als Speicherort des Wissbaren (Ebeling/Günzel 2009: 12) im diskursiven System der Aussagbarkeit zu verstehen (Foucault 1981: 188), also als ein Ort, an dem im (Forschungs-)Alltag Wissen nicht nur sprachlich und über den Inhalt der Dokumente vermittelt zugänglich ist, sondern über Gefühle, Empfindungen und affektive Reaktionen. Insbesondere über die affektive, sensuelle Ebene des Wissbaren transformiert sich schließlich das Archiv und ist nicht länger nur als Speicherort und Container zu verstehen, sondern performativer Raum oder *affective space* (Reckwitz 2012).

Diese Einbettung des im Archiv Gefühlten und Erlebten in das diskursive System der Sagbarkeit beruft sich nicht zuletzt auf jüngere emotionshistorische Ansätze und Untersuchungen (Frevert et al. 2011, Plamper 2012). Archivgefühle müssen demzufolge immer vor dem Hintergrund ihrer kulturgeschichtlichen Formierung, Spezifizierung und Wertung betrachtet werden. Dem voraus geschickt werden muss jedoch, dass Gefühle im Archiv zum Beispiel in Form der Einfühlungsmethode[8] seit Ende des 19. Jahrhunderts durch den Objektivitätsanspruch der Geschichtswissenschaft zusehend neutralisiert wurden. Wenn sie eine Rolle spielten, dann nur mehr als solche, die die Historiker_innentätigkeiten des Registrierens, Einordnens und Abschreibens begleiteten, sprich als Langeweile (Plamper 2012: 342).

Wenn Arlette Farge die Berührung von Stoffetzen in Aktenbündeln als „süsse[n] und ungewohnte[n] Trost für die Hände, die an die allgegenwärtige Kälte im Archiv gewöhnt sind,“ (1993: 13) beschreibt, dann lässt sich das nur vor dem Hintergrund kultureller Muster begreifen, die Stoff mit Sentimentalität sowie mit einhüllender und schutzpendender Wärme konnotieren und Archivschränke, Bücherregale, Aktenordner mit Kälte und neutralisiertem Gefühl. Trotz solcher kultureller Vorprägungen birgt die sensuelle Wahrnehmung von Stoff auch die Möglichkeit einer körperlichen Erfahrung, die nicht in vorgeformten Mustern und Codes aufgeht. Dieses Potential begreife ich im Anschluss an Brian Massumi (2010: 5) als „bodily capacity“ von Affekt, das heißt als die körperliche Fähigkeit, nicht bewusst, aber agierend, organisierend und gestaltend die Grenzen des Sag- und Verstehbaren zu überschreiten.

Auf das Potential von Materialien wie Stoff oder Schmutz, Affekte zu initiieren, die aufgrund einer gewissen Autonomie diskursiv verfasste Codes durchkreuzen können, komme ich vor allem im letzten Teil zu sprechen. Dabei interessiert mich vornehmlich, inwiefern Dinge des Alltags oder bestimmte alltägliche Stofflichkeiten im Archiv Affekte produzieren, die ein queeres Wissen ermöglichen, das ohne sichere Gewissheiten auskommt und keinen Anspruch auf Objektivität erhebt. Dieses über Affekte informierte Wissen wiederum appelliert nicht mehr an eindeutig bestimmbare und Individuen zuzurechnende Gefühle, sondern treibt das Unbekannt-Werden von Affekten an, deren Bewegung „über [die] Ränder des Erkennbaren“ (Ott 2010: 15) hinausreichen. Seine Signatur wäre auf paradoxe Weise das Unbestimmte, Ephemere und daher Lückenhafte.

Archive von unten – ‚Archive von hinten‘

Die Entstehung von schwulen und lesbischen Archiven und ihre Funktion in den Anfangsjahren kann ich hier leider nur begrenzt andeuten. Auch müssten die behandelten Archive ausführlicher sozio- und kulturhistorisch eingebettet werden. Immerhin erwähnen möchte ich, dass sich die Entstehungsgeschichten als Ausdruck der Etablierung der westlichen Schwulen- und Lesbenbewegungen (Linck 2013) und der Einschreibung in hegemoniale Geschichte verstehen lassen. Die Archive zum Beispiel des Schwulen Museums* und der GLBTHS entstanden zeitversetzt zum interventionistischen Moment der Stonewall-Unruhen und den sich anschließenden Protestbewegungen in den 1980er Jahren, das heißt zu einem Zeitpunkt,

als HIV/Aids bereits debattenbestimmend war und das Alltagsleben der Community veränderte. Inmitten einer Zeit neuerlich aufkeimender Ressentiments gegenüber Schwulen und Lesben entstehen Archive, die das Selbstbild einer stolzen und schillernden Bewegung im selektiven Rekurs auf den Aktivismus der 1969er Generation versuchten zu reinstallieren und zu legitimieren. Dabei jedoch – wie Balz/Friedrich (2012: 27) thematisieren – stellten Archive als Repräsentationsorte einer einsetzenden Historisierung schwul-lesbischer Bewegungsgeschichte Kontinuität her, was sich als Einschreibung in ein hegemoniales Geschichtsverständnis subsumieren lässt. Und sie nahmen in Form von Sammlungsschwerpunkten eine Setzung vor, die der Legitimierung von Protest im Kontext von Aids-Aktivismus dienen sollte. Dies bedeutete jedoch, dass dem Aids-Aktivismus eine durch Stonewall vorformulierte Ästhetik (Straßendemonstration) und Gefühlspolitik (Stolz) von Protest nahegelegt wurde.

Ich möchte dieser eher makropolitischen Ebene der Funktion von Archiven jedoch die mikropolitische gegenüberstellen – nicht weil ich denke, dass es möglich wäre, diese Ebenen tatsächlich getrennt voneinander zu diskutieren, sondern weil mich im Kontext minoritärer Politik vordergründig das weniger Wahrnehmbare und dennoch politisch Relevante der alltäglichen Archivpraxis interessiert.

Queere Archive fungierten in ihren Anfängen auch als Sehnsuchts- und Zufluchtsorte, als Räume der politischen Mobilisierung und als Stätten der Begegnung und des Cruising, sprich der Anbahnung und Durchführung von spontanem, meist anonymem Sex in der (Semi-) Öffentlichkeit. Diese Funktionen resultierten letztlich aus strafrechtlichen Verfolgungen und gesellschaftlichen Diskriminierungen, aus Homo- und Transphobie sowie aus psychosozialen und körperlichen Verletzungen, die sich aus dem (Nach-) Wirken des §175 StGB in der BRD[9] und der Sodomiegesetze in den USA ergaben. Vielleicht ließe sich sogar behaupten, dass die Archive im Moment ihres Entstehens nicht in erster Linie Institutionen zur korrekten Verwahrung von Dokumenten, Akten, Briefen oder Fotos darstellten. Vielmehr waren sie Orte, an denen mündliche Überlieferungen, Versammlungs-Ethnografien, künstlerische Kurzdarbietungen, politische Selbst-Verständigungen, Trauerarbeit und Flirtversuche zusammenliefen.

Beim schwul-lesbischen ‚Archiv von unten‘ handelte es sich im übertragenen Sinne also um ein – wie ich es hier nenne – ‚Archiv von hinten‘ das heißt um eine emotionale Nische, in der ein Begehren offen artikuliert werden konnte, das außerhalb gar nicht, versteckt oder allenfalls kodiert geäußert werden konnte (Gammerl/Herrn in diesem Band, Reddy 2001). ‚Archive von hinten‘ – in Anspielung auf eine der vielen schwulen aber auch trans* und lesbischen Sexpraktiken – waren Speicherorte der privaten und alltäglichen Geschichten voller Begehren, Lust und Freude am Zusammensein, Diskutieren und Politisieren (Cvetkovich 2003: 244, Halberstam 2005: 169-170).

Vom Hinterhof

Die Beschreibung als ‚Archive von hinten‘ verweist auch darauf, dass zunächst vom Hinterhof und vom Unterschlupf aus agiert, gesammelt und bewahrt

werden musste. Die Gefühls-Geschichte der Verfolgung von homosexuellen und trans*[10] Personen wirkte sich somit auf die Lokalisierung der Archive im Stadtraum sowie auf deren raumpraktische Ausgestaltung aus – und das nicht ohne politische Effekte der Irritation auszusenden.

Um die Funktion des Archivs als emotionale und daher politische Nische zu erhalten, forderte die Mitbegründerin der New Yorker Lesbian Herstory Archives Joan Nestle (1978) in ihren programmatischen Notizen über „Radical archiving from a lesbian feminist perspective“, dass das Sammeln und Bewahren inmitten der lesbischen Community und nicht auf einem universitären Campus geschehen solle. Nicht zuletzt, weil die Universität Frauen und insbesondere lesbischen Frauen den Zugang erschwere, müssten sich die Archive der lesbischen Geschichte in unmittelbarer Nähe zur eigenen Community befinden und notfalls – zur Sicherung der Bestände – mit der Community in den Untergrund gehen:

„[Ein radikales] Archiv sollte die politische und kulturelle Welt seiner Menschen teilen und sich nicht in einem isolierten Gebäude befinden, das existiert, während die Community stirbt. Falls notwendig wird das Archiv mit seinen Menschen in den Untergrund gehen und in Ehren gehalten werden bis die Community sicher ist.“ (Nestle 1978)[11]

Folgerichtig befanden sich die Lesbian Herstory Archives für 15 Jahre in der privaten, mit zahlreichen ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen geteilten Wohnung Nestles, bevor sie ihr neues Zuhause in einem ebenfalls privat bewohnten Haus in Brooklyn fanden. Die politische und (gefühls-)kulturelle Welt der lesbischen Frauen, die das Archiv 1974 gründeten, prägte auch die räumliche Situation: Das Archiv entstand nicht nur im Kontext des Kampfes gegen Sexismus und Patriarchat, sondern es kongruierte buchstäblich mit dem gelebten Raum einer politischen Wohngemeinschaft fernab von Universitäten oder staatlichen Institutionen.

Ähnlich verhielt es sich mit dem Schwulen Museum* Berlin. Als Folgeprojekt der im Berlin Museum 1984/85 gezeigten und von schwulen und lesbischen Aktivist_innen kuratierten Ausstellung „Eldorado – Geschichte, Alltag und Kultur homosexueller Frauen und Männer, 1850-1950“[12] zog



Abb. 1 Blick in den ersten Hinterhof des Schwulen Museums* am Mehringdamm im Jahr 2012 (Quelle: Autor_in)

es 1988 vielleicht nicht in den Untergrund, wohl aber in notdürftig eingerichtete Räume[13] im Hinterhof des Mehringdamm 61 (siehe Abb. 1). Die Entscheidung für einen Umzug in eigene Räume gründete darauf, von öffentlichen Institutionen wie dem Berlin Museum unabhängig sein zu wollen. [14]

Spätestens seit dem Zuzug des SchwulenZentrums (SchwuZ) im Jahr 1995 befand sich das Schwule Museum* in einer nicht mehr nur emotionalen, sondern auch räumlichen Nähe[15] zur schwulen Emanzipationsbewegung.[16] Das Archiv teilte mithin über viele Jahre den Alltag schwuler Männer, den es dokumentieren wollte[17] und blieb lange Zeit ein *hidden place*. Es wurde von deutschen akademischen Institutionen lange Zeit nicht wahrgenommen[18] und musste beharrlich um öffentliche Zuwendungen kämpfen.[19]

Auch die Sammlungen der Gay, Lesbian, Bisexual and Transgender Historical Society in San Francisco lagerten zunächst im Haus des Krankenpflegers und Aktivisten Willie Walker[20], bevor sie nach einer Zwischenstation im Mission District Teil des Archivs auf der Market Street wurden, wo sie sich noch heute befinden.

Die politischen Bedingungen queeren Lebens, geprägt von Vorsicht, Tarnung und Angst (trotz des radikalen Eigensinns und erstarkenden Selbstbewusstseins), beeinflussten unmittelbar die Gefühlswelt und Praktiken derer, die sich der Aufbewahrung queerer Geschichte verschrieben hatten. Nach Ann Cvetkovich gehört es sogar zu den zentralen Aufgaben eines queeren Archivs, den von vielen LSBTIQ* Personen erfahrenen traumatischen Verlust der eigenen Geschichte nachzuvollziehen. Ein solches Archiv „muss die Vergangenheit anerkennen, die zu erinnern schmerzhaft sein kann, unmöglich zu vergessen und widerständig dem Bewusstsein gegenüber“[21] (2003: 241). Dementsprechend sollten ihrer Meinung nach Gefühle wie Trauer, Angst, Scham, aber auch Wut, Lust und Begehren, die Sammlungs- und Archivierungsmethoden maßgeblich mitbestimmen und ausschlaggebend sein bei der strategischen Entscheidung darüber, wo gesammelt und archiviert werden soll – nämlich vorzugsweise im Hinterhof, im Wohnzimmer, im Aktionszentrum.

Dinge für hinten

Die besonderen Entstehungsbedingungen der Archive – Verfolgung, Diskriminierung und der Kampf dagegen – spiegelten sich auch in den archivierten Materialien. Gesammelt wurden Dinge des Alltags, die öffentliche Sammlungsinstitutionen wie Bundes- und Landesarchive seinerzeit vernachlässigten oder nur selten als archivwürdig einstufte. Jack Halberstam (2005: 169) hat darauf hingewiesen, dass behördliche Archivierungspraktiken die Produkte queerer Subkulturen allzu oft übersehen oder – wie zu ergänzen wäre – im zum Teil problematischen Kontext behördlicher Erfassung registrieren[22]. Dieses Nicht-Registrieren oder im gesetzlichen Auftrag zur staatlichen Regulierung gefilterte Registrieren ist unter anderem darauf zurückzuführen, dass Sexualität/sexuelle Präferenz oder Geschlecht ‚allein‘ – also ohne den Beigeschmack der Kriminalisierung oder Pathologisierung – als Bestimmungsgrund nicht ausreichten, um ein Sammlungsgebiet zu erschließen. Staatliche und kommunale Archive lehn(t)en folglich das Aufbewahren von LSBTIQ* Alltagsobjekten, die nicht im Zusammenhang

behördlicher Registratur standen, ab, weil sie keinen gesetzlichen Auftrag hatten oder weil ihnen die dafür notwendigen Kapazitäten und Kenntnisse fehlten. Zum Beispiel würde, so das Argument, die Aufbewahrung solcher Gegenstände konservatorische Probleme – von Kartongrößen bis zu Fragen der richtigen Lagerung – verursachen, die die Archive zu lösen nicht in der Lage seien. Trotz einer allmählich zunehmenden Flexibilität und Offenheit[23] perpetuiert das streng regulierte Korsett öffentlicher Archive diese Verweigerungshaltung bis heute.

Im Gegensatz dazu wären Archive von unten nicht denkbar ohne Dinge wie *sex toys*, T-Shirts, Fummel, Stofftiere, Pillenschachteln, ohne innovative Selbstdokumentationen wie zum Album umfunktionierte Tapetenbücher[24], ohne Ephemera wie Flyer, Einladungskarten, Grußkarten sowie Accessoires oder Einrichtungsgegenstände.[25] Die Präsenz dieser Dinge definiert geradezu die Archive von hinten und verleiht ihnen nicht selten eine heimelige Atmosphäre. Dazu trägt – wie im Falle des Schwulen Museum* Berlin – häufig auch die Vermischung des Archivbestands mit dem Magazin eines Museums bei (Dobler 2013: 167). Ausstellungsstücke werden auf diese Weise in den Archivbestand integriert. Vor dem Umzug fanden sie aufgrund von Platzmangel auch bei der Gestaltung der Archivräume Verwendung. In den alten und beengten Räumlichkeiten am Mehringdamm stolperte ich auf dem Weg zur Toilette regelmäßig über Einrichtungsgegenstände, die als Teile einer Wohnungseinrichtung im Museum gezeigt und später in den Archivräumen eingelagert und mitunter zu Ablageflächen umfunktioniert worden waren. Die Lesbian Herstory Archives in Brooklyn integrieren noch heute ganz bewusst Alltagsdinge in ihr Raumdesign, weil das Archiv die politischen, kulturellen und emotionalen Werte der lesbischen Community nicht nur bewahren, sondern auch selbst darstellen soll (Cvetkovich 2003: 250). Deswegen gleichen die New Yorker Räume weniger einem klassischen Archiv als vielmehr einem „lesbian home“.[26]

Unabhängig von unterschiedlichen Vorstellungen, was ein *lesbian home* charakterisiert, hat das im viktorianischen Stil gebaute Wohnhaus des LHA samt seiner Ausstattung eine Wirkung, der ich mich nicht entziehen konnte (Abb. 2 und 3). Während ich an den Sesseln, überfüllten Bücherregalen und mit Fotos, Postkarten, *sex toys*, Kartenspielen und Stickereien dekorierten Anrichten vorbeiging, glaubte ich von Stimmen der Vergangenheit eingeholt zu werden. Das Wohnzimmer-Arrangement machte mir Vergangenheit auf einer sinnlich-emotionalen und über den Pragmatismus einer rationalen oder systematischen Archivorganisation hinausgehenden Weise zugänglich.

Abb. 2 Blick in das Wohnzimmer der Lesbian Herstory Archives 2012 (Quelle: Autor_in)

Abb. 3 Blicke in das Wohnzimmer der Lesbian Herstory Archives 2012, Regaldetail (Quelle: Autor_in)



Tatsächlich fühlte ich mich, als wäre ich zu Besuch in einem Wohnhaus mit individuellem Stil und persönlicher Note. Gleichzeitig lösten diese Singularität und Individualität des Andenkens in mir etwas aus, das trotz der sich unterscheidenden Umstände und Vorlieben die Grenze zwischen Gegenwart und Vergangenheit durchlässig machte und mir ermöglichte, mich mit dieser gelebten Vergangenheit für einen Moment verbunden zu fühlen. Mein inneres Ohr hörte längst verklungene Küchengespräche und brachte mir einen prominenten Slogan feministischer Bewegung und Forschung wieder in den Sinn: Der Aufstand beginnt in der Küche.

Die Ausstattung der ehemaligen Küche des Archivs des Schwulen Museums* am Mehringdamm lässt sich in einem ähnlichen Sinn ebenfalls als „kreativen Zugang zum Archivieren“ [27] interpretieren, wie Ann Cvetkovich (2011) queere Praktiken des *counterarchives* bezeichnet. In dieser Küche wurden Versammlungen abgehalten, Haare geschnitten und die Wände mit Postern halbnackter Männer dekoriert. Diese Inszenierung pop-, jugend- und massenkultureller Dinge oder Werbemittel in der Küche als der Schaltzentrale des Archivs schärfte meinen Blick für die Bedeutung unterschiedlicher Forschungsmaterialien. Das Poster erfuhr hier nicht nur eine allgemeine Aufwertung als Sammlungsgegenstand, sondern es erschloss sich mir zugleich als Objekt schwulen Begehrens und damit als eine höchst relevante Quelle für meine Forschung über die visuelle Kultur homosexueller Medienamateur_innen. Objekte des Begehrens und des Alltags, die als private Dinge in ihrer politischen Bedeutung geringgeschätzt werden, erzählen Geschichten, die nur vermeintlich privat sind bzw. einen Begriff des Privaten formulieren, der selbst wiederum politisch ist. Ihre Berücksichtigung erschließt nicht zuletzt auch neue wissenspolitische Horizonte: Ohne diese Küchenerfahrungen hätte ich die Bedeutung dieser Poster für die visuellen Ausdrucksweisen homosexueller Medienamateur_innen und als Medien der Vergemeinschaftung nicht erkannt.

Politische Privatheit, Gefühle und queer times

In einer Zeit, die totale Überwachung und absolute Öffentlichkeit propagiert, erscheint mir das innenarchitektonische Re-Staging von Privatheit und privaten Gefühlen im Archiv nicht nur wie ein anachronistischer Zwischenruf, sondern auch als radikale politische Geste. Die Verschränkung der öffentlichkeitswirksamen Sammlungsarbeit mit der privaten Intimität queeren Lebens und Wohnens – auch aufgrund der durch die räumliche Enge bedingten Nähe zu den Alltagsgegenständen – ermöglicht für mich eine Kritik der gängigen Auffassung, dass das Private unwiderruflich verloren sei, bzw. dass private Gefühle – wie Hannah Arendt (2007 [1958]: 49, 60) es formuliert hatte – unpolitisch seien. Vor allem vor dem Hintergrund meiner Erfahrungen im LHA und im alten Schwulen Museum* möchte ich behaupten, dass das Archiv als Wohnzimmer oder Küche – als emotionale Nische – trotz oder gerade wegen des scheinbaren Rückzugs ins Private über das Normalisierte hinausragen kann. In diesem Sinn möchte ich die Archivierung von Sexualität und Begehren nicht als Beispiel einer entpolitisierten und neoliberalen Mustern entsprechenden Privatisierung verwerfen, sondern als ein maßgebliches Element queerer Raum- und Wissenspolitiken begreifen.

Dass ich das Archiv als privaten und emotionalen Ort betone, erweckt womöglich den Eindruck eines nostalgisch verklärenden Blicks auf das verstaubte Wohnzimmerarchiv alten Stils. Tatsächlich liegt darin eine gewisse Nostalgie, allerdings keine der bloßen Rückwärtsgewandtheit, sondern die einer Bewegung in die Zukunft mit Blick auf die Vergangenheit. Im Sinne von Heather Loves Interpretation des Engels der Geschichte bei Walter Benjamin wird auf die Zukunft Bezug genommen, ohne dabei den Imperativen des Optimismus, des Fortschritts und der Reproduktion zu entsprechen. Stattdessen wird dem Warten, dem Rückzug, der Verweigerung, der Verzögerung und Wiederholung Raum gegeben (Love 2007: 148, 152). Diese queer-politische Perspektive auf *backwardness*, das heißt auf Melancholie, Scheitern, Verzweiflung, Wut, interveniert in die Zukunft, gerade indem sie an den vergangenen Erfahrungen des Schmerzes und den unterdrückten Hoffnungen festhält.

Bei der Auseinandersetzung mit diesen unangenehmen Erfahrungen und negativen Gefühlen geht es also weder darum, deren zukünftige Überwindung zu imaginieren, noch darum, einer melancholischen Fixierung auf das historische Trauma der Zurückweisung das Wort zu reden (Love 2007: 4, 41). Die Fokussierung negativer Gefühle soll vielmehr eine Verbindung zwischen Vergangenheit und Zukunft stiften, die sich weder in rückwärtsgewandten Opferidentitäten noch in auf Überwindung und Fortschritt ausgerichteten traditionellen Konzepten politischer Agency[28] erschöpft (Love 2007: 152). Stattdessen eröffnet ein in diesem Sinn nostalgischer Blick auf das ‚Archiv von hinten‘ als Gefühlsraum einen kollektiven Weg in die Zukunft, der nicht geradlinig zu einem normativ vorgeprägten Ziel führt, sondern aufgrund von Spiralen, unerwarteten Verzögerungen und ausweichenden Bewegungen zur tändelnden Fluchtlinie einer queeren Utopie wird, wie es José Esteban Muñoz (2009) in *Cruising Utopia* beschrieben hatte.[29] Einen ganz ähnlichen Zugang entwickeln neben Ann Cvetkovich mit ihren diesen Artikel inspirierenden Studien „An Archive of Feeling“ (2003) und „Depression. A Public Feeling“ (2012) auch andere Historiker_innen des sogenannten *affirmative turns*[30]. Die Enttäuschung über das Ausbleiben von Anerkennung, die die_der Mitarbeiter_in des Schwulen Museums* beschrieben hatte, wird aus dieser Perspektive zur fruchtbaren Ressource einer Kritik an den Imperativen der Optimierung und der Professionalisierung. Die Frustration konterkariert die optimistische Zukunftshoffnung, die der als Aufstieg interpretierte und medial repräsentierte Umzug des Archivs suggeriert und markiert damit das strukturelle Problem einer auf Wachstum und Fortschritt konzentrierten Gesellschaft.

Changing Archives: Veränderungen im Archiv – Archive verändern

Sich im Hoffen auf eine queere Zukunft transgenerationell mit den Figuren der Vergangenheit zu verbinden, von denen ich emotional berührt und im Archiv – wie Foucault (2000: 158) es schrieb – physisch ergriffen worden bin, setzt voraus, mich gegenüber fremden Lüsten und Gefühlen zu öffnen, um mir selbst fremd werden zu können. Es bedarf aber auch bestimmter räumlicher Strukturen im Archiv, die entsprechende Begegnungen ermöglichen. Und hiermit meine ich Bedingungen, die eine für meine methodologische

Herangehensweise der queeren Dichte des Sehens[31] ausschlaggebende physische Interaktion mit den Materialien zulassen. Aus diesem Grund interessierten mich die mit dem Umzug des Schwulen Museums* verbundenen organisatorischen Veränderungen: Würde mir nach wie vor der enge Kontakt zu den Kartons, von denen ich im alten Archiv umringt und nahezu erschlagen war, möglich sein? Würde ich nach wie vor durch das Material „waten“ können, um Alltag und negative Gefühle erspüren zu können? Würde ich das Archiv weiterhin in seinem materiellen Werden (Halberstam 2005: 170) erleben und so etwas über einen Alltag erfahren können, der sich sowohl durch Bedrängnis, als auch durch Kreativität und Eigensinn auszeichnet?

Vor allem die dem Platzmangel geschuldete Kreativität im Erfinden neuer Lagerungsmöglichkeiten fand ich in den alten Räumlichkeiten des Archivs charmant, weil sie immer wieder Zufallsfunde ermöglichte. In die Um- und Zwischenlagerungen unmittelbar involviert, insofern ich einen Platz inmitten des Archivs zugewiesen bekommen hatte, kam mir so manches Objekt überraschend zwischen die Finger. Auch die noch mit Signaturen zu versehenen Bücher, Pornovideos oder Zeitschriften, die sich auf den Tischen – welche sich ehrenamtliche Mitarbeiter_innen und Nutzer_innen teilten – stapelten, wirkten als Umfeld auf meine Arbeit ein.

Am neuen Standort, wo die Nutzer_innen in der Bibliothek sitzen, ist vom Archiv im Prozess nicht mehr viel zu spüren. Die angeforderten Kartons werden aus dem Keller geholt und ohne die Möglichkeit, mir einen Gesamteindruck von den zu einer Sammlung gehörenden Regalmetern zu verschaffen, sitze ich – immerhin inmitten der Bibliothek[32] – an nackten Tischen in einem wenig dekorierten Raum. Das vorher mit dem Alltag verflochtene Archiv des Schwulen Museum* wirkt in Folge der Separierung von Lager- und Leseraum, als ob es auf den mehr oder weniger losen Zusammenhang einzelner Kisten zusammengeschmolzen sei. Zudem entbehrt der Raum, in dem sich der Inhalt der Kisten wieder mit dem queeren Alltag vermischen könnte, einer entsprechenden Einrichtung. Obschon die Dekoration vor dem Hintergrund der erweiterten, das heißt nicht mehr nur auf die Schwulenbewegung beschränkten, sondern homosexuelle und transgeschlechtliche Lebensweisen einbeziehenden Sammlungstätigkeit eine große Herausforderung sein mag, sind Hinweise auf die Existenz queeren Alltags im Leseraum spärlich. Bisher – von wenigen ausliegenden Flyern und vom Buchbestand abgesehen – unterscheidet sich daher der Raum kaum von anderen Leseräumen.

Die Musealisierung von Bewegungsarchiven

Die Separierung des Archivguts, das nur in kleinen Häppchen im Leseraum serviert wird, führt zudem zu einer Form der Mythisierung der Sammlungsobjekte, die nun wenig greifbar, aber umso verheißungsvoller sind. Ähnlich wie Museumsobjekte hinter Vitrinenglas erhalten Archivalien dadurch die Aura des Unerreichbaren, was ihren Wert und den des Archivs möglicherweise steigern kann. Das Archiv kann sich als Besitzerin von Schätzen inszenieren, aus denen es – insbesondere im Fall von Archiven, die eng mit Museen zusammenarbeiten – bei öffentlichkeitswirksamen Ausstellungen eventuell Kapital schlagen kann. Diesen Eindruck gewann ich zum Beispiel im Museum



Abb. 5 Archiv der GLBTHS 2011 (Quelle: Autor_in)

Abb. 6 Unter Glas geschützte Archivbox (Quelle: Autor_in)



der GLBTHS. Archivmaterialien, die im weit entfernten Archiv wenig penibel verstaut und relativ frei zugänglich für Besucher_innen einsehbar sind (siehe Abb. 4), werden im Museum zum wertvollen Anschauungsmaterial – durch Vitrinenglas geschützt, auf körperliche Distanz gehalten und umrahmt von einer Choreographie korrekter Einsichtnahme.

Das Archiv von unten erfährt in diesem Zusammenhang eine Musealisierung (siehe Abb. 5 und 6). Es wird repräsentativ, statt partizipativ oder affektiv zu sein. Techniken der Musealisierung im Archiv führen zu einer Mythisierung der Bestände, die zunehmend abstrakt und immer weniger in einem materiellen und sinnlichen Sinne erfahrbar werden. Die Objekte erregen dann mehr als geistig erfassbare Ideen Emotionen und weniger durch eine Materialität, welche die Betrachter_innen bzw. Feldforscher_innen körperlich ergreift und sich im Austausch mit Umwelt wandelt. Queere Geschichte wird damit auf eine rationale Ebene geschrumpft. Hinter Glas verschanzt und in Folien gesteckt, ist queeres Leben auf Abstand gebracht. Aus sicherer Entfernung kann ich mir wohl Gedanken machen über das Andere und bestimmt auch Gefühle entwickeln aber auf einer sinnlichen Ebene werde ich nicht mehr affiziert, angegriffen, bewegt und transformiert.

Durch diese Distanzierung gehen durch das Wegfallen des sensuellen Kontakts unberechenbare Erkenntnispotentiale verloren. Als ich verschmutzte und stark riechende Dildos und Gummibänder anfassen musste, um den Inhalt einer der Archivboxen aus dem Nachlass Albrecht Beckers einsehen zu können, konnte ich mich eines geekelten Schüttelns nicht erwehren. Ohne diese Erfahrung wäre ich mir meiner affektiven Involviertheit

Abb. 4 Ausstellungsraum des Museums der GLBTHS im Castro 2011 (Quelle: Autor_in)



und potentiellen Antastbarkeit sicher nicht im selben Maße bewusst geworden. Und es wäre sicherlich auch keine Atmosphäre entstanden, die das historisch bedingte Konzept des unantastbaren Subjektstatus im gleichen Umfang gefährdet oder zumindest irritiert hätte. Dieses Erleben veränderte meine Wahrnehmung von Albrecht Beckers eigenem Umgang mit Schmerzen und Verletzungen und die meiner selbst.[33] Aufgrund dieser persönlichen Erfahrungen möchte ich argumentieren, dass Ausstellungsstücke und Forschungsgegenstände, die vor den Betrachter_innen und Forscher_innen im Rahmen einer Choreographie der repräsentativen Archivierung geschützt werden, eine Distanz zwischen Subjekt und Objekt bedingen, die eine queere Form der Wissensproduktion erschwert und es dem Objekt verunmöglicht, Subjektstatus zu erlangen. Während es queerer Theorie und Politik darum geht, hierarchische und vergeschlechtlichte Verhältnisse zwischen Subjekt und Objekt anzuzweifeln und zumindest in Ansätzen aufzulösen, riskiert die archivarische Praxis der Überhöhung von Objekten (Danbolt 2009: 33), traditionelle Muster repräsentativer Allegorisierung zu reproduzieren: Die Alltagsdinge können zwar dargestellt werden, aber nur eingeschränkt Freiheit erlangen[34].

Der Tendenz räumlicher Separierung und Objekt-Distanzierung entspricht auch die Entscheidung der GLBTHS, einen Teil der Bestände an die Zentrale der San Francisco Public Library (SFPL) abzugeben. Die Unordnung des Archivs der GLBTHS, in der mir Dokumente, Ephemera und persönliche Gegenstände oft noch unverhofft begegneten, ist in der SFPL einer – für staatliche bzw. kommunale Institutionen typischen – strenger greifenden Regulierung gewichen. Vor allem, weil die Bestände der GLBTHS innerhalb der Zentralbibliothek der SFPL im History Center – also der Einrichtung für archivalische Magazinbestände und spezielle Sammlungen der Stadtgeschichte – einzusehen sind, greift die räumliche Separierung von Archiv und queerem Alltagswissen. Denn innerhalb in der SFPL befindet sich das History Center nicht in dem James C. Hormel Gay & Lesbian Center (siehe Abb. 7) – der Einrichtung für die Dokumentation queerer Geschichte und Kultur in der San Francisco Bay Area – sondern drei Stockwerke darüber. Während das Hormel Center in der SFPL einen von den allgemeinen Bibliotheksräumen



Abb. 7 Jay C. Hormel Gay & Lesbian Center in der San Francisco Public Library 2011 (Quelle: Autor_in)

abgetrennten und aufgrund von aufwendigeren Ausstattungselementen (hölzerne Bücherregale, andere Sitzgelegenheiten, Ausstellungsdisplay) intimen Bereich des Rückzugs darstellt, rufen die Räume, in denen das Archivmaterial eingesehen werden kann, eher Gefühle wie Ehrfurcht hervor.

Im Hormel Center hingegen kann geschmökert, geplauscht und ohne Zutrittsregularien gekommen und gegangen werden. Das Hormel Center ist nicht durch Personal bewacht oder eine Tür verschlossen, was dazu führt, dass sich in ihm Forscher_innen und Interessierte, aber auch Menschen aufhalten, die sich vom Alltagsstress erholen, oder Obdachlose, die einen ruhigen und weniger panoptisch überwachten und regulierten Raum für ein Nickerchen suchen. Das Center ist integrativ – was darauf hindeutet, dass die Integration queerer Archive und Bibliotheken in größere und öffentliche Institutionen nicht per se nachteilig sein muss. Im Gegenteil: Der queere Sammlungs- und Bibliotheksort erfährt durch das Nutzungsverhalten eine Erweiterung und ist nicht mehr nur auf Fragen des Geschlechts oder der Sexualität fokussiert. Die Geschichten der vielen Obdachlosen, die unweit der SFPL im Tenderloin ihr Quartier haben, ergänzen und reformulieren vielmehr die Geschichte der Unterdrückung und Verfolgung homosexueller und transgeschlechtlicher Personen.

Anders hingegen verhält es sich mit dem History Center – dem Ort also, an dem ein Teil der Archivmaterialien der GLBTHS eingesehen werden kann. Das History Center befindet sich räumlich vom Rest der SFPL abgetrennt im obersten Stockwerk und ist durch eine Tür verschlossen. Zudem unterliegt es strengen Auflagen der korrekten Einsichtnahme – Taschen müssen verschlossen, Getränke dürfen nicht konsumiert und das Forschungsinteresse muss bei der Anmeldung zusätzlich zur genauen Fundstellenangabe ausgeführt werden. Statt also in der offenen und dennoch intimen Atmosphäre des Hormel Centers sitzen zu können und von Büchern, Ausstellungsstücken und visuellen Eindrücken queeren Alltags umgeben zu sein, sind Materialien der GLBTHS im History Center unter für die SFPL ansonsten untypischen Szenarien der Regulierung und Überwachung einzusehen. Dazu zähle ich aufwendig zu wiederholende Anmeldeprozeduren sowie die Auflage, penibel alle von mir fotografisch reproduzierten Dokumente mit Signatur, Fundstelle und Beschreibung aufzulisten. Der panoptische Blick der mich beim Auflisten beobachtenden Augen des Personals fühlte sich bohrend an und konstituierte mich als suspektes Subjekt, da ich sehr viel abfotografierte. Die Tatsache, dass ich darunter viel fotografisches Material reproduzierte, das queere Sexualität zeigt, verstärkte die Wahrnehmung meiner Person als seltsam.

Hintergrund dessen ist, dass bei der Übernahme der Bestände von der GLBTHS darauf geachtet worden war, im History Center künftig nur die vom Sex gereinigten Bestände aufzubewahren (Cvetkovich 2003: 246). Die sexuell expliziten Materialien sollten eigentlich im Archiv der GLBTHS verbleiben. Im Kontext der Professionalisierung in nunmehr repräsentativen Räumlichkeiten der sich gegenüber der City Hall befindlichen SFPL sollten also Bestände unsichtbar werden, die deren Ansehen vermeintlich schaden könnten. Die aufgrund meines Erkenntnisinteresses nun im History Center zum Vorschein kommenden Materialien stießen daher auf Verwunderung und führten zu zusätzlich nervösen Blicken – vor allem in Anbetracht dessen, dass ich beim Sichten Foto-Materialien zur Rekonstruktion des Kontextes

flächig und in Fotoalben nachahmender Form ausbreitete. Kurzum zeigte meine unbeabsichtigte und verunsichernde Unterwanderung vereinbarter Übernahmebedingungen an, wie sehr eine Trennung von Archivwissen und Alltagswissen im Kontext dieses queeren Archivs angestrebt wird, seit es in die öffentliche Hand übergegangen ist.

Mit der Trennung geht die scheinbare Nobilitierung eines Archivwissens einher, das vom Alltag samt seiner körperlichen Verrichtungen distanziert ist. Das spiegelt sich auch in den räumlichen Strukturen wieder – etwa durch die Unterbringung von Gegenständen des Alltags und des Wissens in verschiedenen Räumen. Während sich das History Center auf der obersten Etage befindet und den Kopf – also die Ratio – versinnbildlicht und das Hormel Center darunter auf Höhe des Herzens und der Emotion liegt, sind die Toilettenräume im Untergeschoss untergebracht. Dies erschwert die Nutzung des History Centers und evoziert den Eindruck, dass der Zugang zu Wissen nur unter Verzicht auf die prompte Erfüllung körperlicher Bedürfnisse zu erreichen ist. Um auf Toilette gehen zu dürfen, musste ich nicht nur sieben Stockwerke hinabfahren, sondern alle mühsam vor mir ausgebreiteten Materialien zusammenräumen und zum Desk bringen. Auf der Toilette begegnete mir dann wiederum und wesentlich zahlreicher als im Hormel Center Obdachlose, die die Toiletten zur Verrichtung ihrer Tageshygiene frequentierten. Der Zugang zur Toilette wird ihnen gewährt, der zum History Center hingegen erschwert.

Die mit der Raumstruktur interagierenden Praktiken des Archivierens sind – wie das Beispiel des History Centers verdeutlicht – mit der Macht verbunden, Wissen normativ und hierarchisch anzuordnen (Massey 1995). Aber auch neuerliche Umstrukturierungen von Bewegungsarchiven wie dem Schwulen Museum* zeigen, dass das offene Archiv, das ohnehin einen Sonderfall der Archivgeschichte darstellt (Schenk 2008), zunehmend zum Relikt und nur noch von wenigen engagierten Mitarbeiter_innen gelebt wird. Im Schwulen Museum* werden beispielsweise räumlich determinierte Funktionszuschreibungen immer dann aufgebrochen, wenn mir Zutritt zu den Kellerräumen gewährt wird, um im direkten Kontakt mit den Sammlungsbeständen mir wichtiger Nachlässe zu schauen, was ich genauer oben im Leseraum sichten möchte. Aus Sicht einer Forscherin, die wie ich am queerenden Potential der Verschränkung von Gefühls-, Alltags- und Archivwissen interessiert ist, sind Formen der Nutzung abseits regulierender Raumgestaltungen ein Geschenk und eröffnen eine Perspektive auf die Ambivalenzen architektonischer Rahmenbedingungen. Darauf möchte ich im Folgenden noch einmal genauer eingehen.

Gefühle als queere Lücken im Archiv

Auf den alten Strukturen der Bewegungsarchive zu beharren, um die Erforschung des Alltags betreiben zu können, erscheint vor dem Hintergrund dessen, dass der Alltag ständigen Veränderungen unterliegt, fragwürdig. Dennoch kann die Erinnerung an das verstaubte Wohnzimmer-Archiv mit seinen mitunter sensuellen Momenten den Blick für die gefühlsräumlichen Ambivalenzen der Neustrukturierungen beispielsweise im Schwulen Museum* oder in der GLBTHS schärfen. Obwohl diese Veränderungen – sofern ich die

Aussagen im Verlauf so mancher Gespräche vor dem Umzug des Schwulen Museum* richtig deute – darauf abzielen, dass Image des Bewegungsarchives zu entstauben, womit unter anderem die Hoffnung einhergeht, die Geschichte der Verfolgung zu überwinden, generieren sie letztlich doch auch negative Gefühle. Diese helfen zu problematisieren, dass mit der Professionalisierung von Bewegungsarchiven im Sinne einer konservatorisch richtigen Anordnung nicht zwingend auch queere Politik zu machen ist. Der Moment des Eintritts in hegemoniale Formen der Historisierung öffnet zusätzlichem Regulierungs- und Normalisierungsdruck und neuem Zweckentfremdungsgeschehen Tor und Tür. Enttäuschung und Frustration am neuen, aufgeputzten Ort an der Lützowstraße zeigen, dass der „soziale Aufstieg“ des Schwulen Museums*, den Klaus Wowereit in seiner Rede zur Eröffnung der neuen Räumlichkeiten nahe legte, mit dem Risiko der Entfernung zur eigenen Community und zum emotionalen Alltag einhergeht.[35]

Der Blick auf negative Gefühle kann folglich hilfreich sein, um Mechanismen der Derealisation queerer Geschichte und der alltäglichen Benachteiligung trotz aller Homo-Ehe-Inklusions-Beschwörungen zu fassen zu bekommen. Negative Gefühle können auf strukturelle Schwachstellen verweisen und – würden sie offensiver entindividualisiert und für eine queere Politik und temporäre Praxis gemeinschaftlich angeeignet – als störende Impulse im Archiv fungieren. Sie können – wie Mimi Thi Nguyen[36] meint – als Krisenmomente das Archiv in seinen normativen Politiken der räumlichen Verwahrung von Geschichte verunsichern. Als Störungen verstanden und politisiert, bilden unangenehme Gefühle ein nicht-archivierbares Phänomen, das sich den Logiken der sicheren und vollständigen Aufbewahrung entzieht. Indem sie solche Absenzen bzw. Lücken markieren, stecken negative Gefühle voller Informationen und Potentiale. Sie zeigen auf etwas und können dabei selbst nicht erschöpfend und verstetigend bestimmt werden.

Als Lücken im Archiv bestimmen Gefühle wie Scham, Angst oder Trauer ein „fruchtbare[s] Klima der Unbestimmtheit“ (Peters 1995: 6) und konstituieren das Ephemere, das José Esteban Muñoz als wesentlich für das queere Archiv erachtete. Aufgrund ihrer historischen und kulturellen Wandelbarkeit und ihrer gleichzeitigen Nichtplanbarkeit können Gefühle das „archive of the ephemeral“ (Muñoz 1996) bespielen und zu einer performativen Praxis werden, zu etwas notwendig Unabgeschlossenem und Unvollständigem. Durch diese Lücken, die das Archiv als performativen und stetig wandelbaren Gefühlsraum oder *affective space* konstituieren, entsteht das, was zu lesen und zu studieren fruchtbar sein könnte. Das Archiv durch die Lücken zu lesen, wie Georges Didi-Huberman (2007) es formulierte, kann zu einem Wissen führen, das hinter die aufwendig konzipierten Fassaden blickt.

Gefühle, die schon allein aufgrund ihrer Historizität und kulturellen Nuancierung instabil, widersprüchlich und flüchtig sind, provozieren Methoden der Archivierung und der Raumnutzung, die für die queere Theoriebildung interessant sind. Ann Cvetkovich (2011: 32) schreibt: „Die ephemere Natur von Gefühlen erfordert einen kreativen Zugang zum Archivieren, eine Offenheit ungewöhnlichen Objekten und Sammlungen gegenüber, eine Anerkennung dessen, was dem Archiv entflieht.“

Aufgrund ihrer eigenen Lückenhaftigkeit verlangen Gefühle flüchtige und sich normativen Archivierungsmethoden widersetzen (Raum-)

Praktiken. Anstatt alles erfassen und aufbewahren zu wollen, kommt es vielmehr darauf an, die Unmöglichkeit von Objektivität und systematischer Vollständigkeit produktiv zu wenden. Deswegen ist es entscheidend, Lücken ihre Geschichten erzählen zu lassen und Unbestimmtheiten in der Sortier- und Sammelwut Raum zu geben (Maase 2003: 261).

Queere Archive, die Lücken als Existenzschwellen und Grenzen des Archivs begrüßen, verzichten auf „repräsentationelle Satttheit“ [38] und die damit einhergehende Gefahr der Fetischisierung der gesammelten Objekte. Mimi Thi Nguyen thematisiert dieses Risiko am Beispiel ihrer Überlegung, ihre „Race Riot“-Zine-Kompilation der Riot-Grrrl-Sammlung der Fales Library der New York University zu übergeben. Sie befürchtete, ihre Sammlung könnte dort „ein Unterschied werden, ohne einen Unterschied zu machen“ [39]. Aufgrund ihrer gemischten Gefühle in Anbetracht der zu treffenden Entscheidung plädiert sie letztlich für den Erhalt der Absenz oder der Lücke im Archiv. Lücken und Unbestimmtheiten ermöglichen ein spekulatives und queeres Wissen und verunmöglichen verstetigte Aussagen über Identitäten, Subkulturen und deren Wissensbestände bzw. „transzendente Teleologien“ (Foucault 1981: 190).

Die Tatsache, dass Queerness historisch in pejorativer Absicht mit Störung, Mangel- und Lückenhaftigkeit assoziiert wurde, macht diese Ansätze und Thesen umso relevanter und politisch brisanter. Inwiefern knüpfen die sich im Archiv ereignenden Störungen an die Konstruktion des queeren und perversen Körpers an? Und inwiefern ermöglicht die Affizierung dieser Störungen ein kritisches Hinterfragen normativer Wissensbestände? Welche methodologischen Überlegungen würden es erlauben, ‚queer‘ nicht nur als Label zur Beschreibung von Sammlungsbeständen zu verwenden, die vermeintlich bestimmten Identitäten zuzuordnen sind, sondern als alternative Archivpolitik zu forcieren? Welche Techniken der Archivierung gilt es zu überdenken und welche Lücken im Archiv gilt es zuzulassen?

Der Lücke im Archiv Raum zu geben, verspricht auf paradoxe Weise einen affektiven Zugang zur queeren Geschichte des Unsichtbar-Geworden-Seins. Aus diesen theoretischen Überlegungen lassen sich Archivierungsmethoden ableiten, die das Lückenhafte und Nicht-Planbare widersprüchlicher Gefühle billigen. Die Unterteilung von Lager- und Leseraum sowie andere distanzierende oder regulierende Maßnahmen scheinen demgegenüber einen kreativen Umgang mit der Lückenhaftigkeit der Archive eher zu verhindern. Obwohl das Streben nach Professionalisierung und der Wunsch nach Anerkennung gerade vor dem Hintergrund der langwährenden strukturellen Benachteiligung queerer Archive nicht vorschnell verworfen werden sollte, darf sich die Debatte über angemessene Formen der Aufbewahrung queerer Geschichte nicht darauf beschränken. Vielmehr gilt es, aus der Frustration über wissenschafts- und aktivismus-politische Tendenzen zur Vereinnahmung bisher ehrenamtlich geführter Bewegungsarchive eine machtkritische Perspektive abzuleiten, die „Formen des emotionalen, erotischen und persönlichen Lebens [...] unterstützen, die öffentlich sind im Sinne von zugänglich, erinnerbar und von kollektiver Aktivität getragen.“ [40] (Berlant/Warner 2005: 98). Queere Archive sollten intime Orte bilden, die sich nicht über die Sicherung (der Sichtbarkeit) vorgegebener Identitäten legitimieren, sondern die einen Raum zur Verfügung stellen, in dem affektive

Spannungen und Widersprüche Unordnungen generieren, die immer wieder Umordnungen von Positionen und Allianzen ermöglichen. Denn: „[...] solch einem Raum tut man nichts anderes als Gewalt an, wenn man davon ausgeht, er würde einen unverändert lassen“[41] (Nyong’o 2014).

Endnoten

- [1] Ich möchte den Herausgebern und vor allem Benno Gammerl für die hilfreichen Kommentierungen herzlich danken. Auch den Gutachter_innen gilt mein Dank für konstruktive Überarbeitungsvorschläge.
- [2] Mit Susanne Regener veranstaltete ich am 13.09.2013 im Rahmen des DFG-Projekts „Medienamateure in der homosexuellen Kultur“ den Workshop „Amateur* – Archiv – Alltagskultur“.
- [3] Während sich „archivarisch“ auf das Archiv bezieht, versinnbildlicht „archivalisch“ die zu Archiven gehörenden oder aus Archiven stammenden Dinge.
- [4] Mit dem minoritären Modell des Politischen lehne ich mich, mir der Schwierigkeiten (Diefenbach 2007) bewusst, an Deleuze an und versuche – vermittelt über Gefühle als historisch bedingte Kräfte, die Situationen und zum Beispiel Raumanordnungen übersteigen und somit hintertreiben – Politik weniger von einem revolutionären Subjekt aus zu denken, sondern einem gegenüber dem Gefüge temporär differenter Ereignisse responsiven und „widernatürlich anteilnehmenden“ (Deleuze/Guattari 1992: 327).
- [5] Obwohl ‚queer‘ heutzutage oft nur noch als Kategorie verwendet wird, welche die seit Stonewall entstandenen schwulen, lesbischen, bisexuellen, trans*- und inter*- geschlechtlichen Identitäten zusammenfasst, und immer weniger mit den Mechanismen queerpolitischer Sabotage verknüpft wird, nutze ich das Adjektiv hier in beiden Bedeutungen. Im Bewusstsein der Problematik dieses Vorgehens, das Differenzen vereinheitlicht und machtkritisches Potential riskiert, hoffe ich, dass die Gesamtanlage des Arguments es dennoch rechtfertigt.
- [6] Diese Beschreibungen greifen die Bedeutungen des Wortes ‚queer‘ auf. Queer lässt sich mit sonderbar, seltsam, schräg übersetzen, wurde jedoch auch als Schimpfwort für nicht heteronormative Sexualitäten und Geschlechter verwendet. Bewegungen und Queer Theory haben sich dieses Schimpfwort angeeignet, um die Machtverhältnisse zu kritisieren, die es zur pejorativen Beschreibung des Nicht-Normativen machten. Gleichzeitig will die Queer Theory ein anderes Wissen produzieren, das sich diesen normierenden Machtverhältnissen entgegenstellt (Michaelis/Dietze/Haschemi Yekani 2012: 185).
- [7] Lauren Berlant hatte in *Cruel Optimism* darauf verwiesen, dass das gute Leben in Anbetracht zahlreicher Kriegs- und Finanzkrisen seit den 1990er-Jahren real nicht mehr existiert, aber durch Optimismus ins Leben gefühlt wird („be felt into being“, Berlant 2011:). Darin, dass Optimismus das Gefühl ist, das der Vorspiegelung guten Lebens bei gleichzeitiger Prekarisierung aller Lebensverhältnisse dient, besteht die Grausamkeit.
- [8] Dabei handelt es sich um Schreibübungen, die Historiker_innen im Stil antiker und mittelalterlicher Geschichtsschreiber bis in die 1870er Jahre anfertigen mussten, um eine „Gefühlsbrücke in die Vergangenheit“ (Saxer 2008: 92) zu bauen (Plamper 2012: 343).
- [9] 1969 und 1973 kam es in der BRD zu entscheidenden Reformen des §175. Strafbar waren seitdem nur noch sexuelle Handlungen mit männlichen Jugendlichen unter 18 Jahren. Trotz dieser Reformen setzte nicht sofort ein gesamtgesellschaftliches Umdenken ein. Zur vollständigen Abschaffung des Paragrafen kam es erst 1994.
- [10] Wenngleich es in Deutschland erst seit diesem Jahr ein Projekt gibt, das sich der Einrichtung eines Trans*Archives widmet (siehe TransInterQueer e.V.), sind Bestände zu Trans* durchaus Bestandteil zum Beispiel des Archivs des Schwulen Museums*. Das gilt zum Beispiel für den Postkartenbestand von Travestiekünstler_innen und die Tunten-Postkarten aus dem Ersten Weltkrieg – obgleich hiermit nicht eine Gleichsetzung von Travestie und Trans* im Verständnis von Trans*Sexualität und/oder Trans*Gender behauptet werden soll. Bestände zu Inter* im Schwulen Museum* hingegen sind mir nicht bekannt. Jedoch soll nicht unerwähnt bleiben, dass der Materialbestand zu der

Ausstellung „1-0-1 intersex“ dem Verein TransInterQueer e.V. als Bestandsbibliothek übergeben wurde.

- [11] Übers. KK. Originalzitat: [A radical] archive [...] should share the political and cultural world of its people and not be located in an isolated building that continues to exist while the community dies. If necessary the archives will go underground with its people to be cherished in hidden places until the community is safe.“
- [12] Zur Ausstellung erschien 1985 der Katalog „Eldorado. Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850-1950. Geschichte, Alltag und Kultur“ im 1975 gegründeten Rosa Winkel Verlag.
- [13] Matthias Frings beschreibt in seiner Biografie über Ronald M. Schernikau eindrücklich, in welchem heruntergekommenem Zustand sich die Räumlichkeiten im Mehringdamm 61 befunden haben (Frings 2009).
- [14] Siehe <http://www.schwulesmuseum.de/museum/geschichte/>.
- [15] Das Schwule Museum* und das SchwuZ teilten sich den Eingang. Auch die meisten Veranstaltungen (Lesungen und Partys) veranstaltete das Schwule Museum in den Räumen des SchwuZ.
- [16] Das SchwuZ war 1971 aus der Homosexuellen Aktion West-Berlin (HAW) hervorgegangen, die sich zur aufbegehrenden Schwulenbewegung rechnete.
- [17] Historisch betrachtet konzentrierte sich das Schwule Museum* auf die Geschichte der männlichen Homosexualität. 2011 öffnete es sich per Satzungsänderung auch für Dokumente und Nachlässe lesbischer und „transgeschlechtlicher“ Personen. Der Stern im Titel soll diese Öffnung symbolisieren. Siehe Homepage des Schwulen Museum* Berlin.
- [18] Diese Information entnehme ich der Aussage des Archivars Jens Dobler bei der Tagung „Sichern – Bewahren – Erforschen. Das Erbe der Berliner Sexualwissenschaft“ am 6. Mai 2013 in Berlin. Im Rahmen seines Vortrags kam er darauf zu sprechen, wie wenig deutsche Wissenschaftler_innen im Vergleich zu Anfragen aus dem Ausland das Schwule Museum* für ihre Forschung nutzen.
- [19] Das Schwule Museum* wurde erst 2009 in die institutionelle Förderung des Berliner Senats aufgenommen. 2012 wurde die Förderung durch das Kulturinvestitionsprogramm (KIP) – eine Initiative der Berliner Kulturverwaltung, die aus Mitteln des Europäischen Fonds für regionale Entwicklung (EFRE) gespeist wird – bekannt gegeben.
- [20] Willie Walker war neben Alan Berube, Jo-Anne Castillo, Jeffrey Escoffier, Eric Garber und Gayle Rubin Gründungsmitglied des San Francisco History Projects, aus dem die GLBTHS hervorging.
- [21] Übers. KK. Originalzitat: “[...] must enable the acknowledgement of a past that can be painful to remember, impossible to forget, and resistant to consciousness“.
- [22] Bundes- und Landesarchiv hierzulande haben den gesetzlichen Auftrag, Unterlagen zur Erfüllung der öffentlichen Aufgaben von Verfassungsorganen, Behörden und Gerichten zu konservieren und zu archivieren. Wann immer der Alltag von Queers mit (mitunter diskriminierenden) Gesetzen kollidiert, werden anfallende Unterlagen, was auch Flyer, Fotos etc. umfassen kann, archivwürdig.
- [23] Bei einem Treffen des Arbeitskreises *Aids-Geschichte ins Museum* mit Vertreter_innen u. a. des Bundesarchivs, des Landesarchivs Berlin, des Deutschen Hygienemuseums Dresden, des Sepulkralmuseums Kassel und des Schwulen Museums* ließ sich eine Öffnung aufseiten offizieller Institutionen wahrnehmen. Vor allem die Vertreterin des Landesarchivs Berlin beteuerte, grundsätzlich nichts mehr von vornherein ausschließen zu wollen. Internes Protokoll zum Fachgespräch „Archivierung der Aids-Geschichte“, 11.10.13, Berlin.
- [24] Das in seiner Größe und Gestaltung eindrücklichste von mir entdeckte Scrapbook dokumentiert SPREE (The Society of Pat Rocco Enlightened Enthusiasts). Es befindet sich im Nachlass von Pat Rocco (Box 10, Pat Rocco Papers, Coll2007-006, ONE National Gay and Lesbian Archives, Los Angeles, California).
- [25] Im Bestand des Archivs des Schwulen Museum* Berlin zum Beispiel befindet sich eine komplette Kneipeneinrichtung.
- [26] Siehe Homepage der Lesbian Herstory Archives.
- [27] Übers. KK. Originalzitat: „creative approach to archiving“

- [28] Love bezieht sich hier auf Carla Frecceros Lesart von Wendy Browns Auseinandersetzung mit politischer Passivität. Dabei teilt sie Frecceros Ansicht, dass Wendy Brown dem paralysierten und hilflosen, also passiven Engel der Geschichte das Potential abspricht, in den Sturm der Geschichte zu intervenieren, wodurch sie wieder einen Begriff politischer Agency im humanistischen Sinne einführt. Dem stellt Love mit Hilfe Frecceros einen Begriff des Sturms gegenüber, der sich nicht dadurch auszeichnet, dass die Subjekte agieren, sondern sie auf Einflüsse reagieren.
- [29] Ein weiterer in diesem Zusammenhang zu erwähnender Ansatz ist der des „touching across time“ von Carolyn Dinshaw (2007: 178). Im auf mein Feld übertragenen Sinne ist der Gefühlsraum Archiv als Verbindungsstelle von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft keiner, der sich durch die Schaffung von Kontinuität auszeichnet, sondern einer, in dem aufgrund affektiver Unbestimmtheiten in der Berührung von Geschichte der Sturm auf die Zukunft hin Unterbrechungen erfährt, die sich weniger als Interventionen denn als Irrwege ausweisen. Dabei beziehe ich mich auch auf Mimi Thi Nguyens kritische Lesart von Intervention. Das Konzept der Intervention sei, da im Zusammenhang mit Zeiteinheiten des guten und schlechten Timings zu sehen, eine Form der Unterbrechung, die nach einer Kurskorrektur wieder an das Muster progressiver und kontinuierlicher Zeit anschließt (2012: 190).
- [30] Unter dem *affirmative turn* versammelt sind hier Ansätze einer queeren affektiven Historiografie, das heißt eines Ansatzes, der sich in der Analyse der Produktion von „truth effects“ Gefühlen, Emotionen und Affekten zuwendet (Fradenburg/Freccero 1996: xvii, Dinshaw 1999, Halperin 2002, Bravmann 1997, Freeman 2000, Traub 2002).
- [31] In Anlehnung an Linda Williams' Konzept der körperlichen Dichte des Sehens (Williams 2003), geht es mir in meiner auf Fotografie fokussierten Dissertation um meine körperliche, das heißt sensuelle und viszerale Involviertheit beim Betrachten von Fotografien. Dies geht auf die Forderung queer-feministischer Repräsentationskritik zurück, nicht im Status des unsichtbaren Subjekts zu verharren, sondern als aktive Teilnehmerin der Situation ausgestellt und versehrt zu werden.
- [32] Dies ist nicht immer üblich – so zum Beispiel ist die Einsichtnahme der Archival Collections der New York Public Library, der Library der London School of Economics und der University of California Los Angeles – alles Archive, die ich im Verlauf der Jahre besucht habe – nur in extra dafür vorgesehenen und von den Bibliotheksbeständen getrennten Räumen möglich.
- [33] Meine Dissertation mit dem vorläufigen Titel „Queer Pain. Fotografieren – Affizieren – Minorisieren“ beschäftigt sich maßgeblich mit dem Nachlass des Amateurfotografen Albrecht Becker.
- [34] Ich beziehe mich hier auf Silke Wenks Auseinandersetzung mit allegorisierenden Effekten von in Stein gemeißelten Weiblichkeitsrepräsentationen (Denkmälern). Weiblichkeit wird als politisch bedeutsam darstellbar, kann sich aber nicht als politisches Subjekt behaupten. (Wenk 1996)
- [35] Siegestsäule 19.03.2013.
- [36] Vortrag „Minor Threats“ auf Konferenz „Perverse Gefüge. Heteronormative Ordnungen inter/medial queeren“, 29.-31. Januar 2015, Carl von Ossietzky Universität Oldenburg
- [37] Übers. KK. Originalzitat: “[t]he often ephemeral nature of [feelings] necessitates a creative approach to archiving, an openness to unusual objects and collections, and an acknowledgement of that which escapes the archive”
- [38] Übers. KK. Originalzitat: “representational fullness”
- [39] Übers. und Hervorh. KK. Originalzitat: “become a difference without making a difference”
- [40] Übers. KK. Originalzitat: “forms of affective, erotic, and personal living that are public in the sense of accessible, available to memory, and sustained through collective activity” (Berlant/Warner 1998: 561).
- [41] Übers. KK. Originalzitat: “[...] only violence one can do to such a space is to presume it will leave you unchanged”

Autor_innen

Katrin Köppert ist Gender- und Literaturwissenschaftlerin. Ihre Schwerpunkte sind Medientheorie, Mediengeschichte, Populär- und Amateurkultur, Low Theory, Queer Theory, Queer History, Affect Studies, Mikropolitiken und Postcolonial Theory.

katrin.koepfert@ufg.at

Literatur

- Arendt, Hannah (2007 [1958]): Vita activa oder Vom tätigen Leben. München: Piper.
- Baier, Angelika / Binswanger, Christa / Häberlein, Jana / Nay, Yv Eveline / Zimmermann, Andrea (Hg.) (2014), *Affekt und Geschlecht. Eine einführende Anthologie*. Wien: Zaglossus.
- Balz, Hanno / Friedrichs, Jan-Henrik (Hg.) (2012): *All we ever wanted... Eine Kulturgeschichte europäischer Protestbewegungen der 1980er Jahre*. Berlin: Karl Dietz Verlag.
- Berlant, Lauren / Warner, Michael (1998): Sex in Public. In: *Critical Inquiry*, 24/2, 547-566.
- Berlant, Lauren / Warner, Michael (1998): Sex in der Öffentlichkeit. In: Matthias Haase / Marc Siegel / Michaela Wunsch (Hg.), *Outside. Die Politik queerer Räume*. Berlin: b_books, 77-103.
- Bollé, Michael / Bothe, Rolf (1992): *Eldorado. Homosexuelle Frauen und Männer in Berlin 1850-1950. Geschichte, Alltag und Kultur*. Berlin: Rosa Winkel.
- Bravmann, Scott (1997): *Queer Fictions of the Past: History, Culture, and Difference*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Cvetkovich, Ann (2003): *An Archive of Feelings: Trauma, Sexuality, and Lesbian Public Cultures*. Durham: Duke University Press.
- Cvetkovich, Ann (2011): The queer art of the counterarchive. In: *ONE National Gay & Lesbian Archives* (Hg.), *Cruising the Archive: Queer Art and Culture in Los Angeles, 1945-1980*. Los Angeles: ONE National Gay & Lesbian Archives, 32-35.
- Cvetkovich, Ann (2012): *Depression: A Public Feeling*. Durham: Duke University Press.
- Danbolt, Mathias (2009): touching history: archival relations in queer art and theory. In: Mathias Danbolt / Jane Rowley / Louise Wolthers (Hg.), *Lost and Found: Queering the Archive*. Copenhagen: Museum Tusulanum Press, 27-54.
- Deleuze, Gilles / Guattari, Felix (1992): *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*. Berlin: Merve.
- Didi-Huberman, George (2007): *Das Archiv brennt*. Berlin: Kulturverlag Kadmos.
- Diefenbach, Katja (2007): *Nach 1968. Anmerkungen über Singularität und minoritäre Politik*. http://eipcp.net/transversal/0607/diefenbach/de/#_ftnref10 (letzter Zugriff am 30.5.2015).
- Dinshaw, Carolyn (1999): *Getting Medieval: Sexualities and Communities, Pre- and Postmodern*. Durham: Duke University Press.
- Dinshaw, Carolyn / Edelman, Lee / Ferguson, Roderick A. / Freccero, Carla / Freeman, Elizabeth / Halberstam, Judith / Jagose, Annamarie / Nealon, Christopher S. / Nguyen, Tan Hoang (2007): *Theorizing queer temporalities: A roundtable discussion*. In: *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies*, 13/2-3, 177-195.
- Dobler, Jens (2013): Ein Archiv von unten - finanziert von oben? Das Schwule Museum in Berlin. In: Jürgen Bacia / Corinna Wenzel (Hg.), *Bewegung bewahren. Freie Archive und die Geschichte von unten*. Berlin: Archiv der Jugendkulturen Verlag KG, 165-170.
- Ebeling, Knut / Günzel, Stephan (2009): Einleitung. In: Knut Ebeling / Stephan Günzel (Hg.), *Archivologie. Theorien des Archivs in Wissenschaft, Medien und Künsten*. Berlin: Kulturverlag Kadmos, 8-19.
- Eng, David. L. / Han, Shinhee (2003): A dialogue on racial melancholia. In: David L. Eng / David Kazanjian (Hg.), *Loss. The Politics of Mourning*. Berkeley, Los Angeles, London: University of California Press, 343-371.
- Farge, Arlette (1993): Vom Geschmack des Archivs. In: *WerkstattGeschichte* 5, 13-15.
- Farge, Arlette (2011, [1989]): *Der Geschmack des Archivs*. Göttingen: Wallstein.
- Foucault, Michel (1981, [1969]): *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Foucault, Michel (2000): The lives of infamous men. In: James D. Faubion (Hg.), *Essential Works of Foucault, 1954-1984*, vol. 3, Power. New York: The New York Press, 157-175.
- Fradenburg, Louise / Freccero, Carla (Hg.) (1996): *Premodern Sexualities*. New York: Routledge.
- Frantz, David / Locks, Mia (2011): Cruising the archive: Queer art and culture in Los Angeles, 1945-1980. In: ONE National Gay & Lesbian Archives (Hg.), *Cruising the Archive: Queer Art and Culture in Los Angeles, 1945-1980*. Los Angeles: ONE National Gay & Lesbian Archives, 12-17.
- Freeman, Elizabeth (2000): Packing history, count(er)ing generations. In: *New Literary History: A Journal of Theory and Interpretation*, 31/4, 727-744.
- Frevort, Ute / Bailey, Christian / Eitler, Pascal / Gammerl, Benno / Hitzer, Bettina / Pernau, Margrit / Scheer, Monique / Schmidt, Anne / Verheyen, Nina (Hg.) (2011): *Gefühlswissen. Eine lexikalische Spurensuche in der Moderne*. Frankfurt am Main: Campus.
- Frings, Matthias (2009): *Der letzte Kommunist: Das traumhafte Leben des Ronald M. Schernikau*. Berlin: Aufbau Verlag.
- Halberstam, Jack (2005): *In a Queer Time and Place: Transgender Bodies, Subcultural Lives*. New York, London: New York University Press.
- Halperin, David (2002): *How to Do the History of Homosexuality*. Chicago: University of Chicago Press.
- Ingendahl, Gesa / Keller-Drescher, Lioba (2010): Historische Ethnografie. Das Beispiel Archiv. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 106, 241-263.
- Linck, Dirck (2013): Nach der Revolte. Überlegungen zur schwulen Kunst in der BRD der 1980er Jahre. In: Andreas Pretzel / Volker Weiß (Hg.), *Zwischen Autonomie und Integration. Schwule Politik und Schwulenbewegung der 1980er und 1990er Jahre*. Hamburg: Maennerschwarm, 173-199.
- Love, Heather (2007): *Feeling Backwards: Loss and the Politics of Queer History*. Cambridge: Harvard University Press.
- Maase, Kaspar (2003): Das Archiv als Feld? Überlegungen zu einer historischen Ethnographie. In: Katharina Eisch / Marion Hamm (Hg.), *Die Poesie des Feldes. Beiträge zur ethnographischen Kulturanalyse*. Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 255-270.
- Massey, Doreen B. (1995): *Space, Place, and Gender*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Massumi, Brian (2010): The future birth of affective fact: The political ontology of threat. In: Gregg Seigworth / Melissa Gregg (Hg.), *The Affect Theory Reader*. Durham, London: Duke University Press, 52-70.
- Michaelis, Beatrice / Dietze, Gabriele / Haschemi Yekani Elahe (2012): Einleitung: The queerness of things not queer: Entgrenzungen – Affekte und Materialitäten – Interventionen. In: *Feministische Studien* 2, 184-197.
- Muñoz, José E. (1996): Ephemera as evidence: Introductory notes to queer acts. In: *Women and Performance* 8/2, 5-16.
- Muñoz, José E. (2009): *Cruising Utopia. The Then and There of Queer Futurity*. New York, London: New York University Press.
- Nestle, Joan (1978). Radical Archiving from a Lesbian Feminist Perspective. Flugblatt.
- Nguyen, Mimi Thi (2012): Riot Grrrl, Race, and Revival. In: *Women & Performance: A Journal of Feminist Theory* 22/2-3, 173-196.
- Nyong'o, Tavia (2014): Wildness: A Fabulation. <http://sfoonline.barnard.edu/activism-and-the-academy/wildness-a-fabulation/> (letzter Zugriff am 29.01.2015)
- Ott, Michaela (2010): *Affizierung: Zu einer ästhetisch-epistemischen Figur*. München: edition text + kritik.
- Peters, Jan (1995): *Gutsherrschaft als soziales Modell*. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Plamper, Jan (2012): *Geschichte und Gefühl. Grundlagen der Emotionsgeschichte*. München: Siedler.
- Reckwitz, Andreas (2012): Affective spaces: A praxeological outlook. In: *Rethinking History: The Journal of Theory and Practice*, 16/2, 241-258.
- Reddy, William M. (2001): *The Navigation of Feeling. A Framework for the History of Emotions*. New York: Cambridge University Press.
- Schenk, Dietmar (2008): *Kleine Theorie des Archivs*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Stewart, Kathleen (2007): *Ordinary Affects*. Durham: Duke University Press.

- Traub, Valerie (2002): *The Renaissance of Lesbianism in Early Modern England*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Williams, Linda (2003): Pornografische Bilder und die „körperliche Dichte des Sehens“. In: Herta Wolf (Hg.), *Diskurse der Fotografie. Fotokritik am Ende des fotografischen Zeitalters*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 226-266.

Webseiten

- <http://www.bewegungsarchive.de/ueberuns.html> (letzter Zugriff am 30.12.2014).
- <http://www.goethe.de/ins/br/lp/kul/dub/med/de11262651.htm> (letzter Zugriff 14.10.2014).
- <http://www.historians.org/publications-and-directories/perspectives-on-history/may-2005/in-memorial-willie-walker> (letzter Zugriff am 03.01.2015).
- <http://www.lesbianherstoryarchives.org/history.html> (letzter Zugriff am 07.10.2014).
- http://www.mediengeschichte.uni-siegen.de/files/2013/09/Workshop_Archiv_end_3.pdf (letzter Zugriff am 07.06.2015).
- <http://www.schwulesmuseum.de/museum/geschichte/> (letzter Zugriff am 29.01.2015).

Queer Archives of the Ephemeral. Space, Feeling: Indecisiveness

The article follows the 'taste' of three archives in Berlin, San Francisco and New York, and aims to provide a contribution to the archival turn in queer theory. At its core, the article asks how we want to remember the history of queer political movements – also to craft a vision of queer futurity. It deals with both the politics of space and the politics of feelings as they relate to queer archives and to 'archives from the rear'. The analysis focuses on the interaction between the impact of feelings on the constitution of the archival space, and the relevance of spatial metamorphosis on the formation of feelings. Negative feelings are of particular interest. They will be discussed as disruptions within processes of professionalization, and elucidated under the premise of their capacity to deliver a queer critique of heteronormative historiography and the binary foundations (public and private, everyday life and theory) of knowledge production and politics.

Debatte

2015, Band 3, Heft 2
Seiten 91-94
zeitschrift-suburban.de

Gaston Bachelard
,Poetik des Raumes'

Kommentare von:
Stephan Günzel
Thomas Dörfler
Jan Hutta

Replik von:
Julia Weber

Für einen Vergleich von Bachelard und Lefebvre

Ein Beitrag zur Debatte um Gaston Bachelards *Poetik des Raumes*

Stephan Günzel

Im Folgenden skizzenhaft angedacht ist der Vergleich zwischen zwei der wichtigsten Raumtheoretiker des 20. Jahrhunderts, die zumeist nicht zusammengedacht werden: Gaston Bachelard und Henri Lefebvre. Dies liegt insbesondere an den disziplinären Rezeptionsfeldern, da Bachelard zumeist in der Literatur, Lefebvre zumeist in der Sozialtheorie rezipiert wird. Hier soll dagegen deren Gemeinsamkeit herausgestellt werden. So haben bei Lichte betrachtet die beiden französischen Philosophen im Abstand von etwas mehr als 15 Jahren ein Buch zum selben Thema geschrieben: Schon die Titel *Die Poetik des Raumes* von 1957 und *Die Produktion des Raumes* von 1974 sind nämlich nahezu identisch, eingedenk der Tatsache, dass *poiein* im Griechischen letztlich das gleiche heißt wie *producere* im Lateinischen: ‚machen‘ bzw. ‚hervorbringen‘. Freilich sind die Konnotationen andere: ‚Poetik‘ verweist im gegenwärtigen Kontext auf Literatur und ‚Produktion‘ auf Industrie. Und so waren die beiden Untersuchungen auch angelegt: Bachelard betrachtete die Erzeugung von Raum in erster Linie durch Literatur, während Lefebvre auf die Raumproduktion durch Gesellschaft abstellte. Beide waren auf ihre je eigene Weise ‚kritisch‘: Bachelard kritisierte die poetische ‚Blindheit‘ der Naturwissenschaften und der Philosophie, Lefebvre vertrat einen marxistischen Ansatz, der selbstredend die sozialen Verhältnisse kritisierte.

An dieser Stelle werden auch die großen Unterschiede deutlich, die es trotz der Nähe zwischen ihnen gibt: Während Bachelard das dialektische Interpretationsschema hinter sich lassen möchte, universalisiert es Lefebvre in der Tradition von Karl Marx und Friedrich Engels. Jedoch ist mit einer ‚Dialektik des Raumes‘ bei beiden nicht das Gleiche gemeint: Für Bachelard ist die Raumdialektik des philosophischen Denkens oder der Metaphysik zwischen den Polen des ‚Drinnen‘ und ‚Draußen‘ gefangen, während Lefebvre meint, dass zwischen Praxis und Theorie des Raums eine Dialektik besteht, insofern beide gegenseitig aufeinander wirken und sich dadurch verändern; wie zum Beispiel das alltägliche Spaziergehen in der Stadt durch den Gebrauch von Karten (als Raumerzeugnis der Kartographie) transformiert wird bzw. das Erkunden eines Gebiets zu Eintragungen in Karten führen kann.

Bachelard wirft der Metaphysik vor, bei ihren Modellen von einem Gegensatz zwischen ‚innen‘ und ‚außen‘ auszugehen, wie beispielsweise René Descartes das Denken (als *res cogitans*) im Inneren des Subjekts und die Dinge (als *res extensa*) außerhalb des Subjekts ansiedelt oder Martin Heidegger im Versuch der Überwindung dieses Modells selbst noch von einem ‚Da-Sein‘ spricht, das im Gegensatz zum Hier- oder Woanders-Sein steht. So ist Dialektik bei Bachelard ein Gegenstand der Kritik, während sie bei Lefebvre ein Mittel der Beschreibung ist.

Tatsächlich ist zu überlegen, ob Lefebvre mit Bachelard zu kritisieren ist, insofern ja auch Lefebvre eine Gegenüberstellung zweier Räume in Anschlag bringt, wenn er zwischen ‚räumlicher Praxis‘ und ‚Raumrepräsentationen‘ unterscheidet. Dies dient zwar nur analytischen Zwecken, insofern ‚in Wirklichkeit‘ beide bereits synthetisch ineinanderfließen, aber in der Theorie des Sozialraums ist die Unterscheidung getroffen. Gleichwohl will auch Lefebvre die Unterscheidung überwinden, indem er auf die Produktion eines ‚dritten Raums‘ abhebt: den sozialen oder kulturellen Raum als sogenannten Repräsentationsraum. Und eben an diese Stelle sind sich Bachelard und Lefebvre sehr nahe, da es auch Bachelard darum geht, die Darstellungsräume der Philosophie und Naturwissenschaften zu untersuchen, die weder als poetische Erzeugnisse noch zumeist überhaupt als Räume betrachtet werden, wie eben die genannten Subjektkonzeptionen von Descartes und Heidegger. Die Trennung zwischen vernünftiger Subjektivität und unvernünftiger Materie nach Descartes ist schließlich immens kulturprägend; oder vielmehr ist Descartes‘ Philosophie selbst ein (poetischer) Ausdruck einer bestimmten Kultur – nämlich der rationalistischen, die nur das für ‚wahr‘ und wert befindet, was auch durch den menschlichen Verstand messbar ist. So ist etwa Architektur in der Neuzeit immer weniger eine, die aus Erfahrung entsteht, sondern eine, die berechnet wurde. Während der philosophische Diskurs über die Richtigkeit des kartesischen Modells streitet und es (wie durch Heidegger) zu verbessern – d.h. näher an die Wahrheit zu bringen – sucht, würde Lefebvre Philosophien selbst als ein Moment der Raumproduktion betrachten. Der Wert von Philosophien liegt nach Lefebvre damit in der Exemplifikation von Strukturen, die sich im dialektischen Prozess zwischen Raumpraxis und Raumrepräsentationen herausbilden und/oder diesen bereits zugrunde liegen. Hierin besteht aber wiederum ein Unterschied zu Bachelard, da Lefebvre kein wirkliches Außerhalb oder Anderes des (dialektischen) Prozesses kennt. Bachelard hingegen sieht es mit der Literatur gegeben, die Räume gezielt hervorbringt und an die Stelle der Wahrheit einer Konzeption die Erfahrung stellt. Diese kann etwa in den Kindheitserinnerungen an Dachböden oder Keller bestehen, in der Beschreibung gewundener oder spiralförmiger Räume wie Treppen bzw. Muscheln, für deren Beschreibung die Unterscheidung zwischen Innen und Außen hinfällig wird.

Doch auch Bachelard ist dabei nicht konsequent und wird selbst Teil des Prozesses der Raumproduktion, wenn er zum einen doch davon ausgeht, dass es eine ‚richtige‘ Form des Raums gibt (nämlich das ‚Runde‘ als dem Menschen Angemessenes), und wenn er zum anderen, wie schon Albert Einstein, den Naturwissenschaften rät, die Richtigkeit der Naturbeschreibung in der Unanschaulichkeit zu suchen, das heißt jedes räumliche Modell (auch

von Raum) hinter sich zu lassen. Als Beispiel wäre zu nennen, dass das 18. Jahrhundert den Raum als Schwamm vorstellte, dessen Hohlräume die Aufnahme der Objekte ermöglichten. Oder dem vorausgehend Newton, der die relativen Räume im Absoluten als Behältnisse für Dinge beschrieb. Die ‚echte‘ Relativität von Raum dagegen wäre selbst nicht mehr durch (Raum-) Modelle vorstellbar.

Weit wichtiger aber als dieser Unterschied zwischen Bachelard und Lefebvre sind die grundsätzlichen Übereinstimmungen, zu denen zunächst die Annahme gehört, dass Raum nicht einfach ‚da‘ ist, sondern durch Praxis und Theorie hervorgebracht wird. Sodann besteht die Übereinstimmung darin, dass beide ein Konzept (wenn auch nicht beide den Begriff) von Repräsentationsraum haben, als etwas in dem größere Zusammenhänge verdichtet sind. Und zuletzt geht die Übereinstimmung vielleicht gar soweit, dass es für beide zwei Arten von Repräsentationsräumen gibt: Für Lefebvre gibt es diejenigen, die sozialen Strukturen bloß reproduzieren (was zumeist der Fall ist), während es auch solche gibt, die Strukturen tatsächlich (neu) hervorbringen. Lefebvre spricht von ihnen als ‚klandestine‘ Räume, also heimliche oder verborgene Räume, welche die gesellschaftlichen Strukturen unterlaufen und Veränderungen herbeiführen. Eben diese sind auch für Bachelard die eigentlich poetischen Räume – also die Räume der Literatur im Unterschied zu Räumen der Wissenschaft und Philosophie, die nicht wie jene im Stande seien, das Denken zu verändern. Durch eine solche Annäherung könnte Bachelards ‚topophiles‘ Raumverständnis vom nicht ungerechtfertigten Vorwurf der Präferenz auf ‚gute Räume‘ zwar nicht freigesprochen werden, aber das Potenzial der übrigen Theorie gesehen werden.

Autor_innen

Stephan Günzel ist Kultur- und Medienwissenschaftler. Seine Schwerpunkte sind Bild-, Raum- und Spieltheorie.
s.guenzel@btk-fh.de

Literatur

Bachelard, Gaston (1987): Poetik des Raumes. Frankfurt a. M.: Fischer.

Lefebvre, Henri (2006): Die Produktion des Raums (Auszug). In: Jörg Dünne / Stephan Günzel (Hg.), Raumtheorie. Texte aus Philosophie und Kulturwissenschaften. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 330-342.

Debatte

2015, Band 3, Heft 2
Seiten 95-108
zeitschrift-suburban.de

Gaston Bachelard
,Poetik des Raumes'

Kommentare von:
Stephan Günzel
Thomas Dörfler
Jan Hutta

Replik von:
Julia Weber

Der Raum ist der Freund des Seins – Anstoß zu einer neuen Betrachtung des sozialen Raumes

Ein Beitrag zur Debatte um Gaston Bachelards *Poetik des Raumes*

Thomas Dörfler

„Das Unbewußte hält sich auf“
Bachelard

1. Einleitung

Der folgende Text versucht, eine neue Perspektive auf die in der Sozialwissenschaft anhaltende Raumdebatte um den *spatial turn* zu entwickeln. Hauptanliegen ist es, die darin waltende unproduktive Dichotomisierung von Raumessenzialismus versus Raumkonstruktivismus hinter sich zu lassen, um das dialektische Verhältnis von Materie und sozialer Raumkonstitution (nicht: Konstruktion) in den Vordergrund zu rücken. Es wird argumentiert, dass nur eine diese Wechselwirkung beachtende Theoriebildung das Problem sozialwissenschaftlicher Konzeption von Räumlichkeit in seiner Tragweite in den Griff bekommen kann. Grundlage und Ausgangspunkt ist eine Kritik an einer vereinfachenden Spielart des Konstruktivismus, wie er in den Sozial- und Kulturwissenschaften populär ist, und der das Nachdenken über Raum tendenziell verunmöglicht.

2. Modus operandi

Die Postmoderne war ein Irrtum: die Annahme, dass die Welt - und damit das Subjekt, denn ohne Subjekt gibt es keine Welt - aus sprachlichen Zeichen bestehe, hat sich als große Farce erwiesen. Sie führte zur ‚Verabschiedung‘ des Menschen und zur Apotheose des Zeichens, das sie über das Erlebte, über das Materielle und über das leiblich Erworbene stellte. Es ist dies das zentrale Problem einer Epoche in den *humanities*, die durch eine spezifische Blindheit den Realien des Lebenserwerbs gegenüber geprägt ist. Sie glaubt, Wesenhaftes durch die konstruktivistische Zurückweisung des ‚wesenhaften Denkens‘ zu vermeiden. Dieses Denken gibt vor, nichtessentiell in der Zurückweisung des ‚Essentialismus‘ zu sein, aber es landete dort, wo jede nichtdialektische Denkfigur landen muss: in der Verklärung ihres

Standpunktes als Wesenhaftes, im ‚Immer schon‘ der gegebenen Differenz der Identität, im ‚Seit-Jeher‘ der Dezentrierung des Sinns, ohne auch nur einen Aspekt dieser Annahmen im klassischen Sinn beweisen, also herleiten zu können. Die so formulierte Kritik u.a. am Raumdenken kann deshalb einer essentialistischen Ursprungslogik zugeordnet werden, einem willkürlichen Setzen der Differenz statt der Identität des Sein als Anfangsbedingung der Welt (Dux 1982: 122 ff.). Die „Struktur der Zeichen“ (Derrida 1997a [1967]) ist in diesen Theorien als göttliche Gabe konzipiert („Am Anfang war die Differenz“), deren Geltungsgründe wie -bedingungen seit Anbeginn des Strukturalismus nie ausgewiesen wurden, also seit DeSaussures *Cours de linguistique générale* und allen (Post-)Strukturalismen, die darauf aufbauten. Diese Grundannahmen landeten mithin in der schlichten Form einer aus der Vormoderne sich nährenden Ideologie, die das Werden des Neuen nicht rational klären konnte (vgl. Wenzel 2000: 175 ff.), sondern im Anfang eine quasi-mythische Setzung vollzog und dies bis heute tut („alle sozialen Beziehungen sind sozial konstruiert“).

Im Hinblick auf die gegenwärtigen Debatten um das Wiedererstarken der phänomenologischen Soziologie, einer möglichen „Sociology of flesh and blood“ (Wacquant 2015) oder eben der neuen Aufmerksamkeit der Materialität des Raumes gegenüber muss man aber mittlerweile fragen: wieviel Blindheit gehörte dazu, an sich selber zu verkennen, worauf eigenes Denken und Tun als leiblich organisiertes Subjekt beruht (Freud, Lacan)? Wie viel Blindheit gehörte dazu, den Prozess kognitiver und leiblicher Enkulturation mit seiner spezifischen Dialektik zu missachten (Piaget)? Wieviel Blindheit, die Topik seines eigenen Imaginären zu leugnen, also die Tatsache, dass das eigene Denken im und mit dem konkreten, einem gegenüberstehenden, physisch wirklichen Raum und seinen auch sozial etablierten Qualitäten seine Orientierung fand (Plessner, Bollnow, Piaget und eben auch Bachelard)? Das wären die Fragen, die man nach Re-Lektüre von Bachelards 1957 erstmals veröffentlichter *Poetik des Raumes* an Teile der zeitgenössischen Raumdebatte stellen müsste. Oder anders ausgedrückt: warum verkennt die Diskussion, dass das Unbewusste einen bzw. mehrere topographische Orte hat, „da es sich aufhält“, es gebildet und angeeignet wurde entlang den Orten unserer Intimität und Subjektorganisation: das, was man die erlebten Räume der Biographie nennen könnte und die „auf einer direkten Ontologie“ beruhen (Bachelard 2014: 8). Am Anfang dieses Beitrags steht also die These, dass das Wissen über den Raum nicht anders als über dessen leibliche Inkorporation und der Ablagerung seiner Objektqualitäten (als poetische ‚Bilder‘ bei Bachelard) im Leiblich-Psychischen sich manifestiert und auch nur so sinnadäquat analysiert werden kann.

3. opus operatum

Als ein wohlwollendes Korrektiv zur aktuellen Semantik über den Raum erscheint uns deshalb die *Poetik des Raumes*, dessen Titel bereits eine Provokation für den zeitgenössischen und hier kritisierten Diskurs ist, da es für diesen keinen ‚Raum an sich‘, sondern nur einen durch Subjekte, Diskurse oder Strukturen ‚gemachten‘ Raum geben darf; dies wird als eine Zurückweisung eines ‚Substantialismus‘ verstanden, der seine eigentümlichen

Idiosynkrasien hervorbracht hat (s.u.). Der verpönte ‚Substantialismus‘ mag auch der Grund sein, warum Bachelard in der gegenwärtigen Raumdebatte in Soziologie, Geographie oder Ethnologie kaum zitiert wird (anders in der Literaturwissenschaft), wie ebenso seine Begrifflichkeiten wohl dazu beitragen, sich nicht mit seiner „Topophilie“ auseinanderzusetzen, die sich zum Beispiel den „Bildern des glücklichen Raumes“ widmet (Bachelard 2014: 25), und die man allesamt als Alarmbegriffe für den postmodernen Konstruktivismus bezeichnen kann. Die Debatten Bachelards und die Epistemologie der Diskurse seiner Zeit sind zwar nicht mehr die unsrigen, weswegen die mühevollen Abgrenzungen, die er gegen Rationalismus, Zeitphilosophie, Metaphysik und Psychologie vornimmt, hier nicht interessieren (vgl. ebd.: „Einleitung“). Man sollte aber fragen, was Bachelard zum heutigen Raumdiskurs beitragen kann, insbesondere im Hinblick auf zeitgenössische Strömungen wie dem *spatial turn* oder der *Wiederentdeckung des Raumes* in den Sozial- und Kulturwissenschaften.

Denn man kann an Bachelard etwas wiederfinden, was der gegenwärtige Diskurs zum Raum aus seinem Fokus verdrängt hat und auch verdrängen musste, weil seine Sichtweise zumeist auf einem spezifischen Konstruktivismus und seiner Ableger Dekonstruktion und Diskursanalyse beruht, deren Dilemmata oben angedeutet sind. Dies macht es gegenwärtig schwierig, Raum jenseits diskursiver oder semantischer ‚Konstruktionen‘ zu analysieren, ja ihn überhaupt frei von Polemik angehen zu können als ein Existierendes jenseits von Sprache und sozialer Praktiken, aber diesseits plumper Materie-Metaphern wie der vom Raum als ‚physisch-materielles Substrat‘. Dieser Diskurs verhindert den Zugang zu Raum und dem Räumlichem *überhaupt*, und muss sich deshalb auch verweigern, das Problem mit geeigneter empirischer Methodik anzugehen, da Raum für ihn letztlich nicht existiert (exemplarisch der ‚Konstruktivismus‘ in Gebhard et. al. 2006).

Lässt man sich dagegen auf Bachelard ein, dann können in seiner *Poetik* der Raum und seine Objektqualitäten als etwas Drittes erkannt werden, als etwas jenseits von Subjekt und Objekt, nämlich als ein Phänomen mit Objektqualitäten, das erst angeeignet werden muss, da man sonst als Subjekt (sozial wie materiell) nicht existieren kann. Bachelard betrachtet deshalb die Dinge als erfahrene Subjekt-Objekt-Räume, die uns einerseits in ihrer Dimensionalität gegeben, andererseits aber auch kulturell hergestellt sind – dadurch aber immer noch *gegeben* für das erfahrende Subjekt und nicht konstruiert. Er betrachtet sie in ihrer Be- wie Einhausung, die uns leiblich anrührt („Nest“, „Winkel“, „Drinne und Draußen“). Und er argumentiert damit realistischer im Hinblick auf diese Erfahrungsdimensionalitäten des Raumes, als es der zeitgenössische Konstruktivismus je könnte, weil dieser sich real existierende, gegebene Phänomene als Seiende und ihre Wirkungen stets buchstäblich vom Leib hält, aus Angst, es drohe ‚Innerlichkeit‘ oder das ‚Wesen‘ der Dinge – bzw. was man dafür hält; ein bekannter ‚weißer‘, ‚protestantischer‘ Abwehrmechanismus, der nicht nur in Form der ‚postkolonialen‘ Studien Menschen aus der gleichnamigen Peripherie als absurd und widersprüchlich erscheint (vgl. Goonewardena 2015).

Diese Verweigerung, die Komplexität der Welt als Wechselspiel von gegeben und erworben anzuerkennen, ist das spezifische Problem eines Diskurses, der seine sozialkonstruktivistischen Annahmen (alles sei ‚gesellschaftlich

hergestellt') auf alles anzuwenden bereit ist, außer auf sich selbst (Renn 2012; Dörfler/Rothfuß 2013). Es fehlt ihm also eine kritische Theorie und Dialektik seiner selbst und vor allem von den räumlichen Aspekten sozialer Welten, da diese weder ‚mit Bedeutung aufgeladen‘ (eine weitere uneingestandene substantialistische Floskel in diesem Diskurs), noch vom Menschen unbeeinflusstes ‚Substrat‘ sind, sondern nur in einer Wechselbeziehung existieren, mittels welcher sie überhaupt angeeignet werden können.

Raum als lebensweltliches Phänomen und seine angeeigneten Weisen wie Orte, Gänge, andere Subjekte, Wege oder Schubladen, Treppen und Keller bei Bachelard, bestehen deshalb aus *Erfahrungswerten von Dingen*, die nicht in (diskursiven etc.) Konstruktionen aufgehen, sondern weit über sie hinausweisen.[1] Sie werden leiblich ‚erkannt‘, also vermittelt, und hinterlassen ihre Spuren in Leib und Psyche wie in der daraus ableitbaren symbolischen Raum-Repräsentation (das große Thema Bachelards). Diese gibt es aber nicht, weil es Begriffe von ihnen gibt (wie es der hier kritisierte ‚banale‘ Konstruktivismus annimmt, vgl. Dörfler/Rothfuß 2013: 195 f.), sondern weil man unter anderem ihren räumlichen Phänomencharakter wahrnimmt, der wiederum nach Bachelard seine ‚Bilder‘ in den Phantasmagorien der Psyche produziert. Erfahrungen von materiellen *settings*, vulgo Raum, sind deshalb zunächst *als solche* wirkmächtig, nicht als diskursiv, sprachlich, zeichenhaft etc. Vermitteltes, wie es der zeitgenössische Konstruktivismus etwa in Form der „Neuen Kulturgeographie“ tut.[2] Man kann dies an der Hilflosigkeit erkennen, wie dieser etwa den von Menschen geäußerten atmosphärischen Kontext einer sozialräumlichen Lage erklärt: diese haben sich eben ihre Atmosphäre ‚konstruiert‘, aber mit konkreten räumlichen *settings* und seinen Ortsqualitäten (Texturen, Oberflächen, Dimensionen von Gebäuden oder distinkte Zeichen (Habitus, Doxa) anderer Subjekte) habe das nichts zu tun.

Als Kontrast dazu könnte Bachelard anknüpfbar sein an eine phänomenologisch beziehungsweise hermeneutisch orientierte Erforschung von (sozialen) Räumen, vor allem von Atmosphären und Ortsqualitäten, wie sie derzeit vor allem von Jürgen Hasse und anderen geleistet wird. Es drängt sich geradezu auf, Methodologien zu entwickeln bzw. bereits existierende anzuwenden, die dieses ‚Raumwissen‘ der Subjekte zutage fördern und damit die erwähnte Dialektik von erlebter und sozial inkorporierter Umwelt ins Zentrum stellen, statt sie als soziales Konstrukt zu banalisieren. Dies wiederum könnte den Dualismus von Raum als Essenz vs. Raum als Konstrukt umgehen, wie er derzeit die Diskussion zum Thema lähmt. Dazu ist es notwendig, eine kurze Rekapitulation der theoriepolitischen Konsequenzen des oben kritisierten Konstruktivismus in den hiesigen Sozialwissenschaften zu geben, um einen neuen Zugang davon abgrenzen zu können.

4. ubi venisti, Konstruktivismus?

In den Wissenschaften vom Menschen, wie sie an den Universitäten in Europa oder den USA gelehrt werden, hat sich zumindest in bestimmten Disziplinen ein Paradigma etabliert, das man als ‚vulgären Konstruktivismus‘ oder schlicht ‚Konstruktivismus in Anführungszeichen‘ bezeichnen kann (Vgl. Renn 2012: 21; Dörfler/Rothfuß 2013: 196, frühere ‚Ideologiekritik‘ daran etwa bei Eagleton 2002 oder zeitgenössisch in Zizek 2009: 92 ff). Wesentliche

Grundannahme dieser Spielart des Sozialkonstruktivismus ist es, dass ‚die Welt‘ und alle darin handlungsleitenden Strukturen ‚konstruiert‘, also mehr oder weniger willkürliche Setzungen bestimmter soziokultureller Dispositive und Epochen seien (aktuell gerade wieder erneuert in Pörksen 2015, „Einleitung“, exemplarisch für die Soziologie und Kulturwissenschaften in Reckwitz 2000). Diese postulierte Arbitrarität gelte ebenso für Geschlechteridentitäten oder andere Identität(en) der Mehrheitsgesellschaften.[3] So auch für den Raum beziehungsweise die räumlichen Aspekte menschlicher Lebenswelten. Weiterhin überrascht, dass diese Annahmen für alle Phänomene der sozialen (und bisweilen sogar materiellen) Welt gelten sollen – außer für den Konstruktivismus selbst. Er stellt sich damit als sich selbst ontologisierende Theorie dar. Zwar gerät er durch diese performativen Selbstwidersprüche und uneingelösten Geltungsansprüche seit einiger Zeit grundsätzlich in die Kritik (Renn 2012: 22, 28 f., früh bereits Dux 2000), allerdings kann seine Erklärungsschwäche für die Wirkmächtigkeiten materieller Aspekte sozialer Lebenswelten anhand seiner ‚räumlichen Spielarten‘ besonders gut herausgearbeitet werden, wie ich im Folgenden zeigen will.

Die starke Dichotomisierung des Diskurses zwischen ‚Raum als Essenz‘ vs. ‚Raum als gesellschaftlich Gemachtes‘ ist performativer Effekt einer um Aufmerksamkeit buhlenden ‚Diskursivität des Neuen‘, die in ihrer spezifischen Eigenart als identitätslogische Verortung für das postmoderne Paradigma und seine Spielarten (Poststrukturalismus etc.) gelten kann. Auffallend am Diskurs der konstruktivistischen ‚Raumkritik‘, wie er vor allem in der deutschsprachigen Humangeographie virulent ist, ist auch die manchmal sinnvolle, manchmal ritualhafte Abgrenzung von einem ‚echten‘, ‚vorab existierenden‘ Raum, der gesellschaftlich wirksam ist, also von Ansätzen, die sich tatsächlichen, materiellen, spürbaren etc. Effekten räumlicher Ordnungsstrukturen und ihrer sozial vermittelten Wirklichkeit widmen (Olfaktorisches, Haptisches, leiblich Wirkendes usw.). Diese semantische Abgrenzungsstrategie ist eine theoretisch kaum durchdeklinierte Ausflucht in ein Konzept der ‚Gemachtheit‘, der ‚Zuschreibungen‘ oder der ‚symbolischen Aufladungen‘, die Orte, Plätze und Atmosphären erhalten sollen, weil sie nicht ‚etwas‘ sein dürfen, also kausal die Erfahrungen ihrer selbst (mit-) prägen, gerade weil sie materiell, also Teil des Raumes sind. Da es in diesem Paradigma zudem kein Subjekt geben darf, das hiervon eigenständige Erfahrungen erlangt (es wurde ja bereits ‚verabschiedet‘), kann in seinem Rahmen auch nicht auf die materiellen Aspekte sozialer wie nichtsozialer Umwelten eingegangen werden; dies muss als etwas ‚Deterministisches‘ verpönt bleiben, und zwar – siehe die bereits zitierte Kritik von Renn 2012 – deshalb, weil sie keine Möglichkeit besitzt, die *konstitutionslogisch* und nicht-konstruktivistisch *vorgefundene Realität* in ihr Theorie- und Weltgebilde zu inkorporieren.

Ein ‚existenter‘ Aspekt des Raumes, also die *materielle Dimension sozialer Umwelten* selbst, wird deshalb meist reflexhaft als ‚das Andere‘ dem eigenen, angeblich ‚kritischen‘ Konstruktivismus entgegengestellt, und es wird einem solchen Denken ein ‚wesenhafter‘ Raumbezug zugeschrieben, damit man es als ‚essenzialisierend‘ brandmarken kann. Alle jene, die räumliche Aspekte der sozialen Umwelt als eigenständige Wirkmächtigkeit für das Soziale auffassen, gelten in diesem Paradigma folglich als Träger falschen oder ‚alten‘ Wissens

vom Raum und werden als Widerstand gegen ein ‚aufgeklärtes‘, soll heißen eines ‚konstruktivistischen‘ Raumverständnisses angesehen.

Der selbstproduzierte blinde Fleck ist dabei die bereits angedeutete verabschiedete Subjekttheorie, die in der populären Variante postmodernen Theoretisierens das ‚Ende des Subjekts‘ in den Mittelpunkt stellt. Das Subjekt kann in dieser Lesart als autonom erfahrendes soziales Wesen, an und in welchem sich Gesellschaft *durch diese es konstituierende Eigenlogik* gleichsam materialisiert, kaum in Erscheinung treten, weil es autonome Erfahrungen und Handlungen von Subjekten dortselbst nicht geben darf.

Aber auch wenn dies als bloß notwendige Konstruktion der Inwertsetzung dieses Diskurses aufgefasst wird (Dörfler/Rothfuß 2013: 196 ff., Wardenga 2013), so hat es in Bezug auf das Raumdenken zu einem weiteren, beachtlichen Problem geführt. Die Kritik an ontologischen Raumverständnissen kommt – wie gezeigt – nicht ohne die Konstruktion einer ‚bösen‘ Theoriebildung aus, in diesem Falle einer, die räumliche *settings* als tatsächlich existent und kausal wirkmächtig begreift. Sie dürfen lediglich als Dinge eines vom Diskurs, System etc. ‚gemachten‘ Raumes erscheinen, niemals als etwas Seiendes, das es ‚vor‘ dem System gibt oder jenseits der Signifikation.

Welches Kind hier mit dem Bade ausgeschüttet wird, ist evident: folgt man dieser Spielart des unreflektierten, weil nicht auf sich selbst angewendeten Konstruktivismus, dann ließe sich keinerlei materielle Erfahrung der Welt als Erfahrung eines existenten, räumlichen Arrangements erleben, und das ist, wie jeder bei Selbstreflexion erkennen kann, „ver-rückt“ (H. Hesse im *Steppenwolf*) und falsch, weil es die Wirkmächtigkeit der Welt leugnet, die überhaupt erst das anthropologische Sein und Werden des Menschen als leibgebundenes Kulturwesen bedingt und ermöglicht (Dux 2000, Liebermann 2013). Ohne widerständige und eigenwirkliche Welt gibt es kein Subjekt, sonst blieben zum Beispiel einzelne und unausbleibbare, ja notwendige und konstitutive Erlebnisse wie ‚kognitive Verarbeitungen‘ des Materiellen (Stolpern, dimensionales Raumdenken, Zählen usf., s. Piaget/Inhelder 1975: 518 ff., Piaget 1980) reine Luftnummern des Sinns, statt physisch-materielle Außenstände eines durch das Subjekt dabei synthetisierten Raumbezugs (denn das nächste Mal weicht man aus oder scheitert anderweitig). Demgegenüber muss an eine – im Übrigen und entgegen der banalkonstruktivistischen Annahmen – *empirisch gewonnene* Wahrheit eines historisch-kulturellen Materialismus erinnert werden, wie er beispielsweise in der Erweiterung Piagets zur Sozialtheorie vorgelegt wurde: Weder sind Welt und Gesellschaft real aufgrund arbiträrer Sprachspiele, noch Konstrukt kommunikativer bzw. diskursiver Praktiken über ‚Welt‘; die konstruktive Organisation von Welt ist nur anhand der naturalen Organisation des Menschen (und seiner Sprache) begreifbar und überzeugend herzuleiten, unter Anderem weil man mit letzterem ersteres erklären kann und nicht umgekehrt (Dux 2000, Wenzel 2000).

5. *natura non facit saltus*

Es ist fast egal, an welche Sozialtheorie dabei anknüpft wird, wenn man diese Kritik geltend macht: Freud, Piaget, Lacan, Plessner, Dux oder die Kritische

Theorie nach Adorno und Horkheimer, sie alle kennen die Dialektik zwischen Subjekt und Objekt als gesellschaftlichen Vermittlungszusammenhang. Nur der ‚Poststrukturalismus‘ leugnet dies tapfer und bemüht immer noch die lediglich sprachlich-diskursiv konstruierte und solcherart ‚gemachte‘ Welt. Da nicht abzusehen ist, ob das Erbe des kritisch-dialektischen Denkens jemals in diesen Diskurs inkorporiert werden wird, muss, um jenes zu erklären, schlicht auf Ansätze zurückgegriffen werden, die das *Raumverständnis als gesellschaftlichen Zusammenhang* bearbeiten oder zumindest Ideen zu seiner Thematisierung anbieten können. Denn eine reflexhaft und stetig wiederkehrend vorgebrachte Kritik am ‚ontologisierenden Raumverständnis‘ nimmt keine Notiz davon, was zum Beispiel die Phänomenologie von Merleau-Ponty, Bollnow, Strauss oder K.-F. Dürkheim und anderen hervorbrachte und was als Grundlage einer ‚neuen‘ Raumtheorie stehen könnte: leibliche und konkrete Raumerfahrung als Basis menschlichen Erinnerungs- und Orientierungsvermögens, als existenzieller Aspekt einer Lebensführung im anthropologischen Sinne und vor allem als Ausgangspunkt einer Theorie des Erlernens von Sinn (den sozialen ‚Bildern‘ bei Bachelard), die die Bedeutung etwa der ‚Schublade‘ aufgrund ihrer räumlichen Beschaffenheit hervorruft. Manchmal scheint es, als habe die aktuelle Raumdebatte die physische Räumlichkeit als Teil und Bestandteil *auch sozialer Praxis* sowie deren Eigenwert gänzlich aus ihrem Blickfeld verloren – oder absichtlich ausgeblendet. Dies ist nicht nur erkenntnislogisch ein Problem (denn es gibt Raum als dimensionale Ausdehnung jenseits des Subjekts, weswegen er auch angeeignet werden muss, s. Piaget/Inhelder 1975), sondern auch praktisch-empirisch: wie will man etwa erlebte Räume im Sinne von Lefebvre erforschen (*espaces vécus*), wenn es sie doch gar nicht gibt als Wirkendes mit eigenständigen Objektqualitäten? Die Phänomenologie dagegen bemerkte früh, „daß die Frage nach der räumlichen Verfassung einen grundlegenden (und bisher nicht hinreichend erkannten) Beitrag zum Gesamtverständnis des Menschen“ darstellt (Bollnow 1963: 499). Basis ist unter anderem die in diesem Diskurs gebilligte Einsicht, dass es „eine rein gnostische Wahrnehmung nicht geben kann, d.h. dass das Subjekt immer in einer erlebten Beziehung zum Sinnesgegenstand steht“ (Vilsmaier 2009: 59). So auch zum Raum bzw. seinen Manifestationen.

Ungeachtet der Tatsache, dass in einem Artikel dieser gesamte Diskurs nicht aufgearbeitet und in eine neue Theorie überführt werden kann, so soll doch an dieser Stelle deutlich werden, dass es notwendig ist, Raumerfahrung und räumliches Denken nicht lediglich als soziales Konstrukt, sondern auch als konkret an Räumlichkeit gewonnenes Denken und Fühlen aufzufassen, dessen Wirksamkeit für Subjekte und Gesellschaft gerade aufgrund der materiellen Qualitäten erfahrbar ist. Aktuelle gesellschaftlich hergestellte Aspekte *objektiv-baulicher Wirklichkeit*, wie sie derzeit diskutiert werden, etwa die Kritik an der europäischen Bau-Moderne (bereits bei Lefebvre 1978 [1962]: 140 ff.), der *spatial fix* als räumlicher Ausdruck kapitalistischer Praxis (zusammenfassend in Harvey 2001) oder die kreativen Atmosphären neuer Arbeitsverhältnisse (Florida 2004), sind nicht zu erklären, wenn sie nicht als eigenständiger *räumlicher Phänomenbereich gesellschaftlicher Wirklichkeit*, auch wenn er sozial hergestellt ist, betrachtet werden.

6. homo spatialis?

Dies liegt vor allem daran, dass Raum entweder als „Behälter“, meist als Begrenzung für darin ablaufende Interaktionen, gedacht wurde (Löw 2001), oder in den konstruktivistischen Ansätzen überhaupt nicht für wert erachtet wird, eigenständig und in seiner sozialen Konstitution erfasst, sowie in seinem Einfluss auf das soziale Erkennen konzipiert zu werden. Das aber ist umso erstaunlicher, als dass Bollnow bereits vor 50 Jahren die Wegmarken dafür ausgelegt hat:

„Man sagt in der Regel leichthin: Der Mensch befindet sich ‚im Raum‘. Diese Feststellung scheint unangreifbar klar, aber schon sie führt auf Schwierigkeiten; denn offenbar befindet sich der Mensch im Raum in anderer Weise, als sich ein Ding in einem Behälter befindet, also als etwa die Kohlen im Keller. Der Mensch verhält sich zum Raum und ist als die Mitte seines Raums auf die Dinge in seinem Raum intentional bezogen. Nach Richtung und Entfernung gliedert sich für ihn das räumliche Gefüge der Dinge. Ich spreche in diesem Sinn kurz von einem intentionalen Raum. Dieser ist in Philosophie und Psychologie ziemlich eingehend erforscht. Aber offensichtlich ist mit dem intentionalen Gefüge die Gegebenheit des Raums noch nicht hinreichend bestimmt. Es gibt in seinem Rahmen noch verschiedene Weisen, sich nicht nur zu den einzelnen Dingen im Raum, sondern auch zum Raum im ganzen zu verhalten, und Weisen, die teilweise sogar die intentionale Form der Bezogenheit sprengen. Diese verschiedenen Weisen, das Verhältnis zum Raum zu erfahren, bezeichne ich zunächst vorläufig mit dem Begriff des Raumbewußtseins oder dem des Raumgefühls. Ich verstehe darunter gewisse Gestimmtheiten, die das Verhältnis zum Raum im ganzen durchziehen und die als solche von den gefühlsmäßigen Beziehungen zu den einzelnen Dingen im Raum verschieden sind.“ (Bollnow 1963: 500 f.)

Löw hat dies in ihrer Raumsoziologie verarbeitet und in die soziologisch bislang weitreichendste Variante einer sozialen Raumtheorie überführt. Diese Theorieoperation wiederum leugnet aber eigenmächtige Raumqualitäten wie die physisch-materielle Dimensionalität räumlicher *settings* (und zwar nicht in ihrer Relationalität, sondern in ihrer ‚Absolutheit‘), die Löw durch das Konzept der etablierten Raumrelationen (zwar mit physischen Dingen, aber ohne deren eigentlichen Objektcharakter) ‚ersetzt‘ hat. Deshalb erscheint es auch bei dieser gegenwärtig einflussreichen Raumtheorie als schwierig, den Phänomencharakter im Raum anwesender Dinge und ihre phänomenologische Eigenart als wirkmächtig für die soziale Wahrnehmung und Aneignung anzuerkennen, wie es zum Beispiel Bachelard tut, wenn er über Schränke und Winkel philosophiert. Es fehlt in Löws Theorie nicht an Beispielen, wie Orte und Räumlichkeit ‚relational‘ funktionieren und durch räumliche ‚Synthese und *spacing*‘ benutzt werden (‚Klagemauer‘, ‚Schulhof‘, ‚Geist des Ortes‘), es sind diese Räume in ihrer Theorie aber lediglich sozial signifikativ und in ihrer Relation etablierte Raum-Phänomene, nicht wirksame Gegebenheiten qua ihrer eigenen materiellen Wirkung (Zäune, Winkel, die Ödnis des Schulhofes selbst etc.).

Genau darin scheint mir der Wert einer zeitgenössischen Befassung mit der *Poetik des Raumes* zu liegen: Ohne dass hier eine eigenständige sozialwissenschaftliche Theorie dazu angeboten wird, liefert Bachelard immerhin die Anschauungsformen, aus denen solches abgeleitet werden könnte. Sie können dabei durchaus im buchstäblichen Sinne verstanden werden: seine ‚Anschauungen‘ des Kellers oder des Nestes sind es, die das Verfemte des zeitgenössischen Raumdiskurses wieder ans Tageslicht bringen könnten, nämlich *die Phänomenologie von kulturellen Einhausungen räumlicher Dimension*, welche nur durch letztere ihre Erfahrungswerte freisetzen kann (Merleau-Ponty spricht in ähnlicher Weise vom „Einwohnen des Leibes in den Raum“, s. Merleau-Ponty 1966: 169).

Das Problem dabei, Bachelard heute unvoreingenommen zu lesen, ist in einer Schreibweise begründet, deren epistemologischer Stil schwierig zu vermitteln ist, weil er auf der Suche nach Wesenheiten der Raumerfahrung ist, deren Existenz nicht nur im postmodernen Denken verpönt ist; eine solche Sprache erscheint nicht mehr zeitgemäß und wirkt altmodisch. Es ist deshalb wichtig, sich von solchen Einschränkungen zu lösen, um sich dem Denken Bachelard widmen zu können und um vor allem seinen spezifischen Zugang zum Raum als erlebte Erfahrung, die sich im Unbewußten und im „Bild“^[4] manifestiert, nachvollziehen zu können. Dies ist kein einfaches Unterfangen, da der zeitgenössische Diskurs den *Leib* durch den *Körper* ersetzt hat, und dadurch leibliches Erkennen – Erkennen mit und durch die leibliche Organisation des Menschen – aus seinem Erkenntniskreis verbannt hat.^[5] Er ersetzte die phänomenologische Erkenntnis der *Erfahrung durch den Handlungsvollzug eines Subjekts* durch *Diskurse von und über Subjekte* einer Gesellschaft. Diese Diskurse würden Gesellschaftliches ‚verkörpern‘, also den Leib als ‚toten‘ Empfänger gesellschaftlicher ‚Anrufung‘ (frei nach Althusser) ansehen, statt dass Subjekte als sich Autonomie schaffende Instanzen konzipiert würden.^[6] Das Subjekt *bekam* also einen Körper, statt dass es einen Leib *hat*. Es ist daher unmöglich, mit einem derartigen ‚technisch-protestantischen‘ Körperverständnis der ‚katholischen‘ Leiberfahrung der Phänomenologie wie etwa bei Merleau-Ponty (1966) beizukommen, weswegen beide Diskurse als unvereinbar erscheinen.^[7]

Diese Differenz sei deshalb so deutlich erwähnt, da man vermutlich nur so einem Text wie dem von Bachelard gerecht werden kann (im Sinne Derridas), wenn man sich in ihm aufhält und von solchen Diskursbeschränkungen löst, in ihm denkt und in seiner Sprache etwas von der Wahrheit zu erkennen vermag, auf die er sich bezieht: außersprachliche leibliche Erfahrungen, die nicht auf Zeichen, Diskurse, Signifikanten etc. beruhen, sondern auf einem Subjekt-Leib, der erlebt, träumt und Phantasmagorien etabliert. Da allein Letzteres für den Diskurs der Postmoderne, des Poststrukturalismus etc. eine Zumutung darstellt, ist es bereits inspirierend und provokant genug, an die spezifischen Einsichten zum Wohnen als Erfahrung zu erinnern, die Bachelard in seiner *Poetik* liefert, um die blinden Flecken der aktuellen Raumdebatte auszuleuchten.

7. Bachelards *Poetik des Raumes* als Vorreiter und Korrektiv eines *body* bzw. *practice turns*?

„Der Schrank und seine Fächer, der Schreibtisch und seine Schubladen, die Truhe mit dem doppelten Boden sind wirkliche Organe des geheimen psychologischen Lebens. Ohne diese ‚Objekte‘ [...] würden unserem inneren Leben die äußeren Modelle der Innerlichkeit fehlen.“
(Bachelard 102014: 94)

Was kann nun Bachelard zur Auflösung dieser Verengung in den prominenten Theorien beitragen, die das Sinnliche und Leibliche bis auf wenige Ausnahmen quasi vollständig aus dem Wahrnehmungs- und Konstitutionszusammenhang des Räumlichen ausschließen? Sein philosophischer Werdegang kann als eine Emanzipation von intellektualistischen Philosophien bzw. ‚unleiblichen‘ Epistemologien verstanden werden, die ihm den Weg bahnte zu einer Erkenntnistheorie der räumlichen Dimension der Dinge, wie sie dem Subjekt in seinem Erleben erscheinen und analysiert werden sollten. Gegen etwa Bewusstseinsphilosophie oder (Spielarten der) Psychologie bringt er in der *Poetik* eine spezielle ‚Phänomenologie des Raumes‘ als eigenen Erfahrungs- und Erkenntniswert des Subjekts ins Spiel, der vor allem das *Haus* als Metapher für die Psyche auffasst (Keller: Latenzen, Unbewußtes; Räume/Wände: sinnliche Ordnung des Lebens; Dachboden: Heterotopie des Entdeckens/Subjektwerdens, vgl. auch Foucault *Die Heterotopien*). Er ist damit Vorläufer von Bollnows *Mensch und Raum* (Bollnow 1963), der Bachelard auch in seine Theoriebildung inkorporiert hat. Ungleich systematischer aber und klassischer in der Traditionslinie der Phänomenologie verortet, unternimmt Bollnow hier den Versuch, die soziale Welt und ihre räumlichen Sinngebungen (Wege etc.) von der konkreten sinnlichen Wahrnehmung her – je nach Bewusstseinsgrad – als „Raumgefühl“, „Raumbewußtsein“ oder etwa in frappierender Kongruenz zu Lefebvres „erlebten“ oder „gelebten“ Raum zu benennen (Bollnow 1960). Der Einfluss dieses Werks auf zeitgenössische Raumtheorien und -philosophien ist zwar offenkundig (Löw 2001: 204; Löw 2004; Böhme 1995, Hasse 2012). Gleichsam erscheint in vielen Ansätzen das Subjekt als Instanz leiblicher Erfahrung und damit als (Mit-)Konstituierendes der sozialen Welt immer weniger beachtet zu werden und analytisch wie konzeptionell in Forschungen und Theorie, etwa baulicher Umwelt oder Atmosphären, ins Hintertreffen zu geraten (eine aktuelle Ausnahme Steets 2015). Raum, das scheint mittlerweile etwas dem Subjekt Äußerliches zu sein, eine Objektivation zwar irgendwie wahrgenommener materieller Sachverhalte (bei Löw etwa menschliche und materielle Güter), aber eben kaum mittels des Leibes und von ihm her gedachte und aufgebaute Sinnstruktur der sozialen Welt, wie dies die *Poetik des Raumes* nahelegt.

Bachelard fehlt zwar die analytische Genauigkeit Bollnows und die *Poetik* kann kaum als Soziologie, sondern eher als Philosophie der räumlichen Bilder und der Wirkung von Sprache auf die Psyche gelten (zur Differenz zu Bollnow und dessen Kritik daran s. Bollnow 1967). Dennoch hilft uns Bachelards Zugang als Wegbereiter, etwas im *spatial turn* und durch den Einfluss des darin waltenden ‚banalen‘ (s. o.) konstruktivistischen Paradigmas verschütt‘ Gegangenes *wiederzufinden*, nämlich die entscheidende Einsicht,

dass alle *Erfahrung* vom Raum oder wie es heute heißt, des Räumlichen, von der Leibkonstitution als Erfahrungsträger her zu denken ist, will man sich nicht lediglich in der Metaphern- oder Diskurstheorie oder bei literarischen ‚Topologien‘ aufhalten.[8] Das gilt vor allem für die angeeigneten *Bilder* der Raumerfahrung, die er ausgiebig bespricht, denn sie können in der Phantasie nur wirken, wenn deren ‚Signifikat‘ auch vorher erlebt wurde („Schublade“).[9] Ist die Schublade für die Diskurstheorie in der Linie der älteren Foucault-Rezeption vermutlich ein perfekter Ausdruck ‚machtvoller‘ Diskursivität und disziplinierender Ordnung und Teil der ‚Zurichtung‘ des Subjekts, wird sie bei Bachelard zur Schatztruhe, zum Geheimnisträger, zum phantasmatischen Raum des Entdeckens, deren spezifische Räumlichkeit *geradezu konstituierend ist* für diese Erfahrung: würde sie nicht verbergen und Dinge durch- und übereinander werfen, es gäbe nichts mehr in ihr zu entdecken; gleiches gilt für das Haus, das für Bachelard als Prototyp der essentiell notwendigen Erfahrung von Behausung und Innerlichkeit gilt, die das Subjekt dann ‚im kleinen‘ anhand der Muschel oder der Ecke machen kann. Größer könnte der Unterscheid aber kaum sein, der hier zwischen einem phänomenologischen und einem ‚konstruktivistischen‘ Zugang zum Raum waltet,[10] der jedoch – klar erkannt – auch helfen kann, einige Diskursverengungen der Raumdebatte zu überwinden.

Bachelard lässt sich bedingt in die Reihe anderer Phänomenologen einordnen, die das leiblich gebundene Wahrnehmen, Erkennen und Erleben als elementare Voraussetzung jedweder ‚Außenerkenntnis‘ konzipierten, so noch im Frühwerk von Schütz (Schütz 1981: 92) oder bei erwähntem Merleau-Ponty, sowie Scheler oder Sartre. Positiv aufgegriffen und weiterentwickelt hat diesen phänomenologischen Leibbezug wiederum Schmitz (1998, 2007), der explizit Raumerleben als unter Anderem atmosphärische Leiberfahrung darlegt, und sich mit seiner „Neuen Phänomenologie“ gegen die in seiner Sicht ‚kognitivistische‘ Ausdeutung der neueren pragmatischen Schütz- und Husserl-Rezeption stellt (Srubar, Grathoff, Kellner u. a.). Seine Arbeiten haben vor allem Jürgen Hasse motiviert, im Sinne dieser Traditionslinie Raumerfahrungen als phänomenologisch-leibliches Problem der sozialen Welt anzugehen und anhand von Beispielerfahrungen darzulegen (Tiefgaragen, Wohnen u. v. a.), insbesondere im Hinblick auf soziale Atmosphären.

Ähnlich auf dieser Linie aufbauend arbeitet G. Böhme mit einem revidierten Atmosphärenbegriff, der uns für eine zeitgenössische ‚materielle‘ Raumtheorie helfen kann, einiges des hier kritisierten hinter uns zu lassen, dessen Zugang aber bislang kaum (M. Löw etwa erwähnt ihn, arbeitet aber nicht systematisch mit diesem Ansatz) rezipiert wurde. Ausgangspunkt könnte neben Bachelard auch Bollnows Erkenntnis sein, dass sozial/kulturell ‚konstruierter‘ Raum und physisch-materieller Ausdehnungsraum nicht als sich ausschließende Konzepte, sondern innerhalb einer notwendigen dialektischen Relation zu begreifen sind, weil das Eine nicht ohne das Andere zu haben ist (bereits bei Piaget und Inhelder (1975: 21 ff.):

„Der Raum gehört also zum Menschen wie sein Leib, und wir haben auch zu ihm das eigentümlich schwebende Verhältnis, das zwischen Haben und Sein in der Mitte steht. In einem gewissen Sinn können wir auch hier sagen: Wir sind unser Raum. Das betont Bachelard, wenn er den Dichtervers als ‚groß‘ hervorhebt: ‚Ich bin der Raum, wo ich bin.‘

Der Mensch ist Teil des Raums und insofern getragen vom großen umfassenden Raum. Der Mensch wohnt in dieser Weise im Raum.“
(Bollnow 1963: 512)

Hier kommt es vor allem darauf an, nicht den Fehler des kritisierten Raumdiskurses zu begehen, und in Bollnows „der/im Raum“ lediglich den Behälter für Anordnungen zu sehen (wie es Löw meint), sondern gerade das Wechselspiel bzw. die Dialektik, die hier waltet, zu beachten: es gibt keinen relationalen, synthetisierten, subjektiv angeeigneten Sozialraum ohne dimensionalen ‚absoluten‘ Ausdehnungsraum mitsamt seinen wahrnehmbaren Qualitäten.[11]

Es wäre deshalb das Gebot einer revidierten Raumtheorie, diese Engpässe hinter sich zu lassen und den leiblich-materiellen Aspekt, wie er vor allem in sozial-räumlichen Atmosphären erscheint und von Bachelard so eindringlich dargelegt wurde, in eine plausible Konzeption zeitgenössischer Raumkonzeption einzuarbeiten – mitsamt einer angemessenen Subjekttheorie, die das hier aufgerissene Problem der ‚Entleiblichung‘ der Sozialwissenschaften wieder zu inkorporieren vermag.[12]

Endnoten

- [1] Zu einer allgemeinen Soziologie als „erfahrungswissenschaftliche Erkenntnislehre“ s. Hahn 1994: 100 ff.
- [2] Um einem Einwand vorzubeugen, der sich hier notwendig von konstruktivistischer Warte aus bemerkbar machen würde: die Bedeutung von Schubladen kann man nicht wegen der Verweisung von Signifikaten und Signifikanten erlangen oder deren zeichenhaften Gebrauch durch Laute, die zu ‚Schublade‘ zusammengereicht werden, sondern dadurch, dass die Schublade in ihrer Räumlichkeit erfahren wird. Dies gilt nicht für die ‚symbolische Ordnung‘, die Lacan eingeführt hat, und die z.B. Normativität über Sprache (also Zeichengebrauch) zu etablieren imstande ist. Allein, über den Raum vermag diese wenig auszusagen.
- [3] interessanterweise aber nicht für die Minderheiten des Diskurses
- [4] Bachelard (2014: 90 ff.) setzt das psychisch materialisierte ‚Bild‘ als Kognition (wie man heute sagen würde) in Abgrenzung zur ‚Metapher‘ als Ding-Subjekt-Vermittler, die er für tot sowie für ein bloßes sprachliches Abstraktum ohne Erfahrungswert hält.
- [5] In radikaler Kritik daran vgl. Wacquant (2015), wo ein Wandel im Diskurs der Sozialwissenschaften beschworen wird.
- [6] Was sie jedoch bereits seit frühester Kindheit sind, wie eben Piaget und Inhelder zeigen konnten.
- [7] Als darin unentschlossene und angenehm ‚unideologische‘ Ausnahme in dieser Frage allerdings Gugutzer 2014, aber der Jargon der ‚Verkörperung‘ bleibt dennoch irreführend.
- [8] Wobei hier kritisch zu hinterfragen wäre, ob literarische Figuren (z.B. ‚das Außen‘) nicht doch nur funktionieren können, weil sie auf etwas Erlebtes verweisen – dies zumindest wäre eine Schlussfolgerung aus der Lektüre Bachelards.
- [9] Auch gegen die ‚Theorie der konzeptionellen Metapher‘ des Raumes nach J. Dünne, die Literaturwissenschaft und ihre spezifische ‚Topologie‘.
- [10] Selbstverständlich hat auch die soziologische Phänomenologie eine ‚konstruktivistische Ausdeutung‘ und einen deutlichen Körperbezug (s. vor allem Berger/Luckmann und Schütz), gleichwohl unterscheidet sie sich deutlich vom arbiträren Konstruktivismus, der hier kritisiert wird.
- [11] Übersehen oder besser übergehen konnte dies Löw nur, weil ihre Piaget-Rezeption dürftig und ‚zurichtend‘ ist (Löw 2001: 74 ff.).
- [12] Und zwar jenseits der Ausrufung wie der Schwierigkeiten einer Etablierung einer ‚Körpersoziologie‘ mitsamt eines *body turns* (Gugutzer 2007: 11 f.).

Autor_innen

Thomas Dörfler ist sozialwissenschaftlicher Stadtforscher. Seine Schwerpunkte sind Soziologie, Humangeographie, Cultural Studies, Raumwissenschaften und Methoden.
thomas.doerfler@rub.de

Literatur

- Bachelard, Gaston (2014 [1957]): *Poetik des Raumes*. Übersetzt von Kurt Leonhard. 10. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch-Verlag.
- Böhme, Gernot (1995): *Atmosphäre. Essays zur neuen Ästhetik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 1995
- Bollnow, Otto Friedrich (1960): *Der erlebte Raum*. In: *Universitas*, 15/8, 397-412
- Bollnow, Otto Friedrich (1963): *Mensch und Raum*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Derrida, Jacques (1997a [1967]): *Die Struktur, das Zeichen und das Spiel im Diskurs der Wissenschaften vom Menschen*. In: Ders., *Die Schrift und die Differenz*. 7. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 422-442.
- Dörfler, Thomas / Rothfuß, Eberhard (2013): *Postkonstruktivismus - Jenseits von Postmoderne und Cultural Turn*. In: *Berichte / Deutsche Akademie für Landeskunde*, 87/2, 195 - 203
- Dux, Günter (1982): *Die Logik der Weltbilder*. Frankfurt/Main: Suhrkamp
- Dux, Günter (2000): *Historisch-genetische Theorie der Kultur*. Weilerswist: Velbrück
- Eagleton, Terry (2002): *Culturalism or Materialism?*. In: Thomas Dörfler / Claudia Globisch (Hg.): *Postmodern Practices. Beiträge zu einer vergehenden Epoche*. Münster LIT, 23-32
- Florida, Richard (2004): *Cities and the Creative Class*. New York: Routledge 2004
- Gebhard, Hans / Glaser, Rüdiger / Radtke, Ulrich / Reuber, Paul (Hg.) (2007): *Geographie: Physische Geographie und Humangeographie*. Heidelberg: Spektrum
- Goonewardena, Kanishka (2015): *Vom Antikolonialismus zu globalen Gebeten ohne Marx. Über die Ungewöhnlichkeit der sogenannten Postkolonialisierung*. In: *sub\urban* 3/1, 103-110
- Gugutzer, Robert (Hg.) (2007): *Body Turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*. Bielefeld: transcript
- Gugutzer, Robert (2014): *Verkörperungen des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen*. Bielefeld: transcript
- Hahn, Achim (1994): *Erfahrung und Begriff. Zur Konzeption einer Erfahrungswissenschaft als Beispielhermeneutik*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Harvey, David (2001): *Globalization and the ‚Spatial Fix‘*. In: *Geographische Revue* 2/2, 23-30
- Hasse, Jürgen (2012): *Atmosphären im Raum der Stadt. Raumerleben diesseits der Dinge*. In: *Ausdruck und Gebrauch* 11, 84-107
- Lieberman, Daniel E. (2013), *The Story of the Human Body: Evolution, Health, and Disease*. New York: Pantheon.
- Lefebvre, Henri (1978 [fr. 1962]): *Einführung in die Modernität*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Löw, Martina (2004): *Raum – Die topologischen Dimensionen der Kultur*. In: Friedrich Jaeger / Burkhard Liebsch (Hg.): *Handbuch der Kulturwissenschaften*, Bd. 1, Grundlagen und Schlüsselbegriffe. Stuttgart: Metzler, 46-59.
- Piaget, Jean (1981): *Das Weltbild des Kindes*. Stuttgart: Klett.
- Piaget, Jean / Inhelder, Bärbel (1975): *Die Entwicklung des räumlichen Denkens beim Kinde*. In: Ders., *Gesammelte Werke* 6, Studienausgabe. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Pörksen, Bernhard (2015): *Schlüsselwerke des Konstruktivismus*, Wiesbaden: Springer VS.
- Reckwitz, Andreas (2000): *Die Transformationen der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*. Velbrück: Weilerswist.

- Renn, Joachim (2012): Eine rekonstruktive Dekonstruktion des Konstruktivismus. In: Joachim Renn / Christoph Ernst / Peter Isenböck (Hg.): Konstruktion und Geltung. Wiesbaden: Springer VS, 19-42.
- Schütz, Alfred (1981): Theorie der Lebensformen. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Schmitz, Hermann (1998): System der Philosophie. Der Leib - Band II/1. Bonn: Bouvier.
- Schmitz, Hermann (2007): Der Leib, der Raum und die Gefühle. Bielefeld: Aisthesis.
- Steets, Silke (2015): Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt. Berlin: Suhrkamp.
- Vilsmaier, Ulrike (2009): ÜberRäumlichkeit. Ein Beitrag zur anthropologischen Konstitution von Raum, unv. Diss.
- Wacquant, Loïc (2015): For a Sociology of Flesh and Blood In: Qualitative Sociology 38/1, 1-11
- Wardenga, Ute (2013): Writing the history of geography: what we have learnt – and where to go next. In: Geographica Helvetica 68/1, 27-35
- Wenzel, Ulrich (2000): Vom Ursprung zum Prozeß. Weilerswist: Velbrück.
- Žižek, Slavoj (2009): Auf verlorenem Posten. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Debatte

2015, Band 3, Heft 2
Seiten 109-124
zeitschrift-suburban.de

Gaston Bachelard
,Poetik des Raumes'

Kommentare von:
Stephan Günzel
Thomas Dörfler
Jan Hutta

Replik von:
Julia Weber

Andere Geborgenheiten: Topophilie jenseits des Authentizitätsdiskurses

Ein Beitrag zur Debatte um Gaston Bachelards *Poetik des Raumes*

Jan S. Hutta

Gaston Bachelard geht in seiner *Poetik des Raumes* der „Topophilie“, der Erfahrung „geliebte[r] Räume“, nach (S. 25).[1] Diese Erfahrung verortet er insbesondere in bergenden Räumen wie Häusern, Nestern und Winkeln oder allgemeiner in Räumlichkeiten des „Runden“. Anhand zahlreicher Gedichte arbeitet er heraus, wie solche Räume Imaginationen oder „Träumereien“ von Zuflucht und Intimität, aber auch von dialektischen Verhältnissen zwischen Innen und Außen oder von Unermesslichkeit und existentiell In-der-Welt-Sein befördern. Mich interessieren hier besonders die vielfältigen Dynamiken zwischen Formen des Sich-Einnistens einerseits und Räumlichkeiten des Bergenden und Intimitätsspendenden andererseits. Denn hier geraten gefühlsmäßig intensive Formen subjekt-räumlicher Relationalität in den Blick, deren Analyse mir in geografischen, soziologischen, anthropologischen oder psychologischen Arbeiten nach wie vor unterbelichtet scheint – die aber gerade auch von politischer Relevanz sind. Bei der Herausbildung machtvoller Raumbezüge spielen ja nicht nur die häufig betrachteten Angsträume und darauf bezogene Sicherheitsdispositive eine Rolle, die zuallererst präventiv – und negativ – auf Gefahrenabwehr gerichtet sind. Auch die positiven ‚Werte‘ in Bachelards Sinne – ich spreche von ‚Intensitäten‘ – sind konstitutiv für Verhältnisse von Subjekt und Raum. In der deutschen Sprache verweist besonders das Konzept der Geborgenheit auf diese positiven Intensitäten.

Denken wir an so unterschiedliche Geborgenheitsbilder wie die freundschaftliche Umarmung, die bergende Hand des christlichen Gottes, das biedermeierliche Idyll, das mütterliche Stillen, den bewohnten Pappkarton unter einer städtischen Brücke oder das Dampfbad einer Schwulensauna, so wird deutlich, auf welcher vielfältigen Weise Relationalitäten der Geborgenheit subjekt-räumliche Verhältnisse prägen. Denn diese Relationen sind – oft auf ambivalente und paradoxe Art und Weise – konstitutiv für hegemoniale und minoritäre, moralische und erotische Konstellationen. Auch hinsichtlich feministischer Debatten rund um Sorgearbeit und *care* oder, wie wir sehen werden, postkolonialer und ökologischer Diskussionen zu Verhältnissen kolonialer und kolonisierter Subjekte kann eine Untersuchung konkreter Praxen der Geborgenheit neue Aufschlüsse geben. Dabei geraten selbst

Beziehungen menschlicher und nicht-menschlicher Akteur_innen in den Blick. Bei solchen Betrachtungen geht es immer auch um die Frage, welche politischen Projekte und Formen der Handlungsfähigkeit durch bestimmte Geborgenheitsverhältnisse befördert oder behindert werden.

Von einem solchen Zugang zur Topophilie ist Bachelards *Poetik* freilich weit entfernt. Und doch kann ihr analytisches Instrumentarium ihm Impulse verleihen. Dafür ist zunächst eine Demontage ihrer begrifflichen Komponenten notwendig. In diesem Kommentar möchte ich insbesondere die humanistisch-essentialistische ‚Linse‘ von Bachelards begrifflicher Apparatur demontieren, um Begriffe wie ‚Topophilie‘ und ‚Topo-Analyse‘ zu neuer Geltung zu bringen. Im Anschluss werde ich mit Bezug auf Walter Benjamin, Donna Haraway und die Künstlerin Patricia Piccinini Möglichkeiten eines anderen Blicks auf Geborgenheit aufzeigen.

1. Der topophile Blick

Wir können uns die *Poetik* als Sehinstrument in Form eines Mikroskops vorstellen, das den topophilen Blick zugleich schärft, intensiviert, rahmt und tönt. Der thematische Fokus der *Poetik* liegt auf der Topophilie. Trotz ihres unmittelbar gefühlsmäßigen Charakters bestimmt sich die Topophilie für Bachelard weniger über das Affektive denn über die „Werte der Intimität“ (S. 39). Diese Werte werden indes nur soweit bestimmt, als dass sie etwas mit Innerlichkeit und positiver Anziehung zu tun haben: „Alle Räume der Intimität sind durch eine Anziehung gekennzeichnet.“ (S. 38) Der Blick wird also zunächst auf Werte der Intimität fokussiert und derart topophil geschärft. Die Imagination stellt in Bachelards Mikroskop das der dichterischen Welt zugewandte Objektiv dar, das „Vergrößerungsglas der Phantasie“ (S. 122). Diese Sammellinse intensiviert die topophilen Bilder, die in den Fokus geraten. Über die „Topo-Analyse“ (S. 35) sind Fokus und Objektiv in eine raumbezogene Methodologie als Gehäuse des begrifflichen Apparats eingefasst, das den topophilen Blick rahmt. Das Räumliche erhält hier den Primat gegenüber einer *Psycho*-Analyse, mit der sich Bachelard in beständigem Dialog befindet. Die gesamte Apparatur ist jedoch auf das Okular zugeschnitten, das direkt vor dem analytischen Auge sitzt. Dieses Okular ist die Streulinse der humanistischen Ontologie, die dem in der dichterischen Welt gesammelten Topophilen eine essentialistisch-universalistische Tönung verleiht.

Bachelards Mikroskop besteht demnach aus Fokuseinstellung (Topophilie), Gehäuse (Topo-Analyse), Objektiv (Imagination) und Okular (humanistische Ontologie). Fokussierung topophiler Intensitäten – poetisch-imaginäre Intensivierung – topo-analytische Rahmung – humanistische Tönung, derart wird der Blick der *Poetik* geführt. Für eine gewinnbringende Rezeption, so meine ich, müssen wir zuallererst ihr humanistisches Okular demontieren. Das Element des Bachelard'schen Mikroskops, das am dichtesten am analytischen Auge sitzt, ist nämlich zugleich das am stärksten vernebelte. Es wäre zu ersetzen durch eines, das zwar die Komplexitäten und Singularitäten der vielfältigen in der *Poetik* erblickten topophilen Intensitäten wahrt, sie zugleich aber in ihrem gesellschaftlichen Kontext sichtbar macht. Die weiteren begrifflichen Komponenten können dann zu neuer Geltung kommen. Dabei interessieren mich neben der topophilen Fokussierung insbesondere

die methodologischen Implikationen einer poetischen Intensivierung im Zusammenspiel mit ihrer topo-analytischen Rahmung. Inwiefern der Eingriff in Bachelards ontologische Perspektivierung oder ‚Tönung‘ jedoch auch eine Veränderung der übrigen begrifflichen Komponenten erfordert, und welche ‚anderen Geborgenheiten‘ in den Blick geraten können, soll nach einer Demontage des essentialisierenden Okulars erörtert werden.

2. Authentizitätsdiskurse von Topophilie bis *place*

Bachelards Ontologie kommt in einem essentialisierenden Gestus daher, wie wir ihn auch bei einem Abraham Maslow, einem Otto Friedrich Bollnow oder in Teilen der humanistisch-geografischen *place*-Debatte finden. Bilden für Freud, Adorno oder den Existentialismus auf je unterschiedliche Weise Negativität, Mangel und Angst den Urgrund menschlichen Daseins, so lässt Bachelard das ontologische Pendel in die entgegengesetzte Richtung ausschlagen, indem er das ‚Wohlsein‘ an den Beginn des Lebens setzt. Noch bevor Jacques Lacan (2010, orig. 1963) die existentielle Verbindung von menschlicher Geburt und angstvollem Schrei beschwört, notiert Bachelard topophil: „Das Leben beginnt für den Menschen mit einem guten Schlaf, und alle Eier in den Nestern werden gut gebrütet.“ (S. 115) Erst kurz zuvor hatte Theodor W. Adorno (1951) im Entwurf seiner ‚traurigen Wissenschaft‘ an Hegels ‚absolute Zerrissenheit‘ erinnert, in der sich der Geist selbst finde. In gewisser Weise liefert die *Poetik* ein hilfreiches Korrektiv negativitäts- und angstfixierter Ansätze, sucht sie doch eine neue Dialektik von Furcht und Neugier (S. 121) des Draußen und des Drinnen (Kapitel IX) in Gang zu bringen. Aber ist für einen neuen Fokus auf „espaces aimés“ und „louangés“, auf „geliebte“ und „gepriesene Räume“ (S. 2/25), [2] eine ontologische Be-Gründung überhaupt notwendig oder sinnvoll? Reiht sich eine solche Ontologisierung – ob nun negativistisch oder topophil – nicht in die Authentizitätsdiskurse ein, wie sie etwa von Martin Luther über Martin Heidegger bis zu den Humanist_innen der 1970er Jahre zum Ausdruck kommen?

Zunächst ist festzuhalten, dass sich in der phänomenologisch angelegten *Poetik* durchaus auch der postfundamentalistische Erkenntnistheoretiker Bachelard zu Wort meldet, dessen Schüler die Authentizitätsdiskursen un-verdächtigen Georges Canguilhem und Louis Althusser waren: „Eine Philosophie der Poesie kann überhaupt keine Basis in allgemeinen Zuordnungen haben. Der Begriff Prinzip, der Begriff Basis – hier wären sie vernichtend.“ (S. 7) Wie im folgenden Abschnitt gezeigt wird, erscheinen poetische Bilder für Bachelard in der Tat weder aufgrund onto- oder phylogenetischer noch psychologischer oder diskursiver Determination. Es geht ihm stets um „die wesenhafte Aktualität, die wesenhafte Neuheit des Gedichtes“ (ebd.). Wohl aber erwecken diese aktuellen Bilder für ihn tief im menschlichen Wesen schlummernde Urbilder oder -funktionen aus unvordenklichen Zeiten. Und genau diese Suche nach der archetypischen „Urfunktion des Wohnens“ (S. 31) führt nolens volens die universalistische Ontologie allgemeiner Grundprinzipien wieder ein – und setzt sie dem Phänomenologen, quasi als Okular, direkt vors Auge: „In jeder Wohnung, sogar im Schoß, die Muschel des Anbeginns zu finden, das ist die erste Aufgabe des Phänomenologen.“ (Ebd.)

Die humangeografische Diskussion rund um *space* und *place* bringt die Problematik eines solchen Authentizitätsdiskurses zum Ausdruck. Mit der Betonung von *place* als bedeutungsvollem Ort und Gegenpol zum abstrakt-topografischen Raum wollten humanistische Geograf_innen der 1970er und 80er Jahre die quantitativ-positivistische Ausrichtung ihrer Disziplin überwinden (Cresswell 2009: 171). Dazu griffen sie auch auf Heideggers existentielle Verknüpfung von ‚Wohnen‘ und ‚Dasein‘ zurück. Bis heute prägt der *space/place*-Gegensatz viele geografische Narrative. Eine besonders deutliche Verbindung der *place*-Literatur zu Bachelard verläuft über Yi-fu Tuans Monografien *Topophilia* (1974) und *Space and Place* (1977). In seiner eklektischen Zusammenschau psychologischer, anthropologischer und geografischer Ansätze nimmt Tuan auch explizit auf die *Poetik* Bezug, kündigt diese doch bereits die Programmatik einer *place-space*-Differenzierung an: „Der von der Einbildungskraft erfaßte Raum kann nicht der indifferente Raum bleiben, der den Messungen und Überlegungen des Geometers unterworfen ist. Er wird erlebt.“ (*Poetik*, S. 25) Ähnlich wie Bachelard entwirft Tuan dieses Erleben als ein in seiner authentisch-topophilen Urform intimes, Erinnerungen akkumulierendes, dauerhaft wohnendes. Der sich hier ausdrückende humanistische Gestus zielt bei Autor_innen wie Tuan auf die Bewahrung des Menschen vor seiner zunehmenden Entfremdung im Kontext technokratischer Zweckrationalität, kapitalistischer Konsumorientierung und globaler Mobilität ab. Dabei erscheint der bedeutungsvolle Ort zugleich als umgrenzter Lokus dauerhafter Verwurzelung, der durch äußere Veränderung bedroht wird.

Es sind genau diese ontologischen Bestimmungen einer auf Sesshaftigkeit beharrenden, „sedentaristischen Metaphysik“ (Cresswell 2009: 176), die in der Folge von marxistischen, feministischen und poststrukturalistischen Autor_innen infrage gestellt wurden.[3] So kritisierte David Harvey (1993) die fehlende gesellschaftliche Kontextualisierung des Lokalen und verwies auf dessen reaktionäre Mobilisierung im Kontext von *gated communities* und nationalistischen Bewegungen. Gillian Rose (1993) hob die unterdrückerische Rolle hervor, die gerade das Heim in patriarchalischen Kontexten spielen kann. Diese Kritiken treffen auch die *Poetik*, in der Haus und Hütte topophile Orte ontologischer Verwurzelung sind: „Es muß davon gesprochen werden, [...] wie wir uns Tag für Tag in einen ‚Winkel der Welt‘ verwurzeln.“ (S. 31) Ähnlich wie bei Tuan ist das entwurzelte Haus der Großstadt – dem Bachelard in einem raren Moment stadtgesellschaftlicher Reflexion in seinem eigenen Pariser Wohnviertel begegnet – allein durch Mangel gekennzeichnet: „Dem Fehlen der intimen Werte des Vertikalismus muß das Fehlen des kosmischen Bezugs im Großstadthaus hinzugefügt werden.“ (S. 52)

Durch eine solche ontologische Linse betrachtet – das haben kritische Geograf_innen und insbesondere Anthropolog_innen wie Nina Glick Schiller ausführlich diskutiert (Basch et al. 1994, Glick Schiller 2010) – müssen gerade gesellschaftliche Prozesse wie Migration, Transnationalität und Hybridisierung als existentielle Entwurzelung aufseiten der Migrant_innen und Bedrohung aufseiten der harmonisch imaginierten autochthonen Gemeinschaft erscheinen. Zwar gibt Bachelard auch der Mobilität, dem Gehen und dem Weg einen Wert, doch hat dieser eher eine abgeleitete, zweitrangige Bedeutung (S. 37 f.). Nicht nur räumlich handelt es sich zuallererst um den

Spaziergang aus der Wohnung in die Wohnung, auch ontologisch wird der Weg in Verbindung gebracht mit einer Extraversion, die nicht „das gleiche seelische Gewicht“ wie die Innerlichkeit der Intimitätsräume habe (S. 38). Die Intimität von Haus und Winkel verbindet sich auf diese Weise ontologisch mit der subjektiven Innerlichkeit, mit dem dichterischen Bild als „direkte[m] Erzeugnis des Herzens, der Seele, des Menschen“ (S. 9). Und die Seele des Menschen mit ihrem „innere[n] Licht“ (S. 11) formt seine humanistische Essenz. Michel Foucault (1992) hat daher Recht, wenn er bemerkt, dass Bachelard und die Phänomenologien seiner Zeit „den Raum des Innen“ thematisierten, der wenig mit dem heterogenen „Raum, in dem wir leben“ zu tun hat (S. 38, siehe auch Löw 2001: 21 f.). Ganz explizit fordert Bachelard gar: „Um unser Sein in der Rangordnung einer Ontologie zu analysieren, [...] müssen wir [...] unsere großen Erinnerungen *entgesellschaften* [désocialiser] und uns auf die Ebene der Träumereien erheben [...]“ (S. 35, Herv. im Orig.) Hier zeigt sich, dass das topophile ‚Objektiv‘ der *Poetik* tatsächlich weniger der Welt an sich zugewandt ist, als einer Innerlichkeit, die – wie wir gesehen haben – auf ontologischer Verwurzelung im Eigenen gründet. Im Gestus eines universalisierenden und anthropozentrischen Humanismus erblickt Bachelard im Nachgehen poetischer Topophilie-Bilder denn auch nichts Geringeres als die Möglichkeit der Geburt eines neuen Seins: „Dieses neue Sein ist der glückliche Mensch.“ (S. 19)

So bildet die essentialistisch-humanistische Bestimmung den ontologischen Ausgangspunkt für die Topo-Analyse – in einer Art und Weise, die den *place*-Ansätzen durchaus ähnelt. Auch wenn sich deren Vertreter_innen weniger auf Tropen der Innerlichkeit konzentrierten, so wurden (und werden?) sie doch geleitet von einer ähnlichen Suche nach Authentizität. Bei Tuan äußert sich diese Suche etwa, wenn er intime Orte gleichsetzt mit „occasions when human beings truly connect“ (1977: 141). Damit bringt die *Poetik* eine bis heute aktuelle Tendenz gerade humanistischer und erfahrungsbezogener Diskurse rund um Raum zum Ausdruck. Haftet nicht geografischen Theorien, die etwa menschliches Handeln oder alltägliche Erfahrung fokussieren, teils weiterhin der Geschmack einer Suche nach ontologischer Authentizität an? Deutlich wird die essentialisierende Tendenz auch in Beschäftigungen mit positivem Raumerleben. So stoßen wir sowohl in wissenschaftlichen als auch in stadt- oder wirtschaftspolitischen Debatten zum ‚subjektiven Sicherheitsempfinden‘ wiederholt auf die universalistisch angelegte Bedürfnispyramide des Humanisten Abraham Maslow (z. B. Berg et al. 2006: 9, siehe dazu Hutta 2009). Noch deutlicher wird diese Tendenz in den wenigen Arbeiten, die sich, auch im Anschluss an Bollnow (1968; 1972), explizit des Themas der Geborgenheit annehmen, wie später umrissen wird. Diesen Ontologisierungen ist gemein, dass sie zugleich *zu* historisch und *nicht* historisch *genug* sind: Sie reifizieren Historisches, während sie ihre eigene Geschichtlichkeit negieren.

Wenn Werke wie die *Poetik* dennoch interessant für kritische Stadt- und Raumforschungen sind, so liegt das an ihren weiterhin aktuellen thematischen und methodologischen Aspekten. Eine Demontage von Bachelards ontologischem Okular erfordert jedoch auch Arbeit an den weiteren Komponenten seiner begrifflichen Apparatur. Bevor ich auf den topophilen ‚Fokus‘ mit seinen Geborgenheitsbildern zu sprechen komme, möchte ich noch

einmal das poetische ‚Objektiv‘ sowie das methodologische ‚Gehäuse‘, die Topo-Analyse, auseinandernehmen. Während diese Komponenten nämlich einerseits auf die Figur des authentischen Ursprungs zugeschnitten sind, liefern sie andererseits provokante Impulse für eine Beschäftigung mit Verhältnissen von Subjekt und Raum.

3. Die Autonomie poetischer Raum-Bilder

Mit seinem Konzept der Topo-Analyse entwirft Bachelard einen methodischen Ansatz zur Erforschung der Konstitution von Verhältnissen zwischen Subjekt und Raum oder, genauer, der Konstitution von Subjektivität-im-Raum. Anders als in vielen anderen phänomenologischen Ansätzen ist die Topo-Analyse dabei nicht auf scheinbar unmittelbares räumliches Erleben ausgerichtet. Stattdessen bezieht sie sich auf poetische Bilder, die in der Interaktion von Subjekt und Raum entstehen und räumliche Erfahrung intensivieren oder zuallererst konstituieren. Seine erfahrungsgenerierende Kraft erhält das poetische Bild, so Bachelards zentrale These, indem es „sich in sich selbst erfüllt“, „s’accomplit en elle-même“ (S. 159/144). Wie ich im Folgenden zeigen möchte, enthält diese Bestimmung einen provokanten methodologischen Impuls, der Beschäftigungen sowohl mit räumlicher Erfahrung als auch mit Diskursanalyse und semiotischen Verfahren inspirieren kann – einen Wechsel der ontologischen Linse vorausgesetzt.

In den poetischen Bildern der Topo-Analyse geht es nicht um unmittelbare Raumerfahrung im Sinne einer auf Sinneswahrnehmung beruhenden mentalen Repräsentation der dinglichen Welt: „[M]an verlangt von einem Gedichtleser, ein Bild nicht wie ein Objekt anzusehen, noch weniger als Stellvertretung eines Objekts, sondern seine spezifische Realität zu erfassen.“ (S. 10) Doch diese „spezifische Realität“ des Bildes ist ebenso wenig direkt diskursiv: „Das dichterische Bild [...] ist immer ein wenig über der bedeutungsgebundenen Sprache.“ (S. 17) Wenn das poetische Bild also weder Diskurs noch mentale Repräsentation der dinglichen Welt ist, was ist es dann, und wie kann es sich ‚in sich selbst erfüllen‘? Bachelard betont den Prozess der dichterischen Schöpfung, im Zuge dessen „ein neues Sein in unserer Sprache“ entsteht, das zugleich subjektivitätskonstituierend ist:

„Es wird ein neues Sein in unserer Sprache, es drückt uns aus, indem es uns zu dem macht, was es ausdrückt, anders gesagt[,] es ist zugleich das Werden eines Ausdrucks und ein Werden unseres Seins. Hier schafft der Ausdruck ein Sein.“ (S. 14)

Das poetische Bild ist somit weder Repräsentation des Raumes noch Diskurs, sondern Triebkraft der generativen Phase, in der sich Raum und Subjektivität wechselseitig hervorbringen. Der Dualismus von Subjekt und Objekt wird dabei permanent durchkreuzt: „Auf der Ebene des dichterischen Bildes wird die Dualität von Subjekt und Objekt in schillernden Spiegelungen gebrochen und unaufhörlich in ihren Umkehrungen wirksam.“ (S. 11) Ihre generative Kraft erhalten solche Bilder insbesondere durch ihre Erfahrung ‚erneuernde‘ Singularität: „Nur ein poetisches Detail, und schon stellt uns die Einbildungskraft vor eine neue Welt.“ (S. 143)

Damit nimmt Bachelards topo-analytische Methodologie einige (unge löste) Fragen aktueller ‚nicht-repräsentationaler‘ Ansätze vorweg. So erinnert die Formulierung des sich in sich selbst erfüllenden Bildes und des ‚Werden[s] eines Ausdrucks‘ etwa an Brian Massumi (2002) Postulat einer ‚Autonomie des Ausdrucks‘ im Anschluss an Gilles Deleuze und Félix Guattari. Wie Massumi charakterisiert Bachelard das emergente Ausdrucksgeschehen als ‚ereignishaft‘, ‚flüchtig‘ und ‚singulär‘ (S. 9, 17; vgl. Massumi 2002: XXXI). Genau diese Ereignishaftigkeit entzieht das poetische Bild seiner diskursiven oder subjektiven Determination und öffnet damit ein innovatives methodologisches Feld, wobei zugleich die Dynamik poetischer Schöpfung mehr Geltung bekommt als etwa bei Massumi. Wenn Bachelard wie oben beschrieben fordert, wir müssten „unsere großen Erinnerungen *entgesellschaften* [désocialiser]“, dann meint er daher, umgekehrt formuliert, wir könnten unsere Erfahrung nicht auf bestimmte soziale oder subjektive Determinierungsmechanismen reduzieren. Indem seine Analyse den Blick von diesen Mechanismen – die er jedoch allzu eilig an das ‚Psycho‘ der Psychoanalyse knüpft – hin zu ‚*topos*‘, der Frage von Ort und Raum, verschiebt, möchte sie der konstitutiven Rolle Rechnung tragen, die der Raum selbst hinsichtlich Erfahrung und Subjektivität spielt. Dabei verfällt sie jedoch keinem schlichten räumlichen Determinismus.

Das Bild, auf das sich die topo-analytische Apparatur richtet, ist also ebenso wenig Repräsentant eines verdrängten Objekts wie Ausdruck einer Diskursformation oder Abbild der sinnlich wahrgenommenen Umwelt. Vielmehr entsteht es durch die poetische Intensivierung räumlicher ‚Werte‘ oder, weniger essentialistisch: Intensitäten. Damit ist es räumlich aber zugleich Resultat eines kreativen und dynamischen, mit Sprache und Subjektivität notwendig verzahnten, Prozesses. Das Bild beginnt, in Bachelards Formulierung, „die Sprache des Raumes“ zu sprechen. Doch handelt es sich hier nicht um den messbaren, euklidischen Raum, sondern um den durch ebendiese Intensitäten konstituierten:

„Das Bild läßt sich nicht messen. Wenn es die Sprache des Raumes spricht, wechselt es doch immerfort die Größe. Der geringste Wert dehnt es aus, erhebt es, vervielfacht es. Und der Träumer [*rêveur*] nimmt die Seinsform seines Bildes an. Er saugt den ganzen Raum seines Bildes in sich auf.“ (S. 177)

Wir befinden uns hier am springenden Punkt der Topo-Analyse. Die Formulierung einer (mit Massumi gesprochen) ‚autonomen‘ Seinsform des Bildes, die die Subjektivität des dichtenden ‚Träumers‘ neu konstituiert, kann Anregungen gerade für Ansätze liefern, die das affektive, ‚mehr-als-repräsentationale‘ Geschehen in den Blick nehmen möchten. Während sprachliche und bildliche Ausdrücke in traditionellen Methodologien hinsichtlich ihrer Bedeutungen oder diskursiven Regelmäßigkeiten beleuchtet werden, setzt die Topo-Analyse an den prozesshaft sich im Ausdruck kristallisierenden räumlichen Intensitäten an. Dieser Ausdruck, der „immer ein wenig über [oder unter?] der bedeutungsgebundenen Sprache“ liegt, ist gerade nicht auf bedeutungshafte oder diskursive Formationen reduzierbar. Er ist essentiell räumlich beziehungsweise Produkt einer subjekt-räumlichen Beziehung. Zugleich – und hier stellen sich neue Herausforderungen für Ansätze des

jüngsten *turn to affect* – geht die Topo-Analyse aber dezidiert sprachlichen, poetischen Ausdrucksformen und ihrer erfahrungsgenerierenden Funktion nach.[4] Zudem, und auch dies hat provokante Implikationen, setzt eine auf erfahrungsgenerierende Intensitäten fokussierende Methodologie eine gewisse Anteilnahme oder Affizierbarkeit des analysierenden Subjekts voraus, wie im letzten Abschnitt hervorgehoben wird.

Nimmt die Topo-Analyse so die wechselseitige Konstitution von Subjekt und Raum in den Blick, orientiert sie sich zugleich an ihrer ontologischen Begründung. Denn der provokante methodologische Impuls des generativen Bildes und des dadurch ermöglichten Fokus auf Subjektivität-im-Raum ist vermittelt mit dem oben diskutierten essentialistisch getönten Raumbegriff. Wenn das Bild „die Sprache des Raumes“ spricht, so handelt es sich um den subjektive Innerlichkeit ausdrückenden Raum mit seinen ‚Intimitätswerten‘, nicht um den heterogenen „Raum, in dem wir leben“ (Foucault).[5] Damit wird das poetische Bild scheinbar zum Ausdruck eines universellen menschlichen Daseins: „Vor jedem Bild müßte, wie die Metaphysiker sagen, unser Dasein [*étra-lá*] neu bestimmt werden [...]“ (S. 177, Übers. verändert) Im Okular des humanistischen Essentialismus verschwinden sowohl die spezifischen Subjektpositionen dieses Daseins – die betrachteten Gedichte stammen fast ausschließlich von weißen europäischen Männern des 19. und 20. Jahrhunderts – als auch die historischen Spezifitäten der so begründeten räumlichen Werte. Um den methodologischen Impuls der Topo-Analyse daher zur Geltung zu bringen, wäre Bachelards ontologische Linse durch eine zu ersetzen, die die subjektkonstituierenden räumlichen Intensitäten in ihrer weltlichen Heterogenität sichtbar macht.

Anregungen für eine andere ontologische ‚Linse‘, die einen weltlichen, nicht-essentialistischen Zugang zu Bildern als generativer Phase von Subjektivität-im-Raum ermöglicht, gibt neben Deleuze (etwa die Texte zum Bild im Kino), und besser als etwa Massumi, insbesondere die Arbeit Walter Benjamins. Dessen ‚dialektische Bilder‘, um die sich das *Passagen-Werk* (1982) oder seine *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert* (1979) drehen, sind nämlich ähnlich flüchtig, singulär und erfahrungskonstituierend. Benjamins Blick fürs Detail wurde daher ebenfalls als mikroskopisch bezeichnet (Buck-Morss 1977: 74). Und wie bei Bachelard tragen seine dialektischen Bilder die räumlichen Intensitäten unvordenklicher Zeiten in sich, die in ihrem Gewähr-Werden einen neuen Bezug zur Wirklichkeit ermöglichen (siehe dazu Buck-Morss 1989). Gleichwohl sind sie durch und durch historisch: In ihrer jeweiligen Intensität bringen sie eine gesamte gesellschaftliche Konstellation zum Ausdruck, ähnlich wie Leibniz’ Monaden je einzigartige Bilder des Ganzen sind. Der mikroskopische Blick wird so bei Benjamin zugleich zu einem ‚mikrokosmischen‘ (Buck-Morss 1977: 74).

Indem dialektische Bilder so die Ursprünge konkreter gesellschaftlicher und kapitalistischer Formationen aufblitzen lassen, ermöglichen sie die Freisetzung ihres immanenten Widerspruchspotenzials. Das generative Moment dialektischer Bilder, das Benjamin gern in die religiöse Sprache der messianischen ‚Rettung‘ kleidet, wird so zu einem Gesellschaft potenziell revolutionierenden Moment. Die derart erblickten Bilder dienen denn auch nicht der Erkenntnis konstanter ‚Urfunktionen‘, sondern vielmehr einem Erwachen aus dem Traum von ihrem ewigen Wesen. Aus diesem Traum

müssen wir die Träumereien der *Poetik* immer wieder erwecken und sie so neu ver-gesellschaften. Ein Benjaminischer mikroskopisch-mikrokosmischer Blick weitet dabei das Objektiv über dichterische Werke auf ganz andere Formen topophilen Ausdrucks aus (siehe dazu Hutta 2009; 2010). Wenden wir uns nach dieser Vorarbeit an der topophilen Blickführung nun also dem Herzstück der *Poetik* zu, ihrem thematischen Fokus.

4. Andere Geborgenheiten

Topophile Intensitäten – hierzu gibt der Fokus der *Poetik* zahlreiche Anregungen – spielen eine hervorgehobene Rolle hinsichtlich der Konstitution von Subjektivität-im-Raum. Akzentuieren negative Bezüge wie Angst oder Abscheu die Grenzen zwischen Subjekt und einem als beängstigend, eklig oder beschämend erfahrenen Raum, so befördern Räume, die Lust, Wohlbefinden oder Geborgenheit hervorrufen, eine subjektive Ausweitung in den Raum (Ahmed 2014, Hutta 2009). „Pleasure is expansive“, wie Sarah Ahmed (2014: 164) in ihrer Diskussion ‚queerer‘ Gefühle schreibt, wobei sie auch die Ambivalenz und Widersprüchlichkeit solch expansiver Lust hervorhebt. Die Frage nach Geborgenheit bietet einen produktiven Ausgangspunkt für einen analytischen Fokus auf intensive topophile Erfahrungen, ist doch die Idee Wohlbefinden spendender Räumlichkeit geradezu konstitutiv für das Geborgenheitskonzept. Es geht also um bereits im Konzept implizierte ‚Gefühlsräume‘, die zugleich ‚Raumgefühle‘ im stärksten Sinne des Wortes evozieren.

Eine Beschäftigung mit Geborgenheit, zu der die *Poetik* mit ihren Häusern, Nestern und Muscheln, ihren Orten der Zuflucht und Formen des Einnistens einlädt, muss jedoch keineswegs in eine Suche nach einer „absolute[n] Geborgenheit“ (*Poetik*, S. 115) münden.^[6] Von solchen Essentialisierungen waren bisherige Beschäftigungen mit Geborgenheit jedoch geprägt. So trägt die Monografie *Geborgenheit* von Hans Mogel den Untertitel *Psychologie eines Lebensgefühls*, womit sich die Anrufung von Authentizität bereits andeutet. Indem sich der Autor denn auch für Bachelards Darstellung des Nests als transhistorischer Räumlichkeit des Glücks begeistert, erhebt er das Nest zum „evolutionär bedingten Geborgenheitsmotiv“ (1995: 116). Diese Ontologisierung wird begleitet von einer recht willkürlichen Überlagerung eigener Forschungsdaten mit prominenten Authentizitätsfiguren, wodurch Erkenntnisse generiert werden, die so banal wie normativ sind: „Das begehrteste Nest der Geborgenheit ist für den Mann wohl der Schoß der Frau.“ (Ebd.: 115)

Die Philosophin Barbara Kaminski, die stark auf Bollnow und Heidegger Bezug nimmt, schreitet ähnlich universalisierend voran, strebt sie doch nach nichts Geringerem als einer Analyse des menschlichen Wesens (2003: 17). Ihre phänomenologischen Erörterungen kulminieren in einer abstrakten Idealisierung von ‚liebendem Miteinander‘ und ‚Heimat‘ im Kontext bürgerlichen Wohnens und der heterosexuellen monogamen Ehe. Ein derartiges Narrativ könnte selbst wiederum Anlass zu Untersuchungen hegemonialer Rahmungen des Verhältnisses von Subjekt, Gefühl und Raum geben. Hier zeigt sich erneut die Gefahr von Analysen topophiler Raumbezüge, die durch ein essentialistisches Okular getönt sind. Ihr Beitrag zur diskursiven Produktion normativer sozialer Verhältnisse verschwindet hinter dem

Anschein menschlicher (nicht selten: männlicher) Universalität. Weder Mogel noch Kaminski widmen indes nur eine Zeile ihrer Schriften der Tatsache, dass bereits die Kreation des Wortes ‚Geborgenheit‘ eher neueren Datums ist, was bereits seine Historizität andeutet (siehe ausführlicher dazu Hutta 2009; 2010).

Wie die *Poetik* können diese Arbeiten dennoch interessante Ansatzpunkte zur Analyse realer Geborgenheitsdynamiken geben, sofern wir diese als historisch kontingent betrachten. Bleiben wir bei der *Poetik*, so schult diese zunächst den Blick für die zahlreichen Nuancen, die poetische Bilder „in allen Schattierungen der Geborgenheit, vom Leben der massivsten Muscheln bis zu den feinsten Tarnungen in den bloßen Schutzfarben der Oberflächen“ erlebbar machen (S. 141). Sie schult auch insbesondere den mikroskopischen Blick aufs Detail, das uns „vor eine neue Welt“ stellen kann (siehe oben). Inspirierend sind auch Bachelards Untersuchungen dialektischer Verschränkungen von Negation und Affirmation, Geschlossenheit und Öffnung, Einnisten und Hervortreten (die Bollnow [1963: 155 ff.] mit Bezug auf Geborgenheit auch hervorhob). So kann der Innerlichkeit einer in ihrem Haus versteckten Schnecke eine besondere Dynamik innewohnen: Statt purer, in sich ruhender Intimität kann sie eine „aufgeschobene Aggressivität“ zum Ausdruck bringen (*Poetik*, S. 123). Und die phantasievolle Manipulation etwa der Größe eines Schneckenhauses kann auf die Erfahrung einer „Monstrosität der Geborgenheit“ hinauslaufen (S. 132). Die friedliche Träumerei wird dabei zu einer Art „Geborgenheitsdelirium“ (ebd.). Solchen verstörenden Formen der Geborgenheit, deren topophile Intensitäten zugleich das de-essentialisierende Moment der Monstrosität zum Ausdruck bringen, möchte ich mich nun zuwenden. Wenn für Geborgenheit ein expansives Sich-Einlassen auf und in Räume charakteristisch ist, so impliziert dies auch immer ein Sich-Einlassen auf bestimmte Formen der Relationalität und Praxis, die auf diese Weise konstitutiv werden für Subjektivität-im-Raum. Die Arbeiten der australischen Künstlerin Patricia Piccinini bringen solche Prozesse markant zum Ausdruck.

Piccinini experimentiert in ihren Skulpturen und Bildern ausgehend von den Möglichkeiten moderner Gentechnik mit Spezies überschreitenden Formen der Bezogenheit im Kontext von Kolonialismus und ökologischer Zerstörung.[7] Viele ihrer Werke beschäftigen sich mit Hybridbildungen zwischen lebender und technologischer, menschlicher und nicht-menschlicher Materie. Die Künstlerin zeigt sich fasziniert von neuen körperlichen Kreationen, die etwa durch Klonen, Genmanipulation und Transplantation möglich werden, und die Antworten auf medizinische Probleme oder das Aussterben bestimmter Tierarten liefern können. Die derart manipulierten Kreationen lassen sich jedoch nie vollständig kontrollieren und bekommen schnell ein Eigenleben über intendierte Anwendungskontexte hinaus. Sie bekommen dadurch etwas Irritierendes, Fremdes und vielleicht sogar Gefährliches. Zugleich können sie in intensiven Szenarien der Verantwortung, Sorge und Geborgenheit figurieren, wodurch Möglichkeiten neuer Arten mehr-als-menschlicher Relationalität aufblitzen. Betont Bachelard die „Verinselung“ des geborgenen Wesens, die in der „Einsamkeit“ der Träumerei erlebt wird (S. 133 f.), so wirft Piccininis Werk beständig die Frage nach Möglichkeiten und Herausforderungen der Bezogenheit auf.

Genau diese Fokussierung akuter Fragen der Relationalität im Kontext gesellschaftlicher und ökologischer Transformation bezeugt die Möglichkeit und Notwendigkeit, topophile Intensitäten ‚mikrokosmisch‘ in ihren weltlichen, politischen und ethischen Konstellationen zu betrachten. Piccininis Kreationen sind nicht weniger phantastisch als die von Bachelard zitierten Gedichte, streben aber nicht nach einem Urgrund menschlichen Daseins, sondern betonen, wie Benjamins dialektische Bilder, dessen Kontingenz. Mit Bachelard können wir hier von einer ganz besonderen Art der „unwirschen Träumerei“ (S. 151) sprechen. Ausgehend von realen technologischen Möglichkeiten fabuliert Piccinini neue Wesen, die gerade wegen ihres unerwarteten Andersseins besondere Verantwortung und Sorge erfordern oder aufblitzen lassen. In dem Werk *Undivided* liegt ein solches Fabelwesen an ein Kind angeschmiegt im Bett. Es handelt sich um ein transgenetisches Surrogat für den vom Aussterben bedrohten australischen Nördlichen Haarnasenwombat. Offenbar spendet es dem Nachfahren der europäischen Siedler_innen, die für die Dezimierung der Wombats verantwortlich sind, beim Schlafen ohne Decke Geborgenheit. Denn das pyjamabekleidete Kind scheint in der Nähe dieser nackten, panzer-, schwulst- und krallenbehafteten Kreatur ruhig zu schlafen.

Die meisten Betrachter_innen, so Piccinini in einem Interview, finden diese Art der Nähe schwierig: „Most of us are happy to engage the idea of a creature engineered to help an endangered species, but are much less comfortable with the idea of it getting too close.“ (Fernandez/Piccinini 2007: o. S.) In Auseinandersetzung mit solcher Distanzierung vom Unbekannten, Unheimlichen und Monströsen kombiniert Piccininis *Undivided* bewusst



Abb. 1 *Undivided* aus der Serie *Nature's Little Helpers* von 2005 von Patricia Piccinini. Quelle: <http://www.patriciapiccinini.net/155/79>

‚topophobe‘ Intensitäten des ‚Ungemütlichen‘ mit topophilen Intensitäten der Nähe, Intimität und Geborgenheit – „a strange combination of innocence and disquiet“ (ebd.). Die distanzierende Trennung wird so ‚*un-divided*‘, wobei die neue Einheit, oder besser Assemblage, ihre verstörende Intensität jedoch behält: „Ideally these things will disturb you even as you [are] warm to them, or vice versa. They are probably the wrong answer, but perhaps there is something special in their incorrectness.“ (Ebd.) Intimität räumt verstörende Aspekte demnach nicht einfach aus der Welt. Aber distanzierende Topophobie kann sich in eine neue ‚monströse Geborgenheit‘ verwandeln, deren *incorrectness* auf besondere Herausforderungen und Möglichkeiten verweist. Mit Hinblick auf das angesprochene „vice versa“, also die Möglichkeit, *that you are warm to them*, auch wenn die Dinge dich verstören, figuriert *Undivided* ein Szenario von friedlichem, alltäglichem und umsorgendem Miteinander inmitten verstörender Andersartigkeit. Damit stellt das Werk auf affektiv intensive Weise die Frage: Was sind die Möglichkeitsbedingungen solcher *anderer* Geborgenheiten?

Durch das Bachelard’sche Mikroskop betrachtet, könnte unser Blick hier auf scheinbar ewige ‚Werte‘ der Intimität fallen, wie sie etwa in der Rundung der beiden an- und umeinander gelegten Körper aufscheinen. Der dargestellten bergenden Form wohnt tatsächlich eine topophile Intensität inne, die sich mit einer Reihe anderer gerundeter Körper in Verbindung bringen lässt. Es könnte unseren Blick auch auf die detailhaften Oberflächen der beiden sehr verschiedenen Körper lenken. Bachelards ontologische Linse würde diese Intensitäten allerdings zugleich mit einem Essentialismus menschlichen Daseins, ja menschlicher Überlegenheit färben, der Piccininis Intention diametral entgegensteht. So behauptet Bachelard in Auseinandersetzung mit Bildern nicht-menschlicher Intimität: „Jeder Träumer von tierischer Evolution meint den Menschen.“ (S. 121) Das „vollendete Symbol des menschlichen Wesens“ stelle dabei den energiegeladenen „Gipfelpunkt“ des Lebens dar (ebd.). Eine nicht-menschliche Geborgenheit ist so in Bachelards Begriffsapparat nur als Ursprung einer höherwertigen, immer schon genuin menschlichen Intimität lesbar.

Doch das Surrogat des Nördlichen Haarnasenwombats steht in keinem linear-evolutionären Verhältnis zum Menschen. Und Piccininis skulpturhafte Träumerei meint auch weniger ‚den Menschen‘ oder menschliches Dasein als, mit Doreen Massey (2005) gesprochen, das irreduzible ‚Zusammengeworfensein‘ von Mensch und Nicht-Menschlichem, von weißen Siedler_innen und der indigenen Fauna Australiens-Aotearoas. Wie Donna Haraway (2011) in ihrem Aufsatz zu Piccininis Werken herausstreicht, wenden sich diese Werke gerade gegen romantisierende Vorstellungen einer ‚wilden‘, ‚niederen‘ und technologisch unberührten ‚Natur‘, die zivilisatorischen Missionen zu unterwerfen sei. Denn solche Vorstellungen waren konstitutiv für das von gewaltsamer Aneignung und Auslöschung geprägte Verhältnis zu indigenem Leben, aufgrund dessen etwa die Wombats nun vom Aussterben bedroht sind. Und um derartige Bezüge in Piccininis Werk in den Blick zu bekommen, reicht der mikroskopische Blick auf scheinbar ‚urfunktionelle‘ Detail nicht mehr aus. Statt auf ein vollendetes menschliches Wesen abzielen, kommt in *Undivided* dem Surrogat und seinem beziehungshaften Weiterleben eine besondere ‚energiegeladene‘ Rolle zu. In seinem

Rücken sehen wir nämlich bereits die Nachkommen heranwachsen, für die es Verantwortung trägt – eine, wie Haraway betont, bereits unumkehrbar verwobene *gemeinsame* Verantwortung gegenüber Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Und auf diese Gemeinsamkeit verweist die Umarmung des Surrogats, mit der es dem Kind Geborgenheit spendet – wodurch auch die Überlegenheit menschlicher Handlungsfähigkeit infrage gestellt wird.

Doch gerade hier präsentiert sich auch die andauernde Ungemütlichkeit oder Monstrosität der Szene. Denn Kind und Surrogat sind, wie Haraway bemerkt, „awfully close“ (2011: 112), ‚furchtbar nahe‘ – vielleicht zu nahe für zwei so unterschiedliche Spezies. Immerhin könnte es sein, dass der Wombatkreatur seinem Wesen nach mehr am Überleben seiner eigenen Nachkommen als an dem des Kindes gelegen ist. Mit Bezug auf *Undivided* und weitere Werke folgert Haraway: „[T]he Surrogates could reasonably decide that Laura, James and the boy in *Undivided* do not fall under their writ of protection if the young hominids get unruly with the wombats, intentionally or not.“ (ebd.: 113) Das vermeintlich ‚niedere Leben‘ der Wombats könnte so durchaus das der ‚Hominiden‘ gefährden. Dass der Wombat dem Kind jedoch Geborgenheit spendet, deutet bereits auf die Möglichkeit einer wechselseitig verantwortungsvollen Praxis hin. Die große Herausforderung derartiger Spezies übergreifender Bezogenheit ist daher gerade ihre prekäre Verortung in beständig neu zu entwerfenden ethisch-politischen Praxen, die, wie Haraway schreibt, keine Frage ‚liberaler‘ Toleranz sind, sondern engagierte Lebensweisen erfordern, „that take risks to nurture some ways of getting on together [...] and not others“ (ebd.: 114). So liest sich Haraways Einordnung von Piccininis Fabelwesen auch wie eine direkte Replik auf Bachelards Humanismus:

„Die entscheidende Frage darf nicht lauten: ‚Sind sie [die Fabelwesen] ursprünglich und rein (natürlich in diesem Sinne)?‘, sondern sie muss lauten: ‚Was tragen sie zum Gedeihen [*flourishing*] und zum Wohlbefinden des Landes und seiner Viecher (naturkulturell in diesem Sinne) bei?‘“ (Ebd.)

Fordert Haraway eine ethisch-politisch ‚engagierte‘ Auseinandersetzung mit dieser Frage nach dem ‚Wohlbefinden‘, so beleuchtet Piccinini zugleich deren emotional involvierende, ‚affizierende‘ Dimensionen:

“Much of the context that underpins my work is medical or environmental; many of the technologies that I comment upon are aimed at saving lives, easing suffering, protecting biodiversity. It is one thing to calmly opine on ethics but another to cling desperately to their possibilities as you see something or somebody close slipping away.” (2006: o. S.)

Auch einem solchen teilnehmenden Zugang kann, de-essentialisiert, die *Poetik* Impulse verleihen, müssen doch Bilder (oder allgemeiner: Ausdrücke), damit wir ihrer erfahrungsgenerierenden Intensitäten überhaupt gewahr werden, eine_n zuallererst „*angehen*“ (S. 16, Herv. im Orig.): „nous sommes ‚partie prenante‘.“ (S. 9) Der affektive, intensitätsbezogene thematische Fokus kann also überhaupt nur im Rahmen eines auf Affizierbarkeit begründeten methodologischen Ansatzes zur Geltung kommen. Und Affiziert-Werden heißt immer auch eine Offenheit für Begegnungen, nach denen wir möglicherweise nicht mehr dieselben sind.

Hinsichtlich Geborgenheit schließt sich hier gerade hinsichtlich Spezies übergreifender Bezogenheit die Frage an: Wenn auch nicht-menschliche Bezogenheit etwas mit Formen des Bergens und Geborgenseins zu tun hat, wenn es um ein heterogenes ‚Zusammengeworfensein‘ geht, inwiefern lassen sich Fragen nach Geborgenheit und ‚Gefühlsräumen‘ überhaupt abschließend in Begriffen von ‚Subjektivität‘ klären? Aber auch hinsichtlich der Intraspezies-Verhältnisse menschlicher Gesellschaften ist Haraways Frage von akuter Relevanz: Es geht nicht um die vermeintliche Ursprünglichkeit intimitätsspendender ‚Werte‘, sondern um die konkreten Effekte und Potenziale topophiler – und ‚topophober‘ – Intensitäten. Was sind es für Verhältnisse, die verantwortungsvolle Praxen des Bergens und expansive Formen des Sich-Bergens befördern? Was machen Geborgenheitsverhältnisse mit den Beteiligten? Wem wird Geborgenheit verwehrt, und inwiefern sind affektive Verhältnisse auch ohne Geborgenheit ermöglichend? Ein solcher Fokus auf heterogene Formen und Effekte der Geborgenheit, deren intensive Details immer Teil viel weiter gespannter Konstellationen sind, erfordert zugleich einen Wechsel der ontologischen Linsen, von solchen, die ein universelles ‚menschliches Dasein‘ propagieren, zu solchen, die uns erlauben, unserem gesellschaftlich-ökologischen Zusammengeworfensein gewahr zu werden.

Endnoten

- [1] Ich beziehe mich auf die ungekürzte Ausgabe des Fischer-Verlags (Bachelard 2014, orig. 1957).
- [2] Die Originalzitate beziehen sich auf die dritte französische Ausgabe (Bachelard 1961). Die Seitenangaben der französischen und deutschen Versionen in den Klammern stehen in der Reihenfolge der Zitate im Text.
- [3] Wenn nicht anders vermerkt, sind deutsche Übersetzungen aus englischsprachigen Texten meine.
- [4] Zum problematischen Verhältnis von Sprache bzw. Semiotik und Affekt in nicht-repräsentationalen Ansätzen siehe Hutta (im Erscheinen).
- [5] Auf Foucaults Abwendung von einer Suche sowohl nach authentischer Erfahrung als auch nach essentiellen ‚Werten‘ à la Bachelard verweist Deleuze: „What Foucault will reproach in *Madness and Civilization* is the desire to continue to invoke an experience lived as raw or savage, in the manner of the phenomenologists, or the eternal values of the imagination, as in the case of Bachelard.“ (2006: 50 f.)
- [6] Die französische Formulierung lautet ‚*refuge absolut*‘ (S. 103). Der Übersetzer Kurt Leonhard hat der Latenz des Geborgenheitskonzepts in der *Poetik* gebührend Rechnung getragen, indem er die französischen Wörter ‚*refuge*‘, ‚*protection*‘ oder ‚*sécurité*‘ teils mit ‚Geborgenheit‘ übersetzt (z. B. S. 103/115, S. 25/32, S. 127/141).
- [7] Einen guten Überblick über Piccininis Werk ermöglicht ihre Website <http://patriciapiccinini.net> (letzter Zugriff am 1.6.2015).

Autor_innen

Jan Hutta ist Geograf und beschäftigt sich mit räumlichen Formationen von Macht und Citizenship sowie queeren Politiken, u. a. im brasilianischen Kontext.
 hutta@gmx.net

Literatur

- Adorno, Theodor. W. (1951): *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben.* Berlin: Suhrkamp.
- Ahmed, Sara (2014): *The Cultural Politics of Emotion.* 2. Aufl. New York: Routledge.
- Bachelard, Gaston (1961 [1957]): *La poétique de l'espace.* Paris: Presses Univ. de France.
- Bachelard, Gaston (2014 [1957]): *Poetik des Raumes.* Übersetzt von Kurt Leonhard. 10. Aufl. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch-Verlag.
- Basch, Linda / Glick Schiller, Nina / Szanton Blanc, Cristina (1994): *Nations Unbound. Transnational Projects, Postcolonial Predicaments, and Deterritorialized Nation-States.* Langhorne: Gordon & Breach.
- Benjamin, Walter (1979 [1950]): *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Benjamin, Walter (1982): *Das Passagen-Werk.* In: Rolf Tiedemann (Hg.), *Gesammelte Schriften. Bd. 5.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Berg, Leo Van Den / Pol, Peter M. J. / Mingardo, Giulliano / Speller, Carolien J. M. (2006): *The Safe City. Safety and Urban Development in European Cities.* Aldershot: Ashgate.
- Bollnow, Otto Friedrich (1963): *Mensch und Raum.* Stuttgart: Kohlhammer.
- Bollnow, Otto Friedrich (1968): *Das Wesen der Stimmungen.* Frankfurt am Main: Klostermann.
- Bollnow, Otto Friedrich (1972 [1955]): *Neue Geborgenheit. Das Problem einer Überwindung des Existenzialismus.* Stuttgart: Kohlhammer.
- Buck-Morss, Susan (1977): *The Origin of Negative Dialectics.* Theodor W. Adorno, Walter Benjamin, and The Frankfurt Institute. New York/London: Free Press.
- Buck-Morss, Susan (1989): *The Dialectics of Seeing. Walter Benjamin and the Arcades Project.* Cambridge, Mass.: MIT Press.
- Cresswell, Tim (2009): *Place.* In: Rob Kitchin / Nigel Thrift, *International Encyclopedia of Human Geography.* Elsevier, 169-177. <http://www.sciencedirect.com/science/article/pii/B9780080449104003102> (letzter Zugriff am 24.3.2015).
- Deleuze, Gilles (1994 [1968]): *Difference and Repetition.* London: Athlone Press.
- Deleuze, Gilles (2006 [1986]): *Foucault.* London: Continuum.
- Fernandez, Laura / Piccinini, Patricia (2007): *The naturally artificial world. A conversation between Patricia Piccinini and Laura Fernandez.* <http://www.patriciapiccinini.net/printessay.php?id=29> (letzter Zugriff am 26.3.2015).
- Foucault, Michel (1992): *Andere Räume.* In: Karlheinz Barck u. a. (Hg.), *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik.* Leipzig: Reclam, 34-46.
- Glick Schiller, Nina (2010): *A global perspective on transnational migration. Theorising migration without methodological nationalism.* In: Rainer Bauböck / Thomas Faist (Hg.), *Diaspora and Transnationalism. Concepts, Theories and Methods.* Amsterdam: Amsterdam University Press, 109-129.
- Haraway, Donna (2011): *Speculative fabulations for technoculture's generations. Taking care of unexpected country.* In: *Australian Humanities Review* 50, 95-118.
- Harvey, David (1993): *From space to place and back again.* In: Jon Bird / Barry Curtis / Tim Putnam / George Robertson / Lisa Tickner (Hg.), *Mapping the Futures. Local Cultures, Global Change.* London: Routledge, 3-29.
- Hutta, J. Simon (2009): *Geographies of geborgenheit. Beyond feelings of safety and the fear of crime.* In: *Environment and Planning D: Society and Space* 27/2, 251-73.
- Hutta, Jan Simon (2010): *Queer geographies of geborgenheit. The LGBT politics of security and formations of agency in Brazil.* PhD Thesis, Faculty of Social Science, The Open University, Milton Keynes.
- Hutta, Jan Simon (im Erscheinen): *The affective life of semiotics.* In: *Geographica Helvetica.*
- Kaminski, Barbara (2003): *Geborgenheit und Selbstwertgefühl.* Frankfurt am Main: Haag + Herchen.
- Lacan, Jacques (2010): *Das Seminar. Buch X: Die Angst (1962-63), aus dem Französischen von Hans-Dieter Gondek.* Wien/Berlin: Turia + Kant.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie.* Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Massey, Doreen B. (2005): *For Space.* London: Sage.

- Massumi, Brian (2002): Introduction. In: Brian Massumi, *A Shock to Thought. Expression after Deleuze and Guattari*. London/New York: Routledge, XIII-XXXVIII.
- Mogel, Hans (1995): *Geborgenheit. Psychologie eines Lebensgefühls*. Berlin: Springer.
- Piccinini, Patricia (2006): Artist's statement for *In Another Life*. <http://www.patriciapiccinini.net/printessay.php?id=28> (letzter Zugriff am 26.3.2015).
- Rose, Gillian (1993): *Feminism and Geography. The Limits of Geographical Knowledge*. Cambridge: Polity Press.
- Tuan, Yi-fu (1974): *Topophilia. A Study of Environmental Perception, Attitudes, and Values*. New York: Columbia University Press.
- Tuan, Yi-fu (1977): *Space and Place. The Perspective of Experience*. Minneapolis: University of Minnesota Press.

Debatte

2015, Band 3, Heft 2
Seiten 125-140
zeitschrift-suburban.de

Gaston Bachelard
,Poetik des Raumes'

Kommentare von:
Stephan Günzel
Thomas Dörfler
Jan Hutta

Replik von:
Julia Weber

Imagination, poetisches Bild und Subjekt

Eine Replik zur Debatte um Gaston Bachelards *Poetik des Raumes*

Julia Weber

„[A] new idea is extremely difficult to think of.
It takes a fantastic imagination.“

Richard Feynman

1.

Gaston Bachelards *Poetik des Raumes* heute zu lesen ist ein besonderes und eigentümliches Erlebnis. Das kleine Büchlein, das der französische Philosoph und Epistemologe 1957 unter dem Titel *La Poétique de l'espace* veröffentlicht hat – zu einer Zeit als von einem *spatial turn* noch keine Rede war –, ist zwar keineswegs unverständlich formuliert, erweist sich aber dennoch als höchst kompliziert. Dies liegt vor allem daran, dass Bachelard in diesem späten, phänomenologisch argumentierenden Werk versucht, mit den „philosophischen Forschungsgepflogenheiten“ des „aktiven Rationalismus“ (Bachelard 1987: 7) zu brechen, um sich der Bedeutung dichterischer Einbildungskraft unvoreingenommen anzunähern. Bachelard zielt in der *Poetik des Raumes* darauf ab, der „direkten Ontologie“ (1987: 8) des dichterischen Bildes nachzugehen und scheut sich dabei weder vor großen metaphysischen Bezügen noch vor einer emphatischen – in der deutschen Übersetzung oftmals heideggerianisch anmutenden – Sprache, die man von einem als Wissenschaftshistoriker bekannt gewordenen Autor so nicht erwarten würde.

Bachelards besonderer Fokus auf die räumlichen Bezüge, die er in den Ausdrucksformen der poetischen Imagination ausmacht, hat dazu geführt, dass seine *Poetik* im Zuge der raumtheoretischen Wenden der letzten Jahrzehnte nicht nur von Literaturwissenschaftler_innen und Philosoph_innen, sondern auch von einem breiteren sozial- und kulturwissenschaftlichen Publikum (wieder)gelesen wurde. Die Rezeption des Werkes spaltet sich seit jeher in zwei Lager. Während die *Poetik* vor allem in den USA begeistert aufgenommen wurde,[1] stieß sie in anderen Ländern aufgrund ihrer universalisierenden Tendenzen und ihrer unsystematisch-assoziativen Argumentation oftmals auf Ablehnung oder wurde schlichtweg ignoriert.[2] Gerade im

deutschsprachigen Raum hat man die *Poetik* bisher nur selten genaueren Analysen unterzogen.[3] Im Rahmen der hier geführten Debatte, die den ‚Klassiker‘ der Raumtheorie einer kritischen Neulektüre unterzieht, möchte ich daher zunächst die wesentlichen Argumentationszusammenhänge von Bachelards raumanthropologischen Überlegungen genauer bestimmen und sie im Kontext der zeitgenössischen Diskussionen der 1950er Jahre verorten. Daran anschließend geht es mir darum, unter Einbeziehung der Beiträge von Jan S. Hutta, Thomas Dörfler und Stephan Günzel die Schwierigkeiten seiner Imaginationsphilosophie kritisch zu beleuchten und mögliche Anknüpfungspunkte für aktuelle Diskussionen aufzuzeigen.

2.

Gaston Bachelard (1884-1962), der in der Philosophie vor allem für seine zahlreichen wissenschaftstheoretischen und wissenschaftsgeschichtlichen Arbeiten bekannt ist, hat sich seit den 1940er Jahren zunehmend mit Fragen der Imagination beschäftigt. Den Auftakt hierzu bildete *La Psychanalyse du feu* (1938), der mit *L'Eau et les rêves. Essai sur l'imagination de la matière* (1942), *L'Air et les songes. Essai sur l'imagination du mouvement* (1943), *La Terre et les rêveries de la volonté. Essai sur l'imagination des forces* (1948) und *La Terre et les rêveries du repos. Essai sur les images de l'intimité* (1948) weitere Analysen zur Bedeutung der vier Elemente für die menschliche Imagination folgten. Auch wenn Bachelard in der *Poetik* 1957 schließlich den Raum ins Zentrum seiner Analyse gerückt und damit den engen Fokus auf die vier Elemente hinter sich gelassen hat, tut man gut daran, das Werk im Rahmen dieser langfristig angelegten Auseinandersetzung mit Imaginationsprozessen zu betrachten. Denn auch in der *Poetik* geht es zentral um die „dichterische [...] Einbildungskraft“ (1987: 7), die Bachelard als eines der wichtigsten menschlichen Vermögen begreift und die er, wie ich zeigen möchte, in den Dienst nimmt, um einen Zugang zu einem neuen – nicht-euklidischen – Raumverständnis zu eröffnen.

Der *Poetik* geht eine Publikation Bachelards zu physikalischen Raumkonzepten voraus, die bis heute nur wenigen bekannt und aktuell vergriffen ist: Bereits 1937 hatte sich der Philosoph in einem Text mit dem Titel *L'Expérience de l'espace dans la physique contemporaine* mit verschiedenen zeitgenössischen wissenschaftlichen Raumtheorien aus dem Feld der Quantenmechanik auseinandergesetzt. Im Zentrum dieser konzisen und von mathematischen Gleichungen durchzogenen Schrift steht die Auseinandersetzung mit der Heisenberg'schen Unschärferelation von 1927. Darüber hinaus bezieht sich Bachelard hier auf Raumüberlegungen, die sich bei Aristoteles, Descartes und Kant finden, sowie auf die zeitgenössischen quantenmechanischen Theorien von Erwin Schrödinger, Niels Bohr, Max Planck, Wolfgang Pauli, Bernhard Riemann, Louis de Broglie und Jean-Louis Destouches. Diese abstrakten Theorien diskutiert Bachelard in *L'Expérience de l'espace* mit Blick auf das ‚Realismusproblem‘, also mit Blick auf die Tatsache, dass den neuen Einsichten zum physikalischen Raum keinerlei empirische Raumerfahrung korrespondiert. In der Einleitung erklärt er, sein Ziel sei es, den Realismus so weit wie möglich zu verabschieden, der sich mit dem Argument, die Dinge seien im Raum eindeutig lokalisierbar, den neuen physikalischen Erkenntnissen

versperre: „Wenn man ihn [den Realismus, J. W.] schon nicht aufgeben kann, so müsste man ihn zumindest von Grund auf verändern. Dann könnte man ihm aber auch gleich einen anderen Namen geben.“ (Bachelard 1937: 13)[4]

Das Problem besteht Bachelard zufolge darin, dass die neuen Hypothesen der Mikrophysik tiefgreifende Umbrüche in den Naturwissenschaften markieren, die auch die seit Euklid vorherrschende Vorstellung eines dreidimensionalen Raumes betreffen. Dieser neue, jenseits des jahrhundertealten ‚Geometrismus‘ angesiedelte Raum lasse sich philosophisch jedoch kaum fassen, denn die philosophischen Begriffe selbst seien aus der gewohnten dreidimensional-räumlichen Erfahrung heraus entstanden und würden die alte geometrische Raumvorstellung daher unweigerlich reproduzieren. Folgt man der These, die Sandra Pravica in ihrer Dissertation zu *Bachelards tentativer Wissenschaftsphilosophie* vertritt (die Arbeit wird im Herbst 2015 im Passagen Verlag publiziert), so hat es sich Bachelard in seinen späteren philosophischen Texten zur Aufgabe gemacht, ein Vokabular zu finden, das „die irreduzible Andersheit der neuen physikalischen Wirklichkeit präsentiert und bestätigende Referenzen auf eine vorgängige Realität und ein Subjekt unterlässt“ (Pravica 2015: 248 im Manuskript). Im Schlusskapitel zu *L'Expérience de l'espace* jedoch ist Bachelard von dieser programmatischen Neuausrichtung noch weit entfernt, wenn die erörterten Neukonzeptualisierungen des Raumes auch bereits einen tiefen Eindruck bei ihm hinterlassen haben. Er stellt sie lediglich in einen größeren historischen Kontext und vertritt die These, die neuen quantenmechanischen Entdeckungen bezüglich der Struktur des Raumes würden langfristig auch die Struktur des menschlichen Geistes affizieren:

„Denn eine Neuentdeckung bezüglich der Struktur des Raumes oder der Zeit hat immer eine Wirkung auf die Struktur unseres Geistes. [...] Solche Umbrüche waren früher so selten, dass man mit gutem Recht von einem unveränderlichen Bewusstsein sprechen konnte. Kant, der nach zweitausend Jahren eines monotonen, einzig und allein in der Richtung des euklidischen Denkens vorangetriebenen Fortschritts schrieb, konnte sich einigermaßen berechtigt fühlen, das geometrische Paradigma für eine *apriorische* Anschauungsform zu halten. Die Unbegrenztheit des euklidischen Raumes, seine Isotropie, seine Gleichförmigkeit, seine Indifferenz [...] trugen zur Legitimierung der monotonen Anwendung desselben Rahmens bei. Ein Raum, eine Erfahrung, ein Bewusstsein. Aber nun multiplizieren sich die ‚Räume‘ und mit ihnen spaltet sich die Erfahrung auf: Die Arten zu verstehen müssen sich vervielfachen, das Bewusstsein muss sich weiterentwickeln. Im Besonderen muss eine ‚kopernikanische Revolution‘ der Abstraktion gewagt werden. Da der Geist das Abstrakte nicht mehr vom Konkreten ableitet, da der Geist, im Gegenteil, nun in der Lage ist, das Abstrakte direkt zu bilden, liegt es nahe, der Erfahrung dieses rationale Abstrakte zu *unterbreiten*; der Geist muss mit einem Wort dazu gebracht werden, die Erfahrung aus neuen, abstrakten Darstellungen zu *produzieren*. Diese *Produktion* übertrifft in ihrer Tragweite die mehr oder weniger erweiternde *Induktion* auf einzigartige Weise, ja sie führt zu einer Umkehrung der Achse der empirischen Erkenntnis.“ (Bachelard 1937: 138-140)[5]

Es fällt auf, dass Bachelard in seinen Formulierungen schwankt: Während er zunächst davon auszugehen scheint, dass die neuen Raumkonzeptionen der Quantenmechanik auf längere Sicht unweigerlich auch den menschlichen Geist neu ‚konfigurieren‘ würden, haben die nachfolgenden Formulierungen einen eher kämpferischen Unterton – wenn er beispielsweise fordert, der Geist *müsse* sich entwickeln und „eine ‚kopernikanische Revolution‘ der Abstraktion gewagt werden“.[6] Nachdem die euklidische Geometrie als Erkenntnismodell über Jahrtausende scheinbar zeitlose Gültigkeit hatte – ihre Sätze, die jedem Laien anschaulich vor Augen geführt werden konnten, galten als absolut evident –, würde die von Bachelard geforderte „kopernikanische Revolution“ einen epochalen Umbruch in der Geschichte des Wissens markieren. Denn die neuen Raumkonzeptionen, die bislang nur wenigen Mathematiker_innen und Physiker_innen vorbehalten waren, würden in Zukunft auch die Denkgewohnheiten und Ausdrucksformen in den anderen Wissenschaften von Grund auf verändern. Die Tatsache jedoch, dass nur wenige Mathematiker_innen und Physiker_innen in der Lage sind, nicht-euklidische Raumkonzeptionen theoretisch zu verstehen, hat zur Folge, dass die neuen Einsichten sich nicht, beziehungsweise viel zu langsam, in den anderen Wissenschaften durchsetzen. Hinzu kommt, dass die Darstellungen und Vergleiche zur Veranschaulichung der mathematischen und physikalischen Thesen oftmals Gefahr laufen, die alte Kontinuitätstheorie (des Raumes) zu reproduzieren. Die Frage lautet also: Wie lassen sich Raumvorstellungen generieren, die mit den höchst abstrakten Einsichten zur Relativität des Raumes in der Mikrophysik korrespondieren und dennoch vermittelbar sind? Welche Möglichkeiten gibt es, den menschlichen Geist daran zu gewöhnen, sich nicht-euklidische, gekrümmte oder mehrdimensionale Räume vorzustellen?

3.

Ich möchte argumentieren, dass Bachelard in seiner zwanzig Jahre später erschienenen *Poetik des Raumes* auf diese Problematik zurückkommt und ihr auf neue Weise zu begegnen versucht. Im Gegensatz zu seiner naturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit abstrakten mathematischen Theoremen fokussiert er diesmal auf konkrete künstlerische Raumdarstellungen. Ähnlich wie Maurice Merleau-Ponty (2003), der die Malerei von Paul Cézanne als künstlerischen Versuch interpretiert, einem nicht-euklidischen Raum ein Bild zu geben, meint Bachelard in der Lyrik des neunzehnten Jahrhunderts (allen voran bei Rilke und Baudelaire) und in den surrealistischen Texten des frühen zwanzigsten Jahrhunderts (unter anderem bei Michaux, Tardieu und Breton) alternative, nicht-euklidische Raumdarstellungen zu erkennen. Sein Anliegen ist es, so meine These, die Fähigkeit seiner Leser_innen, nicht-euklidische Räume wahrzunehmen, durch den Fokus auf poetische Raumproduktionen zu fördern.

Liest man Bachelards *Poetik* vor dem Hintergrund seiner Auseinandersetzung mit den neuen Raumkonzeptionen der Quantenphysik, so offenbaren sich unterschwellige Verbindungslinien zwischen der Beschäftigung des Autors mit naturwissenschaftlichen Studien und seinem späteren Interesse an der menschlichen Imaginationsfähigkeit. Gegenläufig zu der oftmals erfolgten Gegenüberstellung und mitunter behaupteten Inkompatibilität

von Naturwissenschaften und Literatur setzt er die beiden Forschungsbereiche in der *Poetik* „in einen aktiven Austauschprozess“, bei dem die „Literatur als Ideengeber der Naturwissenschaften“ fungiert „und die Naturwissenschaften als Antrieb der Literatur“ (Günzel 2006: 122). Seine Untersuchungen beschränkt er von vornherein auf den fest umrissenen und auch für Nicht-Physiker_innen nachvollziehbaren Gegenstand der positiven Raumerfahrungen, die Bachelard zufolge eine Art anthropologische Grundkonstante des menschlichen Daseins darstellen:

„Im vorliegenden Buch hat unser Forschungsfeld den Vorzug, genau begrenzt zu sein. Wir wollen nämlich sehr einfache Bilder untersuchen, *die Bilder des glücklichen Raumes*. Dieser Einstellung gemäß verdienten unsere Forschungen den Namen *Topophilie*. Sie gehen darauf aus, den menschlichen Wert der Besitzräume zu bestimmen, der gegen feindliche Kräfte verteidigten Räume, der geliebten Räume. Aus Gründen, die oft sehr verschieden sind, und mit den Unterschieden der dichterischen Nuance, sind es *gepriesene Räume*. Zu ihrem ursprünglichen Schutzwert, der durchaus real sein kann, kommen noch imaginierte Werte hinzu, und diese Werte sind bald die dominierenden Werte. Der von der Einbildungskraft erfaßte Raum kann nicht der indifferente Raum bleiben, der den Messungen und Überlegungen des Geometers unterworfen ist. Er wird erlebt. Und er wird nicht nur in seinem realen Dasein erlebt, sondern mit allen Parteinahmen der Einbildungskraft. Im besonderen [*sic*] ist er fast immer anziehend. Er konzentriert das Sein im Innern der Grenzen, die es beschützen. [...] Diesen Reichtum imaginierten Seins wollen wir erforschen.“ (Bachelard 1987: 25)

Im Gegensatz zu Martin Heidegger, der das Wohnen in seinem 1951 gehaltenen Vortrag „Bauen Wohnen Denken“ als eine allgemeine und bis zu einem gewissen Grad abstrakte metaphysische Kategorie in den Blick genommen hat, versucht sich Bachelard an der ganz konkreten Analyse des Hauses. Er versteht das Haus als einen geschützten Raum, der ontogenetisch in der Kindheit jedes Menschen, zu einer Zeit, in der dieser sein (Selbst-)Bewusstsein gerade erst ausbildet, von zentraler Bedeutung ist. Dieser Bezugspunkt ermöglicht es ihm, die positiven Werte des Raumes herauszustellen, der den Menschen umgibt. Der Mensch werde, so Bachelards programmatische (und durchaus fragliche) Ausgangsthese, in einen behüteten Raum hineingegeben: „Das Leben beginnt gut, es beginnt umschlossen, umhegt, ganz warm im Schoße des Hauses“ (Bachelard 1987: 33), erklärt er und widerspricht mit dieser Formulierung ganz explizit Heideggers Diktum des ‚in-die-Welt-geworfen-Seins‘. Bachelards Analyse der unterschiedlichen Räume frühkindlicher Erfahrung vom Keller bis zum Dachboden, von Nischen, Schränken, Truhen und Schubladen, zielt darauf ab, die jeweiligen Funktionen dieser Räume für die Genese des menschlichen Geistes so konkret wie möglich zu untersuchen. Er versucht in der *Poetik*, die in *L'Expérience de l'espace* nur abstrakt formulierte Relation zwischen dem Raum (*l'espace*), der Erfahrung (*l'expérience*) und dem Bewusstsein (*la raison*) genauer zu bestimmen.

Dabei kommt eine Reihe impliziter Vorannahmen ins Spiel, die sich den Leser_innen aufgrund der unsystematischen Darstellungsweise der *Poetik*

oftmals nur zwischen den Zeilen erschließen. Einige Zusammenhänge, mit denen sich Bachelard auf die in den 1950er Jahren in Paris rege geführten psychoanalytischen Diskussionen bezieht, hat er bereits in seinen vorangehenden Schriften zur Imagination entwickelt und erwähnt sie in der *Poetik* daher eher beiläufig. Sie betreffen vor allem (1) den Status des dichterischen Bildes als autonomes Gebilde, (2) die Rolle der Imagination für die Subjektkonstitution und (3) die anthropologischen Grundbestimmungen zur Relation zwischen dem Subjekt und der es umgebenden Räumlichkeit.

(1) Den Ausgangspunkt für die *Poetik* bildet Bachelards Faszination für den „wahrhaft unerwarteten Charakter des [dichterischen] Bildes“ (1987: 8) und dessen Wirkungsmacht: „In seiner Neuheit, in seiner Aktivität, besitzt das dichterische Bild ein eigenes Wesen, eine eigene Dynamik. Es beruht auf einer direkten Ontologie. An dieser Ontologie wollen wir arbeiten“ (1987: 8), proklamiert er gleich zu Beginn seiner Studie.

Bachelard geht in der *Poetik* von einer absoluten Autonomie des Bildlichen aus. Im Gegensatz zu einer philosophischen Idee lasse sich ein poetisches Bild nicht kausal erklären und besitze insofern keine Vergangenheit, „zumindest keine nahe Vergangenheit, in deren Verlauf seine Vorbereitung und seine Heraufkunft verfolgt werden könnte“ (1987: 7-8). Das Bild sei weder subjektiv noch objektiv, es bilde nichts ab, sondern eröffne vielmehr in seinem „plötzliche[n] Hervortreten“ (1987: 7) eine neue Perspektive auf eine mögliche Zukunft.

In seiner Konzeption des poetischen Bildes beruft sich Bachelard auf die Theorie des „Widerhalls“ (*le retentissement*), die der russisch-französische Psychiater und Phänomenologe Eugène Minkowski in seiner 1936 erschienenen Studie *Vers une cosmologie* entwickelt hat.[7] Minkowski versteht unter dem Widerhall ein vorrangig (aber nicht ausschließlich) akustisches Phänomen, bei dem sich das Subjekt derart von seiner Umwelt erfüllen lässt, dass es gewissermaßen zu ihrem Resonanzkörper wird:

„Der Widerhall ist also viel ursprünglicher als die Gegenüberstellung von Ich und Welt, wie sie die Psychologie üblicherweise vornimmt. Er ist beiden Seiten eigen, und da wo man von einer solchen Gegenüberstellung ausgeht, vereint er sie in ein und derselben Bewegung. Wir erleben, wie sich eine Melodie, eine Symphonie, ja wie sich ein einzelner Ton – vor allem wenn er erhaben und tief ist – in uns ausdehnt, wie er bis in die Tiefe unseres Seins vordringt, mit uns mitschwingt und tatsächlich, gleich einer Welle der Zuneigung, in uns widerhallt.“
(Minkowski 1936: 106)[8]

Minkowski zufolge ermöglicht der „Widerhall“ einen ‚ursprünglichen‘ Zugang zum menschlichen Dasein, den es zu intensivieren beziehungsweise zu reaktivieren gilt, um eine alternative Heilungsmöglichkeit für schizophren erkrankte Patient_innen zu erforschen, denen mit den sprachlich basierten Ansätzen der Psychoanalyse meist nicht zu helfen ist. Wenn sich diese auf das Phänomen des Widerhalls einließen, so Minkowski, könnten sie ursprüngliche, harmonische Formen eines Weltzugangs diesseits von sprachlichen Zuschreibungen und Vorstellungen erproben und von ihren Störungen geheilt werden.

Ich möchte behaupten, dass Bachelard an Minkowskis (quasi-metaphysisches) Sympathiekonzept anschließt, um anhand des dichterischen Bildes

ähnliche Formen eines alternativen affektiven Weltverhältnisses zu erkunden. Denn im dichterischen Bild, wie Bachelard es versteht, kommt ein ähnlich ‚ursprüngliches‘ räumliches Verhältnis zum Ausdruck wie es in Momenten des „Widerhalls“ erlebt wird. „In diesem Widerhall“, so erklärt Bachelard in Anlehnung an Minkowskis Theorie, „bekommt das dichterische Bild eine Klangfülle des Seins. Der Dichter spricht an der Schwelle des Seins.“ (1987: 8) Bachelard zufolge entsteht das dichterische Bild im Moment der *rêverie*, der „kreativen Träumerei“. Die Einzigartigkeit und Neuheit, die in solchen Momenten zum Ausdruck kommt, könne eine Intensität entfalten, so Bachelard, die die Subjekt-Objekt-Relation, welche unser Denken sonst bestimmt, außer Kraft zu setzen vermag: „Auf der Ebene des dichterischen Bildes wird die Dualität von Subjekt und Objekt in schillernden Spiegelungen gebrochen und unaufhörlich in ihren Umkehrungen wirksam.“ (1987: 10) Gelingt es den Leser_innen, sich beim Lesen eines poetischen Textes (wie der Dichter während des Schaffensprozesses) in den Zustand der kreativen Träumerei zu versetzen, so wird es ihnen möglich, diesen anderen Zugang zur Welt zu erfahren, sich von den „zweckgebundenen geometrischen Systemen [zu] befreien“ (Bachelard 1987: 72) und damit auch den ersehnten neuen Zugang zum Raum zu gewinnen. In der ekstatischen Hingabe an das dichterische Bild kann der schöpferische Zugang zum Sein von den Leser_innen nachempfunden werden – vorausgesetzt, diese sind in der Lage, sich völlig unvoreingenommen auf die besondere Ontologie des Bildes einzulassen. „[...] die Phänomenologie der Einbildungskraft verlangt, daß man die Bilder erlebt“, schreibt Bachelard, „daß man die Bilder als jäh, unvermittelte Ereignisse des Lebens nimmt. Wenn das Bild neu ist, dann ist die Welt auch neu.“ (1987: 68)

Bachelards Herleitung des poetischen Bildes aus der kreativen Träumerei erinnert an Ludwig Binswangers Schrift *Traum und Existenz* von 1930, die 1954, drei Jahre vor Erscheinen von Bachelards *Poetik des Raumes*, mit einer ausführlichen „Einführung“ von Michel Foucault in Frankreich veröffentlicht worden war.^[9] Foucault spricht hier von der „anthropologische[n] Bedeutung des Traumes“ (2001: 144), den er im Rekurs auf philosophische Konzeptionen von Spinoza bis Wittgenstein als eine „absolut besondere Erfahrungsform“ (2001: 125) und eine „konkrete Form der Offenbarung“ (2001: 128) bezeichnet:

„Es ist nicht möglich, auf den Traum die klassischen Dichotomien der Immanenz und der Transzendenz, der Subjektivität und der Objektivität anzuwenden; die Transzendenz der Traumwelt [...] lässt sich nicht in der Begrifflichkeit einer Objektivität definieren, und vergeblich würde man sie im Namen ihrer ‚Subjektivität‘ auf eine mystifizierte Form von Immanenz zurückführen wollen. [...] Die Kosmogonie des Traumes ist der Ursprung der Existenz selbst.“ (Foucault 2001: 137)

Vor dem Hintergrund von Minkowskis und Foucaults Überlegungen wird verständlich, warum Bachelard immer wieder von einer „direkten Ontologie“ (1987: 8) des dichterischen Bildes spricht. Beide Autoren interessieren sich für „ursprüngliche [...] Formen des Denkens“ (Foucault 2001: 107). Während Minkowski für den ursprünglichen Zugang zur Existenz die *affektive* Ebene stark macht, betont Foucault die Bedeutung *imaginativer* Prozesse für das Verständnis existenzieller Strukturen des menschlichen Daseins. In seiner

„Einführung“ erwähnt der junge Foucault auch die Rolle der Dichtkunst: Die „Dichtkunst“ [...] lehrt, wie man die Faszination der Bilder zerbricht, um der Imagination wieder einen freien Weg hin zu dem Traum zu eröffnen, der ihr als absolute Wahrheit ihren ‚unzerbrechlichen nächtlichen Kern‘ darbietet“ (2001: 172). Drei Jahre später wird Bachelard das poetische Bild aus der kreativen Träumerei hervorgehen lassen, die mit den „Träumen der Nacht“ (1987: 36) korrespondiert.[10] Zugleich wird er (mit Minkowski) die affektive Wirkung des poetischen Bildes hervorheben.

Doch wie verhalten sich poetische Bilder im Allgemeinen zu den poetischen Bildern des Hauses, die im Zentrum der *Poetik* stehen? Bachelard gesteht ein, dass die Wahl dieses Gegenstandes irritieren mag:

„Im ganzen [*sic*] ist die Diskussion unserer Thesen auf einen Boden gestellt, der uns ungünstig ist. Das Haus ist allerdings zunächst einmal ein Objekt für die Geometrie. Man ist versucht, es rational zu analysieren. Seine erste Wirklichkeit ist sichtbar und greifbar. Es ist aus genau zugeschnittenen festen Körpern gemacht, aus sorgfältig zusammengesetzten Balken. Die gerade Linie ist vorherrschend. Das Bleilot hat ihm das Merkmal seiner Weisheit, seines Gleichgewichts gegeben. Ein solches geometrisches Objekt sollte eigentlich den Metaphern widerstreben, die den menschlichen Körper, die menschliche Seele aufnehmen.“ (1987: 68)

Die besondere Bedeutung des Hauses liegt für Bachelard in der Tatsache begründet, dass das menschliche Dasein fundamental auf die frühkindliche Erfahrung einer behütenden Räumlichkeit angewiesen ist, um die Vorstellung einer „beschützte[n] Innerlichkeit“ (1987: 30) zu entwickeln. Das Haus stellt für ihn einen „Raum des Trostes und der Intimität“ (1987: 68) dar und wirkt als „eine der großen Integrationsmächte“ (1987: 33) für die Gedanken, Erinnerungen und Träume des Menschen. Anders – aber nicht minder metaphorisch – ausgedrückt: Das Haus gibt der „weiche[n] Materie der Innerlichkeit“ eine „Form“ (1987: 69), ohne die der Mensch „ein verstreutes Wesen“ (1987: 33) wäre. An dieser Stelle kommt die Rolle der Imagination ins Spiel.

(2) Bachelard betont in seiner Studie mehrfach, der Raum werde „nicht nur in seinem realen Dasein“ erlebt, „sondern mit allen Parteinahmen der Einbildungskraft“ (1987: 25) wahrgenommen. Diese Aussage kann mit zeitgenössischen psychoanalytischen Diskussionen der 1950er Jahre über die Imagination als zentrale Komponente bei allen Akten der Subjektkonstitution in Verbindung gebracht werden, die vor allem an Jacques Lacans berühmten, bereits 1936 gehaltenen Vortrag „Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion“ anknüpfen.[11] Da das Ich, das sich im Spiegelstadium konstituiert, letztlich auf einem Bild basiert, ist für Lacan die ganze Sphäre des Bildhaften – die er mit dem Begriff des Imaginären bezeichnet – für die Subjektbildung zentral. Ähnlich wie Lacan weist auch Bachelard den imaginativen Kräften eine besondere Bedeutung für die Subjektconstitution zu. Während Lacan in seiner Spiegeltheorie auf die imaginäre Erfahrung der Ganzheit des Individuums und die mit ihr zusammenhängende Trennung von der zuvor als verbunden empfundenen Außenwelt abhebt, fokussiert Bachelard in der *Poetik* auf den anthropologischen Zusammenhang zwischen dem schützenden Raum des Hauses und den imaginativen Fähigkeiten des

Kindes. Die bildgebenden Eigenschaften des Hauses (wie auch anderer Geborgenheitsräume) führen Bachelard zufolge dazu, dass das Kind im Zuge seiner frühkindlichen Selbstkonstitution positive Gefühle von Geborgenheit imaginiert und als eine Art psychische Disposition ausbildet. Bachelards grundlegende Prämisse besagt, dass der Mensch die räumliche Erfahrung des Hauses im positiven Sinne in seine Selbstkonstitution integriert und mithilfe der Einbildungskraft – gewissermaßen in Analogie zu den als schützend erfahrenen Grenzen des Hauses – die Vorstellung von sich selbst als einem abgegrenzten und behüteten Ich mit einer räumlich verstandenen Innerlichkeit entwickelt: „Überall im Laufe unseres Werkes werden wir sehen, wie die Einbildungskraft in diesem Sinne arbeitet, wenn das Sein die geringste Zuflucht gefunden hat“, heißt es in der *Poetik*, „wir werden sehen, wie die Einbildungskraft ‚Mauern‘ aus ungreifbaren Schatten baut, wie sie sich mit Illusionen von Umhegtsein stärkt“ (1987: 32).

(3) Die Rolle, die dem das Subjekt umgebenden Raum bei der Ausbildung von Innerlichkeit im Zuge der Selbstkonstitution des Ichs zukommt, lässt sich Bachelard zufolge besonders gut anhand poetischer Texte untersuchen, die sich dem Haus und anderen räumlichen Behältnissen wie Nestern, Muscheln, Schubladen, Truhen und Schränken widmen. Da das dichterische Bild des Hauses der „reinen Einbildungskraft“ (Bachelard 1987: 15) entspringt, die wie die frühkindliche Selbstkonstitution und wie das von Minkowski beschriebene Phänomen des Wiederhalls vorbegrifflich operiert, können im Bild des Hauses Formen einer unmittelbaren, nicht diskursivierten Wechselbeziehung zwischen Subjekt und Raum zum Ausdruck kommen. Sie werden denjenigen Leser_innen, die sich von der Intensität des poetischen Bildes affizieren lassen, (wieder) erfahrbar. Im affektiven Erlebnis der dichterischen (Raum-)Bilder soll letztlich – und das ist gewissermaßen der Fluchtpunkt der *Poetik* – ein Raumerlebnis in Gang gesetzt werden, das den Erkenntnissen der neueren Mikrophysik über nicht-euklidische Räume gerecht wird. Bachelard versucht, mit dem raumanthropologischen Ansatz der *Poetik* die Leerstelle aus *L'Expérience de l'espace* von 1937 neu und anders zu füllen und entwickelt ein Verfahren, das auf das Ziel der „kopernikanischen Revolution“ hin ausgerichtet bleibt. Doch anders als zwanzig Jahre zuvor schlägt er diesmal den umgekehrten Weg ein: In der *Poetik* beruft sich Bachelard nicht mehr auf mathematische und physikalische Abstraktion, um neue Raumerfahrungen anzuregen, sondern auf künstlerische Konkretion.

Unklar bleibt freilich, auf welche Weise der vorsprachliche Prozess, bei dem das Subjekt anhand des ihn umgebenden Raumes erste Vorstellungen von Innerlichkeit entwickelt, mit der Sprachlichkeit des dichterischen Bildes zusammengedacht werden kann. Möglicherweise hat Bachelard (mit Roman Jakobson) schlichtweg vorausgesetzt, dass die Poetizität des dichterischen Bildes die Regeln normaler Alltagssprache zu überwinden vermag und nicht mit ihr in eins gesetzt werden kann – er äußert sich hierzu jedoch nicht explizit. Mit seiner Theorie, die Bachelard in Anlehnung an Minkowski eine „Anthropo-Kosmologie“ (1987: 68) nennt, zielt er auf die großen Zusammenhänge, die bereits 1937 in der zuvor zitierten kryptischen Formulierung „Ein Raum, eine Erfahrung, ein Bewusstsein“ aus *L'Expérience de l'espace* anklängen. Dass die theoretischen Feineinstellungen bei seiner Analyse der grundsätzlichen Auswirkungen der Raumerfahrung auf den

menschlichen Geist mitunter ins Hintertreffen geraten, nimmt er in Kauf. Denn letztlich geht es Bachelard um eine allgemeine raumanthropologische Grundbestimmung des menschlichen Daseins. Er hat nichts Geringeres zum Ziel, als „darüber Rechenschaft ab[zulegen], daß der Kosmos den Menschen formt“ und „daß das Haus den Menschen verwandelt“ (Bachelard 1987: 68).

4.

Inwiefern lassen sich nun die raumanthropologischen Überlegungen Bachelards für zeitgenössische Diskussionen fruchtbar machen? Welche Aspekte eignen sich, um an sie anzuknüpfen und sie kritisch weiterzuentwickeln?

Der Beitrag von Jan S. Hutta leistet in meinen Augen eine kritisch-produktive Auseinandersetzung mit Bachelard, wie sie im deutschsprachigen Raum bisher kaum stattgefunden hat. Hutta beschäftigt sich in seinem aktuellen Forschungsprojekt mit Formen „subjekt-räumlicher Relationalität“ und sucht nach Erklärungsansätzen, denen es gelingt, das ihm zufolge in sozialwissenschaftlichen Ansätzen bis heute weitgehend unterbelichtete komplizierte Wechselverhältnis zwischen Raum- und Subjektkonstitution zu erhellen. Um Bachelards Überlegungen für sich fruchtbar zu machen, unterzieht er die *Poetik* zunächst einer „grundlegenden Demontage“ und versucht abzustreifen, was er die „humanistisch-essentialisierenden Züge“ Bachelards nennt. Daran anschließend überführt er die Impulse, die ihn an Bachelards ‚Theorie‘ interessieren, in seine Auseinandersetzung mit dem Begriff der „Geborgenheit“.

Hutta interessiert sich vor allem für die erfahrungsgenerierende Kraft des poetischen Bildes bei Bachelard und betrachtet dieses als Produkt einer generativen Phase, in der die wechselseitige Hervorbringung von Raum und Subjektivität – oder, in Huttas Worten, die „Konstitution von Subjektivität-im-Raum“ – beobachtbar wird. In seiner affekttheoretischen Deutung Bachelards korreliert Hutta dessen Überlegungen zum poetischen Bild mit neueren nicht-repräsentationalen Ansätzen von Deleuze und Massumi. So kann er das poetische Bild als eine „verdichtete Form räumlicher Intensitäten“ begreifen, die ereignishafte, erfahrungsgenerierende affektive Momente von besonderer Intensität entfalten kann. Mit seiner abschließenden Analyse der Werke der australischen Künstlerin Patricia Piccinini rückt Hutta die affektiven Dimensionen von Kunst in den Mittelpunkt seiner Untersuchung. Er deutet die paradoxen Wirkungen von Piccininis Skulpturen in Anlehnung an Bachelard als affektive Intensivierungen von gegenläufigen Prozessen im Betrachter, die zu einer verstörenden „Subjektivität-im-Raum“ führen.

Hutta begreift das poetische Bild bei Bachelard als einen künstlerischen Zugang zur Welt, der ebenso wie in der Literatur auch in den bildenden Künsten zum Ausdruck gebracht und den jeweiligen Rezipient_innen eröffnet werden kann. Die besondere *Sprachlichkeit* des poetischen Bildes spielt für ihn dabei ebenso wenig eine Rolle wie Bachelards Bezugnahme auf die Entdeckung und Erforschung nicht-euklidischer Räume in der modernen Physik. Zwar stimmt Hutta mit Bachelard darin überein, dass wir die Erfahrung des poetischen Bildes nicht auf soziale oder subjektive Determinierungsmechanismen reduzieren sollten, andererseits jedoch fordert er von Bachelards Überlegungen eine stärkere gesellschaftlich-historische Verankerung. Diese ließe sich im

Anschluss an Benjamins dialektische Bilder entwickeln, so gibt Hutta zu verstehen – eine interessante Idee, die er leider nicht weiter ausführt. Denn in der Tat ließen sich Benjamins Miniaturen über die *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert*, die historisch konkret zu verorten sind und die eigene historische Situiertheit kontinuierlich reflektieren, für eine differenzierte historisierende Betrachtung produktiv machen, schließlich behandeln sie eben die frühkindliche Raumwahrnehmung, die Bachelard so interessiert.[12]

Im Beitrag von Thomas Dörfler gerät die konkrete Lektüre von Bachelards *Poetik* angesichts eines Rundumschlags gegen den Poststrukturalismus, die Postmoderne und den Konstruktivismus etwas in den Hintergrund. Obgleich Dörflers Plädoyer für eine stärkere Berücksichtigung des Leiblichen zuzustimmen ist, scheint mir, dass er mit seiner allzu pauschalen Kritik an den genannten *evil theories* über das Ziel hinausschießt und letztlich nicht deutlich machen kann, ob und – wenn ja – weshalb er die Auseinandersetzung mit der *Poetik* empfiehlt. Anders als Dörfler bin ich der Meinung, dass es sinnvoll ist, Bachelard *vor dem Hintergrund* der poststrukturalistischen und konstruktivistischen Einsichten der letzten vier oder fünf Dekaden neu zu lesen. Denn interessant wird die Relektüre der *Poetik* in meinen Augen erst dann, wenn man Bachelards Überlegungen, die auf radikale Weise von einer subjektiven Perspektive ausgehen, mit den eher subjektvergessenen poststrukturalistischen Theorien korreliert – und zwar mit dem Ziel, alternative Beschreibungen jenseits altbekannter Grabenkämpfe zu ermöglichen.

Ein solcher Ausweg deutet sich im Beitrag von Stephan Günzel an. Denn das Besondere an Bachelard liegt Günzel zufolge darin, dass er die im Anschluss an Descartes in der Philosophie oftmals unhinterfragt übernommene Unterscheidung zwischen einer im Inneren des Subjekts angesiedelten *res cogitans* und der außerhalb des Subjekts befindlichen *res extensa* zu unterlaufen versucht. Günzel betont, dass sich die von Bachelard untersuchten literarischen Raumbilder primär aus der ‚Erfahrung‘ ableiten und daher jenseits der philosophischen Leitdifferenz zwischen Innen und Außen zu verorten sind. Zwar bezweifle ich, dass sich der Begriff der ‚Erfahrung‘ eignet, um ein Weltverhältnis jenseits der traditionellen Innen/Außen-Dichotomie zu begründen, doch würde auch ich Bachelards *Poetik* als Versuch deuten, Descartes‘ folgenreiche philosophische Unterscheidung zu überwinden.[13] Ich glaube aber, dass Bachelard hierfür im Anschluss an Foucaults Binswanger-Diskussion bewusst sein Konzept der ‚kreativen Träumerei‘ entwickelt hat, das in seinen komplexen Anleihen auf den philosophisch traditionsreichen Begriff des ‚Traumes‘ für die Begründung eines solchen alternativen Weltverhältnisses eintreten sollte. Geht man mit Pravica davon aus, dass Bachelard im Rahmen seiner wissenschaftstheoretischen Überlegungen einen neuen *tentativen* Zugang zur Welt erproben möchte, so lässt sich seine Auseinandersetzung mit der Literatur zugleich als Versuch deuten, sich für die Entwicklung dieses neuen Zugangs deren experimentelle Beschreibungsformen zu eignen zu machen. Da die kontraintuitiven nicht-euklidischen Geometrien kaum zu veranschaulichen sind und sich dem Vorstellungsvermögen weitgehend entziehen, bedarf es einer besonderen Form der Vermittlung, um diese Raumstrukturen denkbar werden zu lassen. Es verwundert nicht, dass Bachelard in der *Poetik* vor allem auf Lyrik zurückgreift, die die Zeit-Raum-Relationen auf besondere Weise zu verdichten weiß.

Es handelt sich bei Bachelards Herangehensweise keineswegs um einen Rückfall in eine neue Form des Essentialismus, wie es Huttas Anschuldigung nahelegt, Bachelard mache von einem „essentialistisch getönten Raumbegriff“ Gebrauch. Wenn Bachelard jedes dichterische Bild als singulär begreift, so bedeutet dies, dass das dichterische Bild nicht essentialistisch, sondern, ganz im Gegenteil, differenztheoretisch gedacht werden muss. Die Pointe – und zugleich die Hauptschwierigkeit – seiner Konzeption besteht in meinen Augen vielmehr darin, dass er einem derart flüchtigen und kaum zu fassenden Phänomen wie dem poetischen Bild dennoch eine Art ‚ontischen Status‘ zuzusprechen versucht.

Viele der anderen Kritikpunkte, die Hutta an Bachelards „ontologischem Okular“ anführt, sind natürlich gerechtfertigt. Bachelard argumentiert in der *Poetik* nicht historisch, sondern universalistisch. Er liest, wie Hutta bemängelt, in der Tat nur weiße männliche Autoren und erweist sich insofern vielleicht nicht als besonders progressiver Theoretiker (diese Kritik würde jedoch ebenso auf Lacan, Foucault oder Deleuze zutreffen). Auch fällt es schwer, darüber hinwegzusehen, dass der Prototyp des ‚Hauses‘, das Bachelard in der *Poetik* vor Augen steht, das Landhaus einer gutsituierten bürgerlichen französischen Familie zu sein scheint – ein Haus, das Erinnerungen ermöglicht, welche bei weitem nicht jedermann zur Verfügung stehen. Die Beschränkung auf das Haus erweist sich ohnehin als problematisch: Landschafts- und Stadträume, denen bei der Ausbildung positiver Gefühle im Zuge der Selbstkonstitution ebenfalls eine wichtige Rolle zukommen kann, werden von Bachelard nicht berücksichtigt. Und auch wenn man wie Anthony Vidler die von Bachelard angeführten Hausbeispiele als Sehnsuchtsbilder begreift – als nostalgische Reaktion auf die Erfahrung einer um sich greifenden „unhomeliness“ (Vidler 1992: 64) in der Moderne –, so schleicht sich doch in manchen Formulierungen der Eindruck einer nostalgischen Rückwärtsgewandtheit ein.

Liest man Bachelard hingegen mit Blick auf sein Anliegen, die mit der euklidischen Geometrie verbundenen repräsentationalen Begrifflichkeiten zu unterlaufen, so offenbart sich hinter dem Hang der *Poetik* zum Heimelig-Nostalgischen ein ungleich radikalerer theoretischer Zug zum Offenen und Gewagten. Bachelards Auseinandersetzung mit poetischen Bildern will uns bewusst machen, wie stark wir in unserer Raumwahrnehmung von der euklidischen Geometrie und von Kontinuitätstheoremen beeinflusst sind und wie schwer es uns fällt, diese zu überwinden. Ist man bereit, die ‚geometrische Brille‘ bei der Lektüre der *Poetik* zumindest versuchsweise abzustreifen, so lassen sich Leseerfahrungen machen, die das Vorstellungsvermögen von nicht-euklidischen Räumen durchaus befördern können. Hierfür jedoch muss man sich als Leser_in, ähnlich wie es Minkowski in *Vers une cosmologie* beschrieben hat, in einen ‚mitschwingenden‘ Lesemodus begeben und die eigene begrifflich operierende analytische Beobachterposition bis zu einem gewissen Grad suspendieren. Es ist nicht zuletzt der Problematik dieses Unternehmens geschuldet, dass die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der *Poetik* bis heute so große Schwierigkeiten bereitet.

Als Literaturwissenschaftlerin kann ich Bachelards Herangehensweise einiges abgewinnen. In zahlreichen literarischen Werken besonders des späten neunzehnten und des frühen zwanzigsten Jahrhunderts lassen sich Versuche

ausmachen, die Beschränkungen der menschlichen Wahrnehmung aufzuheben und mit neuen Raumlogiken zu experimentieren. In Texten von Robert Musil, Franz Kafka oder Virginia Woolf beispielsweise werden mithilfe von neuen Erzählperspektiven, syntaktischen Konstruktionen und Metaphern verschiedene neue Erzählformen erprobt, die einer dreidimensionalen Raumlogik zuwiderlaufen. Produktiv an Bachelard anzuschließen hieße für mich, diese und andere literarische Texte genauen Analysen zu unterziehen, um die jeweiligen poetischen Verfahren zur Generierung neuer Raumlogiken möglichst genau zu bestimmen. Auf diese Weise wird es möglich, dem komplexen Zusammenhang zwischen der Hervorbringung von Raummodellen und der Verwendung bestimmter Erzählperspektiven, Narrative und Metaphern nachzuspüren. Eine solche Analyse kommt problemlos ohne den Bezug auf eine ‚direkte Ontologie‘ aus. Ihr Ziel bestünde darin, die Bedeutung von metaphorischen Ausdrucksformen und von perspektivischen Einstellungen für unsere Raumproduktion zu betonen – und auf die besondere Rolle hinzuweisen, die der Literatur in diesem Prozess zukommt.

Endnoten

- [1] Dies mag auch daran liegen, dass Étienne Gilson die *Poetik* in der Einführung zur englischen Erstübersetzung als “one of the major modern contributions to the philosophy of art” (1964: xiv) bezeichnet und sie in den höchsten Tönen gepriesen hat. In der Folge wurde Bachelard in den 60er und 70er Jahren besonders von (amerikanischen) Architekturtheoretiker_innen enthusiastisch rezipiert, vgl. Norberg-Schulz 1971. In aktuelleren Diskussionen zeichnet sich auch in der amerikanischen Rezeption ein ambivalenteres Bild ab: Andrew Thacker bezeichnet die *Poetik* als “a quirky yet stimulating blend of phenomenology and psychoanalysis” (2003: 15) und Joan Ockman erklärt in ihrer Review für das *Harvard Design Magazine*, Bachelards “well-known vision of the oneiric house, with its rather nostalgic and essentialist world view, comes across as historically dated” (1998: o. P.).
- [2] Obwohl der Text als Klassiker der Raumtheorie gilt, wird er in zahlreichen einschlägigen Literatur- und Philosophielexika nicht angeführt. Eine Ausnahme stellt die von Jörg Dünne und Stephan Günzel herausgegebene Anthologie zur Raumtheorie dar, vgl. Dünne/Günzel 2006: 166-179.
- [3] Die bis dato einzige deutschsprachige Monographie zur *Poetik* stammt von Klaus Jäger (2009).
- [4] Im Original: „Il faudrait, sinon l’abandonner [le réalisme, J. W.], du moins le modifier de fond en comble. Autant vaudrait alors lui trouver un autre nom.“ Mein herzlicher Dank geht an Rina Schmeller, die die Zitate aus *L’Expérience de l’espace* von Bachelard und aus *Vers une cosmologie* von Minkowski übersetzt und den vorliegenden Beitrag lektoriert hat.
- [5] Im Original: „C’est qu’une découverte nouvelle faite sur la structure de l’espace ou du temps entraîne toujours une réaction sur la structure de notre esprit. [...] De tels bouleversements étaient jadis si rares qu’on pouvait bien parler de raison invariable. Kant, écrivant après deux mille ans de progrès monotones poussés dans la voie unique de la pensée euclidienne, pouvait bien, d’une manière assez légitime, prendre le cadre géométrique comme la forme *a priori* de la sensibilité externe. Le caractère indéfini de l’espace euclidien, son isotropie, son uniformité, son indifférence [...], tout contribuait à légitimer l’emploi monotone d’un même cadre. Un espace, une expérience, une raison. Mais voici que les ‘espaces’ se multiplient et que l’expérience se divise: les façons de comprendre doivent se multiplier, la raison doit évoluer. En particulier une ‘révolution copernicienne’ de l’abstraction doit être tentée. Comme l’esprit ne tire plus l’abstrait du concret, comme l’esprit est, au contraire, habilité à former directement l’abstrait, il est tout naturellement amené à proposer cet abstrait rationnel à l’expérience, bref, à produire l’expérience sur

des thèmes abstraits nouveaux. Cette *production* dépasse singulièrement en portée l'*induction* plus ou moins amplifiante. Elle renverse vraiment l'axe de la connaissance empirique.“

- [6] Zum Begriff der „Induktion“, den Bachelard hier im Sinne einer ‚Einwicklung‘ verwendet und mit dem er sich unter anderem in seinem *Essai sur la connaissance approchée* (1927), in *La Valeur inductive de la relativité* (1929) und in *Le Rationalisme appliqué* (1949) auseinandergesetzt hat, um der neueren experimentellen Physik und der von ihr erzeugten erkenntnistheoretischen Problematik Rechnung zu tragen, vgl. das Kapitel „Von der Induktion zur Einwicklung“ in Pravica 2015: 82-141 im Manuskript.
- [7] Bachelard verweist in der *Poetik* an zwei Stellen explizit auf Minkowskis *Vers une cosmologie*, vgl. Bachelard 1987: 8, 40.
- [8] Im Original: „Ce retentissement est ainsi bien plus primitif que l'opposition entre le moi et le monde, telle que la conçoit habituellement la psychologie. Il est commun aux deux et, là où pareille opposition est faite, les unit toujours dans le même mouvement. Une mélodie, une symphonie, voire même un seul son, surtout quand il est grave et profond, se prolongent en nous, pénètrent jusqu'au fond de notre être, résonnent, retentissent réellement en nous, comme le fait également un mouvement de sympathie.“
- [9] Zwar erwähnt Bachelard Foucault und Binswanger in seiner *Poetik* an keiner Stelle, es ist jedoch davon auszugehen, dass er diese für seine Überlegungen offensichtlich zentrale Publikation kannte.
- [10] Traum, Bild und Dichtkunst stehen bei Foucault in einem anderen Zusammenhang als bei Bachelard, dessen kreative Träumerei (*rêverie*) auf einer anderen Ebene anzusiedeln ist als der Traum bei Binswanger und Foucault. Eine genauere Analyse der Unterschiede zwischen den beiden Konzeptionen würde hier zu weit führen.
- [11] Bezüge zwischen der Imagination und der Subjektkonstitution wurden bereits in den Theorien von Freud und Jung hergestellt, im Anschluss an Lacan wird die Frage nach dem Status der Einbildungskraft jedoch besonders virulent und unter anderem von Winnicott und Bion diskutiert, vgl. Iser 1998.
- [12] Ob Bachelard Benjamins Miniaturen kannte, ist ungewiss; wahrscheinlich jedoch hätte er sie in diesem Fall aufgegriffen und in seine *Poetik* integriert. Benjamins *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert* wurde im Deutschen erstmals 1950 postum von Theodor W. Adorno veröffentlicht. Fünf der Miniaturen hat Benjamin in Zusammenarbeit mit Jean Selz in den Jahren 1933/1934 selbst ins Französische übersetzt, publiziert wurden diese Texte 1954 in der Zeitschrift *Les Lettres nouvelles*, vgl. Rexroth 1972: 968-970, 979-986. Das vollständige Konvolut der *Berliner Kindheit* erschien in Frankreich erst 1978 in der Übersetzung von Jean Lacoste.
- [13] Zur Geschichte und Bedeutung der Innen/Außen-Dichotomie sowie den Versuchen ihrer Überwindung vgl. Campe/Weber 2014.

Autor_innen

Julia Weber ist Literaturwissenschaftlerin mit Schwerpunkten in der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft.
julia.weber@fu-berlin.de

Literatur

- Bachelard, Gaston (1937): *L'Expérience de l'espace dans la physique contemporaine*. Paris: Alcan.
- Bachelard, Gaston (1987): *Poetik des Raumes*. Aus dem Frz. von Kurt Leonhard. Frankfurt am Main: Fischer.
- Campe, Rüdiger / Weber, Julia (Hg.) (2014): *Rethinking Emotion. Interiority and Exteriority in Premodern, Modern, and Contemporary Thought*. Berlin / Boston: De Gruyter.
- Dünne, Jörg / Günzel, Stephan (Hg.) (2006): *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Feynman, Richard (1995): *The Character of Physical Law*. Cambridge: MIT Press.
- Foucault, Michel (2001): Einführung zu *Traum und Existenz* von L. Binswanger. In: Michel Foucault, *Dits et écrits*. Schriften in vier Bänden. Bd. 1: 1954–1969. Hg. von Daniel Defert und François Ewald. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 107-174.
- Gilson, Étienne (1994): Foreword to the 1964 Edition. In: Gaston Bachelard, *The Poetics of Space*. Aus dem Frz. von Maria Jolas. Boston: Beacon Press, xii-xiv.
- Günzel, Stephan (2006): Phänomenologie der Räumlichkeit. Einleitung. In: Jörg Dünne / Stephan Günzel (Hg.), *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 105-128.
- Iser, Wolfgang (1998): Imagination. In: Michael Kelly (Hg.), *Encyclopedia of Aesthetics*. New York u. a.: Oxford University Press, Bd. 2, 468-471.
- Jäger, Klaus (2009): *Die Phänomenologie der poetischen Imagination bei Gaston Bachelard*. Frankfurt am Main u. a.: Lang.
- Merleau-Ponty, Maurice (2003): Der Zweifel Cézannes. In: Maurice Merleau-Ponty, *Das Auge und der Geist. Philosophische Essays*. Hg. von Christian Bermes. Hamburg: Meiner, 3-27.
- Minkowski, Eugène (1936): *Vers une cosmologie. Fragments philosophiques*. Paris: Aubier.
- Norberg-Schulz, Christian (1971): *Existence, Space and Architecture*. London: Studio Vista.
- Ockman, Joan (1998): *The Poetics of Space* by Gaston Bachelard. In: *Harvard Design Magazine* 6, o. P., <http://www.harvarddesignmagazine.org/issues/6/the-poetics-of-space-by-gaston-bachelard> (letzter Zugriff am 4. Juli 2015).
- Pravica, Sandra (2015): *Bachelards tentative Wissenschaftsphilosophie*. Wien: Passagen Verlag (im Erscheinen).
- Rexroth, Tillman (1972): Anmerkungen zu Benjamins *Berliner Kindheit um Neunzehnhundert*. In: Walter Benjamin, *Gesammelte Schriften*. Bd. 4, Zweiter Teil. Hg. von Tillman Rexroth. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 964-986.
- Thacker, Andrew (2003): *Moving through Modernity: Space and Geography in Modernism*. Manchester: Manchester University Press.
- Vidler, Anthony (1992): Nostalgia. In: Anthony Vidler, *The Architectural Uncanny: Essays in the Modern Unhomely*. Cambridge: MIT Press, 63-66.

Mächtiger Boden

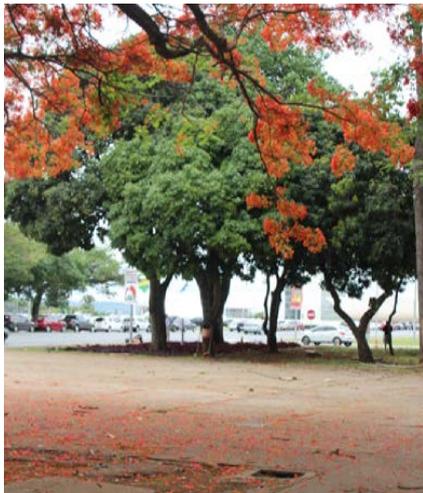
Essay über den Versuch, einen Staatsapparat zu erlaufen

Marie Luise Birkholz

Gerade der städtische Boden, den jeder Bewohner und jede Bewohnerin tagtäglich mit all ihrem Gewicht begehen oder befahren, besitzt wissenschaftlich ein ausgesprochen dünnes Fundament. Das diesem Text zugrunde liegende Forschungsvorhaben thematisiert die Art und Weise des gestaltgebenden politischen Kontexts horizontaler Architekturen. Wie formt die Intentionalität deutscher Stadt- und Bundespolitik die Gestaltung von Böden auf repräsentativen Plätzen? Die Analyse setzt bei der Größendimension von Oberflächentextur, Fugenformation und Kantenqualität an. Das in der Urbanistik institutionalisierte Forschungsvorhaben verortet sich methodisch interpretativ-qualitativ im Feld der Kulturwissenschaften. 2014 ermöglichten der DAAD und die Bauhaus-Universität Weimar der Autorin einen Forschungsaufenthalt in Brasilien. Im Vorfeld wurde die Bodengestaltung zwischen dem Amt der Kanzlerin und dem Haus der Parlamentarier in Berlin untersucht, die offiziell nicht als Platz, sondern als öffentliche Grün- und Erholungsanlage gewidmet ist. Als Pendant fiel die Wahl des Reiseziels auf den *Praça dos Três Poderes* (Platz der drei Gewalten), der in Brasília vom Präsidentspalast und dem Höchsten Gericht eingefasst wird.

29.10.2014, Brasília

Ich lande, finde den Bus und schließe Bekanntschaft mit Raul, dessen Geburtsstadt Brasília ist. Der Flughafentechniker kann also nicht über 55 Jahre alt sein, denn erst so kurz existiert Brasiliens Hauptstadt hier, im Landesinneren. Er beginnt zu schwärmen: Brasília sei wunderschön! Gerade fange die Regenzeit an und die Flammenbäume blühten – rot blühende Bäume, deren Blütenblätter die Krone zieren und gleichzeitig wie ein roter Schatten auch den Boden bedecken (Abb. 1). Die verschiedenen Farben der Blüten zeigten die Zeit des Jahres an. Brasília sei wunderschön – seine Begeisterung steckt mich unmittelbar an, denn sie kommt vollkommen unerwartet. Ich war hier gelandet, konzentriert auf die Architektur und die Bodengestaltungen und innerlich gewappnet gegenüber einer eher unwirtlichen Stadt. Freund_innen und Kolleg_innen hatten ambivalent



über mein Reiseziel berichtet. Ich würde vor allem viel Rasen sehen, war die Prophezeiung. Die Stadt sei „interessant“ – aber ein einziger Besuch hätte ihnen gereicht.

Die Anzahl der Stunden, die der Arbeitsweg einer Person in Brasília in Anspruch nimmt, und der Kontostand dieser Person seien immer genau entgegengesetzt, erklärt Raul. Wir durchfahren diese flache Stadt, deren Weite am Flughafen, im Botschaftsviertel und auch im Stadtzentrum spürbar ist. Mit Nachdruck regt Raul einen Besuch der Kathedrale an – Platzgestaltungen empfiehlt er nicht. Ich achte darauf, denn ich war angereist, um mir die horizontale Gestaltung im Regierungsviertel und den Platz der drei Gewalten anzusehen.

Vor 55 Jahren noch breitete sich hier der Cerrado – die Savanne – aus (Abb. 2). Wie würde das politische Zentrum eines Landes gestaltet worden sein an einem Ort, an dem es für diese Gestaltung keinerlei physische Grundlage gab – außer Sand? Warum war mir in persönlichen Gesprächen vor allem von Rasenflächen erzählt worden, obwohl die Reiseführer ausführlich von Oskar Niemeyers Bauten berichten? Welchen Stellenwert würden öffentliche Plätze besitzen in einer Stadt, die nach wie vor kritisch als Autostadt charakterisiert wird? Konnte mir die Gestaltung dieses Regierungssitzes etwas über die des Regierungssitzes in Berlin verdeutlichen? Ich verabschiede mich von Raul, steige auf der *Eixo Monumental*, der zentralen Ost-West-Achse Brasílias, aus dem Bus und beginne – zu laufen.

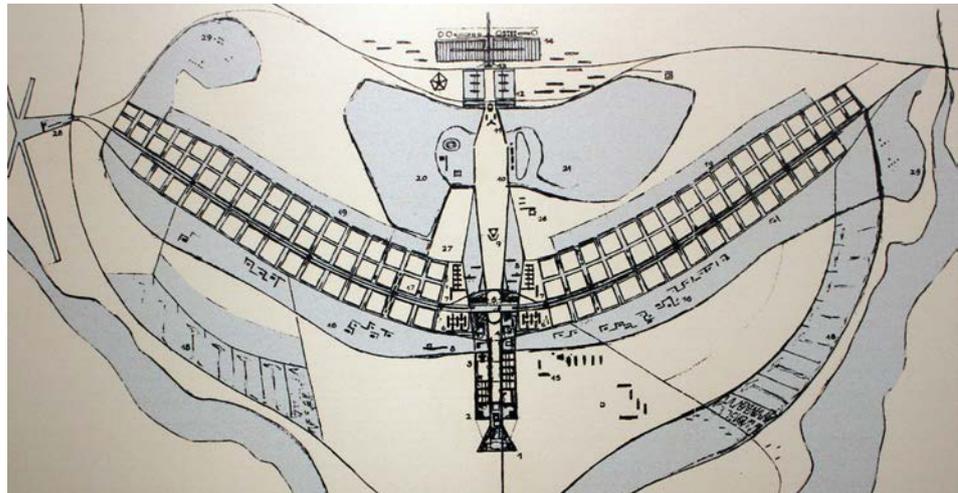
Planhauptstadt in der Savanne

Die Planhauptstadt Brasília wurde am 21. April 1960 eröffnet und liegt wie eine Markierung, wie ein Kreuz in der Mitte dieses aus europäischer Perspektive riesigen Landes (Abb. 3). Brasília ist eine Hauptstadt vom Reißbrett, deren Regierungsviertel sich entlang einer ungefähr neun Kilometer langen Hauptachse ausbreitet. Diese *Eixo Monumental* bildet mit der gebogenen *Eixo Rodoviário de Brasília* ein Kreuz, das, wie landläufig behauptet wird, aus der Luft wie ein Flugzeug aussieht. Die Interpretation gründet auf der Bezeichnung *Plano Piloto*, die der Architekt Lúcio Costa ungefähr 1957 an seinen Entwurf der Hauptstadt geschrieben hatte. Der Platz der drei Gewalten, das Ziel meines Ausflugs, ist auf dem Plan der Bug des Flugzeugs. Er liegt gemeinsam mit dem Kongress einzig und allein auf der ansonsten durch Rasen bedeckten Achse, die von zwei jeweils sechsspurigen Einbahnstraßen

Abb. 1 Brasília ist wunderschön (Quelle für alle Abbildungen außer Abb. 2 und 3: Eigene Fotos Marie Luise Birkholz)

Abb. 2 Square of the Three Powers, Autor: Mário Fontenelle 1957 (fotografiert von Marie Luise Birkholz im Espaço Cultural Lúcio Costa)

Abb. 3 Plano Piloto,
Autor: Lúcio Costa
(fotografiert von
Marie Luise Birkholz
im Espaço Cultural
Lúcio Costa)



längsseitig flankiert wird. Rechts und links reihen sich sämtliche Ministerien aneinander, am Bug jeweils flankiert durch den Präsidialpalast und das Höchste Gericht. Dieser Bug liegt geografisch erhöht auf einem Plateau.

Rasen und Laufen

Ich möchte nicht Auto fahren, da mein Ziel die Feldforschung ist und ich den Boden nur zu Fuß gut im Blick habe. Den vollen und lauten Busbahnhof im Rücken, erstreckt sich vor mir die endlos weite und vollständig leere Rasenfläche der Monumentalachse (Abb. 4). Die Fläche besitzt weder sichtbare Begrenzungen noch Wege oder Unterbrechungen. Um der Orientierung willen wähle ich schließlich einen asphaltierten schmalen Weg am Rand, der sich später als Radweg entpuppt. Das sandige Rot der Savanne scheint durch das trockene Grün des Rasens hindurch. Die Regenzeit fängt gerade erst an. All die noch im Flugzeug betrachteten Pressefotos, auf denen saftig dichter Rasen dominierte, wurden offensichtlich erst am Ende dieser Regenzeit aufgenommen. Ich laufe und laufe geradeaus und gleiche gedanklich Fotografien mit dem ab, was ich sehe, und Erzähltes mit Aufgeschriebenem. Die Rasenfläche wirkt so wenig einladend, dass ich sie vergesse, nur laufe und gedanklich abschweife. Ihre Monotonie, das gleichbleibende rötliche Grün, die identische Rasenhöhe, also die unveränderte Qualität dieser Monokultur langweilen mich. Sie sorgen dafür, dass ich das Areal gern und dringend hinter mich bringen würde. Ich denke an den Hinweis, dass ich in Brasília vor allem Rasen sehen würde, und wundere mich über diese schnelle Beweisführung.

Abb. 4



Abb. 5



Die Fläche hier besitzt trotz ihrer Trockenheit eine besondere Qualität, denn sie zeigt keinerlei Fugen. Der Rasen, den ich bisher in Brasilien beobachten konnte, war verlegt. Fertigrasenquadrat an Fertigrasenquadrat bedeckte die Flächen um Brücken, Shoppingcenter, Kreuzungen und dergleichen mehr. Dieses laut meiner Beobachtung typisch brasilianisch-alltägliche visuelle Phänomen sandig-rötlicher Zwischenräume, wo eine vertrocknete Fertigrasenkachel auf die jeweils benachbarte trifft, fehlt hier. Ein Urbanist aus Belo Horizonte spricht davon, dass der Rasen Teil eines „aesthetic war“ sei. Die Rasenkacheln, deren vier Ecken sich vor Trockenheit bald in die Höhe bogen, würden verlegt, aber nicht bewirtschaftet. Plätze würden im Moment ihrer Gestaltung einladend präpariert, doch die verbauten Materialien – und so zum Beispiel kurzlebiger und schlecht gepflegter Rasen – besäßen eine Verfallszeit von oft nur zwei bis drei Jahren. Dieser Umstand sorgte dafür, dass nach Ablauf der Zeitspanne keiner der Plätze mehr die Qualität besitze, die zum Verweilen einladen würde.

Auf der Monumentalachse ist der Rasen angewachsen. Ein anderer Gedanke amüsiert mich: dass Bauherren eine Monumentalachse planen, bauen, sie mit der Zuschreibung „monumental“ betiteln und gleichzeitig beschließen, sie – in einer Savannenlandschaft – mit Rasen zu belegen. Die prophezeite Aussage, dass ich am Rasen im wahrsten Sinne des Wortes „nicht vorbeikommen“ würde, bekommt eine physisch-geografische Dimension. Denn ich laufe und sehe nichts als Rasen. Dem entmutigend konstant fern bleibenden Horizont weiche ich aus, indem ich über sechs Fahrbahnspuren auf die bebaute südliche Straßenseite wechsele.

Beton wie ein Teppich

Abwechslung folgt: Vor mir breiten sich auf einer weiten und leeren Fläche Niemeyers bekannte Bauten der Nationalbibliothek und des Nationalmuseums aus. Der Boden ist auf diesem Areal anders gestaltet (Abb. 5). Ich laufe jetzt über eine gegossene, fugen- und irritationslose, monochrome, helle Fläche. Rigoros flach und wie alles in Bodennähe leicht rötlich eingefärbt, reicht diese Ebene nahtlos an die Bibliothek, das Museum und die Flutlichtstrahler heran, auch an die Straßen. Aus einem Guss. Runde Wasserbecken sind randlos in den Boden eingelassen – besonders auf meinen Fotografien wirken die ruhigen Wasserflächen wie ein artifizieller und besonders gelungener Schatten für das Halbrund des Museums. Bis auf einige wenige schnurgerade Dehnungsfugen und weniger schnurgerade Entwässerungsrinnen liegt der Boden glatt – und auf der Wasserfläche spiegelnd – wie eine Schlittschuhbahn unter den zwei skulpturalen Gebäuden. Einige Schmutzflecken haften am Boden, sonst unterbricht oder strukturiert ihn nichts – keine Fuge, keine Form, keine Farbe, keine Einfassung, keine Erhebung. Er zeigt weder Spuren von Bewegung noch Veränderungen an. Kein Pflanzenhalm, keine Verwerfung weit und breit. Es gibt keinerlei taktile Bodenleitsysteme für sehbenachteiligte Menschen – ein Umstand, der auffällt, werden solche Leitsysteme doch zurzeit in den großen brasilianischen Städten flächendeckend (geradezu „obsessively“, so der Urbanist aus Belo Horizonte) in begehbare Flächen integriert. Dieser monochrome Boden aus am Ort gegossenem Kunststein, der in seiner Qualität einem Sockel ähnelt, lenkt alle Aufmerksamkeit auf das, was er präsentiert. Er

leitet nicht, er strukturiert nicht, er schafft keine Orientierung. Es geht allein um die Architektur, und es war auch der Architekt selbst, der diesen Boden gestalterisch erdacht hat.

Blick nach unten

Ich schaue nach unten und fotografiere fortwährend den Boden unter meinen Füßen. Die Aufmerksamkeit der Menschen, denen ich begegne, ist mir sicher, denn mein Verhalten scheint aufzufallen. Dass ich Touristin bin, wird von weitem erkannt – lasse ich raten, dann komme ich vermeintlich aus den USA oder Europa. Mein häufiges Stehenbleiben und Notieren sowie der Gegenstand, auf den ich mich konzentriere, machen neugierig. Ich füge mich weder sprachlich noch visuell noch durch meine Fortbewegung ein. Die Forschung selbst stellt mich sichtbar vor klimatische Herausforderungen. Meine bisherige Praxis der Feldforschung funktioniert nicht. Hier bin ich exponiert – bisher zog ich es vor, Teil des Forschungsfeldes zu werden. Trotz angelesenem Hintergrundwissen ist mir sehr viel von dem, was ich beobachte, neu. Es tun sich immense Diskrepanzen auf. Zur Einordnung suche ich im Anschluss verstärkt das Gespräch mit Bekannten und Kolleg_innen vor Ort. Das hier Festgehaltene ist die Momentaufnahme meines bisher einmaligen Besuchs von Brasília im Oktober 2014.

Scharfkantig blendend und abgesperrt

Nach der beeindruckend fugenlosen Bodengestaltung um das Museum bewege ich mich weiter in Richtung Bug des Flugzeugkörpers. Die Ministerien folgen aufeinander. Eins gleicht dem nächsten, und so richtet sich mein Blick schnell wieder nach unten. Wo ist der Gehweg? Im Gegensatz zu den groß angelegten Rasen- und Betonflächen ist der breite Streifen zwischen Gebäuden und Straße nicht klar definiert. Größere, oft zerbrochene Platten liegen mit teilweise bis zu zehn Zentimeter breiten Abständen nebeneinander (Abb. 6). Kunststein, Rasen, Sand und Asphalt wechseln sich ab. Auffällig ist, dass ich trotz der Materialvielfalt das Gefühl habe, nicht von der Stelle zu kommen. Welcher



Abb. 6



Abb. 7

gestalterische Aspekt provoziert – neben der Monotonie – dieses subjektive Empfinden? Oder anders: Was verbindet dieses – in meinen Augen – wenig ansehnliche, unzweckmäßige und gleichzeitig funktionale Areal mit dem großflächig ausgebreiteten Rasen oder Kunststein? Die simple Beobachtung, dass ich als Fußgängerin auf keiner dieser Flächen weiß, wo mein Weg ist, und dass ich diese Freiheit nicht als positiv erlebe, fällt mir als erstes ein.

Später erreiche ich den Nationalkongress. Ich wechsele über die Monumentalachse auf die nördliche Seite. Eine weiß blendende Rampe (vor der brasilianischen Fußballweltmeisterschaft 2014 besetzten sie Demonstrierende) führt hinauf auf den ebenfalls weiß reflektierenden Platz, der die wohl am meisten fotografierten weißen halbrunden Aufbauten des Kongresses präsentiert. Hinter dem Kongress entdecke ich schlussendlich den Planalto-Palast – den offiziellen Arbeitsplatz von Präsidentin Dilma Rousseff, der am Platz der drei Gewalten steht. Nach drei Stunden Fußweg bin ich endlich am Ziel meines Ausflugs angekommen. Ein Fernsehjournalist spricht vor dem Gebäude einen Text in die Kamera; die Präsidentinnengarde vertritt sich auf der Stelle die Beine. Das Weiß ihrer Uniformen überstrahlt noch das Weiß des glitzernen Quarzes der Rampe, auf der sie stehen, und die hier, wie beim Kongress, aufwärts in das Gebäude, den Palast, führt (Abb. 7). Das Gebäude steht nach hinten versetzt, davor ein provisorischer Zaun. Ich merke, wie die Blicke der Garde mir folgen, meine auf den Boden gerichtete Kamera zieht wohl ihre Aufmerksamkeit auf sich.

Die Steine dieses präsidialen Aufgangs sind glatt, rechtwinklig und scharfkantig, die Fugen dünn. Die verlegten Reihen folgen in zwei unterschiedlichen Tiefen aufeinander. Pro Reihe variiert die Breite der Steine. Weder Schmutz noch Gebrauchsspuren oder Unkraut stören die Flächenwahrnehmung. Sie blendet – auch, wenn Wolken die Sonne bedecken. Durch ihr Material heben sich die Rampen am Kongress sowie am Palast und, wie ich später sehen werde, auch am Höchsten Gericht von ihrer Umgebung ab. Der Stein liegt in Variationen auf all diesen Flächen im Reihenverband, auch die Intensität seiner Zeichnung ist verschieden. Diese weißen Rampen, Aufgänge oder architektonischen Formen setzen sich durch ihre schnurgeraden Kanten, ihre Helligkeit und Gepflegtheit präzise von ihrer Umgebung ab.

Endlos ankommen

Der Platz der drei Gewalten, den sie einfassen, ist mit Kleinsteinen gepflastert (Abb. 8). Dieser Kleinstein ist behauen und nicht gesägt, was bedeutet, dass kein einziger Stein dem nächsten gleicht. Es bedeutet auch, dass die Fugen im Vergleich zu den bisher gesehenen Flächen aus gesägtem Quarz im Verhältnis zum Stein viel Raum einnehmen. Der rötliche Sand färbt die eher grauen Steine. Im ersten Moment bin ich überrascht. Der Platz wurde mir als ausgesprochen hell und blendend beschrieben – unter mir liegt gewöhnlicher, günstiger und simpel verlegter Kleinstein.

Indem er so breit ist wie zuvor die Rasenfläche, kann ich auch hier die gegenüberliegende Seite nur erahnen. Später werde ich auf einer Karte nachmessen und feststellen, dass der Kopf der Monumentalachse nur 120 mal 220 Meter misst – gefühlt war das Areal fünfmal so groß. Vereinzelt stehen Objekte auf dieser weiten Fläche, die auf mich leer und doch unübersichtlich wirkt. Vermutlich bedingt durch die fehlende Randbebauung empfinde ich das Areal nicht als Platz. Es ist vielmehr ein Vorplatz der mit großem Abstand anliegenden Gebäude. Dadurch, dass das Gelände hinter ihnen abfällt, kann ich Richtung Horizont schauen.

Die Betonung der drei Gewalten im Namen des Platzes der drei Gewalten fügt den Kongress als dritte Instanz in das Arrangement dieses Platzes ein, der jedoch weiter südlich Teil der Monumentalachse ist. Am Ort selbst ist diese auf Plänen sehr eindrücklich dreieckige Verbindung für mich nicht nachvollziehbar. Den rechtwinkligen Platz der drei Gewalten – den Bug – trennt eine breite Straße, eine weite, ebenfalls rechtwinklige Wasserfläche, ein ebenso angelegter Parkplatz und ein linear aufgereihter Palmenhain von der spürbaren Anbindung zum Kongress.

Ich konzentriere mich auf den homogen steinernen Platz, der seitlich von den Zäunen des Palastes und des Höchsten Gerichts begrenzt wird. An der langen Stirnseite steht die wohl größte Fahne der Welt sowie die Gedenkstätte *Pantheon des Vaterlandes und der Freiheit Tancredo Neves*. Ein Ort der Ehre ‚aller‘, dieser Geschichtsschreibung nach offensichtlich fast ausschließlich männlichen, Vorkämpfer der Brasilianischen Republik. Namensgeber ist der durch seinen Tod nicht ins Amt gekommene, aber 1985 mit großer Mehrheit gewählte, erste demokratische Präsident Brasiliens.



Abb. 8

Im Zentrum: kleine Steine auf weiter Flur

Heller Kleinstein erstreckt sich ungerichtet gepflastert bis zu den Straßen rund um dieses rechtwinklige Areal – gefühlt bis zum Horizont (Abb. 9). Die Fläche ist weder so perfekt und glatt wie die kunststeinerne ‚Schlittschuhbahn‘ um das Museum, noch so gepflegt und schimmernd wie der Quarzstein um die repräsentativen Gebäude. Die Fugen sind zu weiten Teilen verwittert, manchmal neu verfüllt. Die Steine selbst sind nicht besonders homogen. Ihre Färbung ändert sich leicht von Areal zu Areal. Allen gemein ist der durch den sandigen Grund bedingte rötliche Schleier. Der Verbund ist fest, aber verwittert, kleine Pflanzen wachsen, besonders nahe an den Rändern, zwischen den Steinen hervor. Es handelt sich um eine homogene Fläche, die viel weniger blendend, glitzernd und weiß ist, als ich es während dieser Tage in Gesprächen über die Platzgestaltung von einer Urbanistin an der Universität höre („almost shining“). Das rechteckige Areal wird alle 15,6 Schuhlängen (Größe 41 EU) durch längs und quer parallel angeordnete, deutlich dunklere Streifen gerastert. Diese kräftigen, aus einer grobkörnigen Kunststeinmasse hergestellten Linien verbinden optisch die vier gegenüberliegenden Gebäude. Vor allem machen sie den Platz zu einem – wenn auch mit Kunst und Stadtmobiliar ausgestatteten – Exerzierplatz. Die Linien rastern den monochromen Boden in identisch quadratische Flächen. Der rechte Winkel hält durch dieses Element Einzug in die Fläche. Die Platzgestaltung, so die erwähnte Urbanistin, sei „more symmetric, more focused, more conducted and less distracted“ als alle anderen in Brasília. Truppen können sich am Raster der gebrochenen Natursteinfläche schnurgerade in Reih und Glied aufstellen. Die Funktionalität der Repräsentation findet durch sie ihren Ausdruck. Drei meiner fünf Bekannten in Brasília berichten amüsiert von der Teilnahme an politischen Zeremonien auf dem Platz der drei Gewalten. Auch wenn tausende Personen auf diesem Platz aufmarschierten, demonstrierten und sich versammelten – jede noch so große Masse wirke „vollständig verloren“. Später wird mir erklärt, dass diese Leere, dieser „big scale“, den Maßstab setze. Die Offenheit sei Bestandteil der Stadt. Sie erzeuge Sicherheit, sie fokussiere, sie schaffe rechtwinklige Symmetrie, sie vermeide Ablenkung.



Abb. 9



Abb. 10



Abb. 11

Vom Boden zur Postkarte

Ich war aus Rio de Janeiro nach Brasília geflogen. Ich hatte das omnipräsente, kunstvoll gepflasterte Wellenmuster *mar largo* an der Copacabana bewundert und viele andere gepflasterte Bilder am Boden entdeckt. Die von Kolonisierenden und Einwandernden importierte portugiesische Pflasterkunst, der zu Ehren 1986 in Lissabon eigens eine Schule gegründet wurde, hatte mir ganz neue Welten meines Untersuchungsgegenstandes eröffnet. Diese *calçada portuguesa* war jedoch offensichtlich kein Bestandteil des politisch repräsentativen Stadtzentrums von Brasília. Ich dachte an bildhafte, mehrfarbige und kunsthandwerklich anspruchsvolle Gestaltungen jenseits rechter Winkel. Als Touristin waren mir auch die unzähligen Accessoires aufgefallen, die das *mar largo* ziert. In Brasília finde ich nichts dergleichen. Das Stadtmarketing konzentriert sich hier auf die architektonischen Solitäre. Die in Rio und São Paulo besondere Aufmerksamkeit für Bodengestaltungen fehlt.

Im Gegensatz zu Feldstudien, die ich in Deutschland und Polen gemacht hatte, war mir in Rio de Janeiro und São Paulo die in besonderem Maße identitätsstiftende Funktion der Texturen des Straßenpflasters aufgefallen. So gibt es in Rio de Janeiro ganze Läden voller Handtücher, T-Shirts, Tassen oder ähnlichem, die großflächig mit dem schwarz-weißen Wellenmuster ihrer Strandpromenade bedruckt sind (Abb. 10) – Gegenstände, die wohlgernekt gerne sowohl von Brasilianer_innen als auch von Tourist_innen erworben und genutzt werden. Die *calçada portuguesa* in São Paulo und Rio de Janeiro ist aufgrund ihrer im Gegensatz zu Betonflächen geringen Praktikabilität ein nur mit großem Aufwand zu erhaltendes Gut. Wo dies – nicht zuletzt aus marketingstrategischen Gründen – gelingt, ist das Pflaster „in bester Verfassung“ und der Stolz der Stadtbewohner_innen.

Gedanklich in Berlin

Der Belag auf dem Platz der drei Gewalten provoziert in mir alles andere als Stolz. Ich hatte mich auf die erste Bank gesetzt, der ich, während meines Wegs überraschend, genau auf diesem Platz begegnet war. In Erinnerung an den festen Verbund der Copacabana, der keinen Stein als Souvenir freigab (am Brandenburger Tor verschwinden immerfort Pflastersteine aus „unerklärlichen“ Gründen), überrascht es mich, hier eine Vielzahl loser Steine im Pflaster zu entdecken (Abb. 11). Ich kann Pflastersteine aufheben und gleichzeitig den Palast der Präsidentin sehen. Sind Pflastersteine im politischen Kontext nicht Objekte mit Wurfpotenzial? Ich erinnere mich, dass in

der Berliner Geschichte manche Straßen nicht gepflastert wurden, mit der expliziten Begründung der Polizei, kein Material für den Widerstand liefern zu wollen. Das Forum vor dem Bundeskanzleramt in Berlin ist – selbstverständlich – nicht kleinteilig gepflastert. Ein sicherer Boden im befriedeten Bezirk der Bundesrepublik Deutschland liegt mindestens im festen Verbund oder ist aus Steinen größeren Formats verlegt. So großformatig, dass kein Individuum auf die Idee käme, einen Stein – aus diesen oder jenen Gründen – hochzuheben. Ich halte einen Stein in den Händen und mir fällt auf, weshalb er überhaupt kein sicherheitspolitisches Problem darstellt. Denn wohin sollte ich meinen Wurf richten? Nur einige Menschen können sehr weit werfen, und so liegen zumindest die repräsentativen Gebäude deutlich außerhalb der Reichweite eines Steinwurfs. Ich lege das Stück Belag wieder auf das Pflaster.

Wüsten im Stadtzentrum

Die Bank, auf der ich sitze, strahlt wie eine Heizung Wärme ab, ebenso der Boden. Die thermische Aufladung der verwendeten Materialien des Außenraumes war im Gespräch mit einer Professorin der Urbanistik in Brasília ein wichtiges Thema. Mir ist es in Deutschland bisher anders herum begegnet: Sitzgelegenheiten mit hoher Wärmeleitfähigkeit aus Granit oder Metall stehen vor allem in Bereichen, die von den für sie Zuständigen aus diversen und oft zu kritisierenden Gründen als Transitorte eingeordnet werden – wie gerade die großen Bahnhöfe der Deutschen Bahn oder so manche privatisierte Fußgängerzone.

Auch hier hält es mich nicht lange. Ein rennender Mann, der einen scheppernden Einkaufswagen vor sich her schiebt, veranlasst mich aufzustehen, doch dem Geräusch ist in Laufweite nicht zu entgehen. Ich kann den Mann nicht nur hören, sondern auch fortlaufend sehen. Er trägt dunkle, funktionale Kleidung, in dem Einkaufswagen eines Supermarkts transportiert er zwei Eimer und diverse Lappen. Diese benutzt er dazu, ein Auto zu putzen, das später von einer in Schwarz gekleideten Businessfrau in hochhackigen Schuhen abgeholt wird, die bar bezahlt. In Gedanken an die erwähnten 20.000 Menschen, die auf dieser Fläche verloren wirken würden, fällt auf, dass es gleichzeitig kein Problem wäre, sie vollständig unter Kontrolle zu halten. Ich kann feststellen, dass ich meine Kamera auf diesem repräsentativen Platz in der Hand behalte und nicht verstecke, wie ich es anfangs am Busbahnhof noch getan hatte. Die freie Sicht schafft ein Gefühl von Sicherheit im politischen Zentrum Brasiliens – jedoch nur bis zu dem Punkt, an dem sich dieses Gefühl in sein Gegenteil kehrt: der Punkt, ab dem ich nicht mehr beobachtet werden möchte. Für die Tauben, die sich dösend auf den 26.400 Quadratmeter weiten Boden schmiegen, ist offensichtlich nur der erste Punkt wesentlich.

Die Sonne senkt sich und ich mache mich auf den Rückweg. Gern wäre ich Bus gefahren, doch intuitiv in Richtung Hotel laufend, befinde ich mich auf der sechsspurigen Einbahnstraße – in die verkehrte Richtung. Die Weite erinnert mich daran, dass sich Brasília in der Mitte der brasilianischen Savanne befindet. Das halbe Jahr über liegt die geplant saftig grüne Monumentalachse rot, sandig und vertrocknet in der Mitte dieser Stadt,

Abb. 12



dieses Landes. Die Farbigkeit der Pflasterung auf dem Platz im Bug dieser Staatsmaschine nimmt das rötliche Grau der axialen und monumentalen Rasenfläche während der Trockenzeit vorweg. Was den Gedanken nahelegt, dass auch die Monumentalachse gern gepflastert gesehen worden wäre und der Rasen womöglich lediglich pragmatisch dazu dient, den staubigen Grund zu befestigen. Die Flammenbäume, von denen mir Raul erzählt hat, gibt es hier nicht. Ich habe überhaupt keine Blüten gesehen. Im Umfeld der Kathedrale, die mir als einziges Gebäude auf der Monumentalachse zum Betreten empfohlen worden war, gibt es Leben (Abb. 12). Hier fotografieren sich Brautpaare und Kinder schreien. Ist es ein Zufall, dass ausgerechnet um diesen Bau kein weites, monochromes Boden-Passepartout liegt? Der regelmäßig unterbrochene Betonboden wirkt nicht endlos; er bedeckt nur in Streifen den Grund und Grün wächst, wo es ihm möglich ist; die Fläche ist durch Vorsprünge, Markt- und Taxistände oder Plastiken unterbrochen, die deutlich in Bezug zum Bauwerk platziert wurden. Die einladende Geste der Plastiken und Skulpturen, der Bänke und Bühne an die kulturinteressierten Spaziergänger_innen schafft es, vor der Kathedrale – aber nicht auf dem Platz der drei Gewalten – gegen den Boden anzukommen. Es ist die Weite, die sich um ihrer selbst Willen ausbreitet und mich wissen lässt, dass ich an diesem Ort nur geduldet werde.

Sowohl als auch. Paradox

Einige meiner Aussagen über den Platz der drei Gewalten widersprechen sich: Ich berichtete zum einen von rigoroser Einsehbarkeit. Doch die Plastiken, Bänke, die Plattform oder das Touristenbüro werden visuell so sehr eins mit der Fläche, dass sie untergehen. Sie stehen auf dem Areal, nehmen jedoch keine Strukturen oder baulichen Beziehungen von ihm auf. Die gebauten Volumina entschwinden der (oder besser: meiner) Aufmerksamkeit. Positiv gewendet ist dieses Phänomen sehr beeindruckend, denn es unterstützt den offensichtlich intendierten Eindruck der Weite dieses Ortes. Ich erfahre diese Art negativer Fata Morgana unfreiwillig: An drei Tagen besuche ich den Platz der drei Gewalten – und bei jedem einzelnen Besuch vergesse, verpasse oder übersehe ich den *Espaço Cultural Lúcio Costa* (Abb. 13). 1992 wurde dieser unterirdisch gelegene Gedenkort zu Ehren des federführenden Architekten

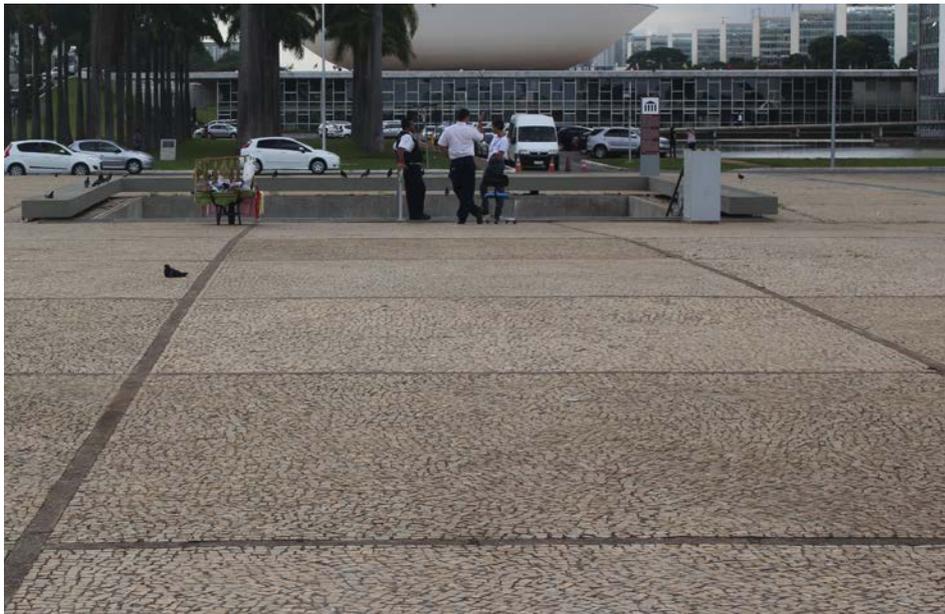


Abb. 13

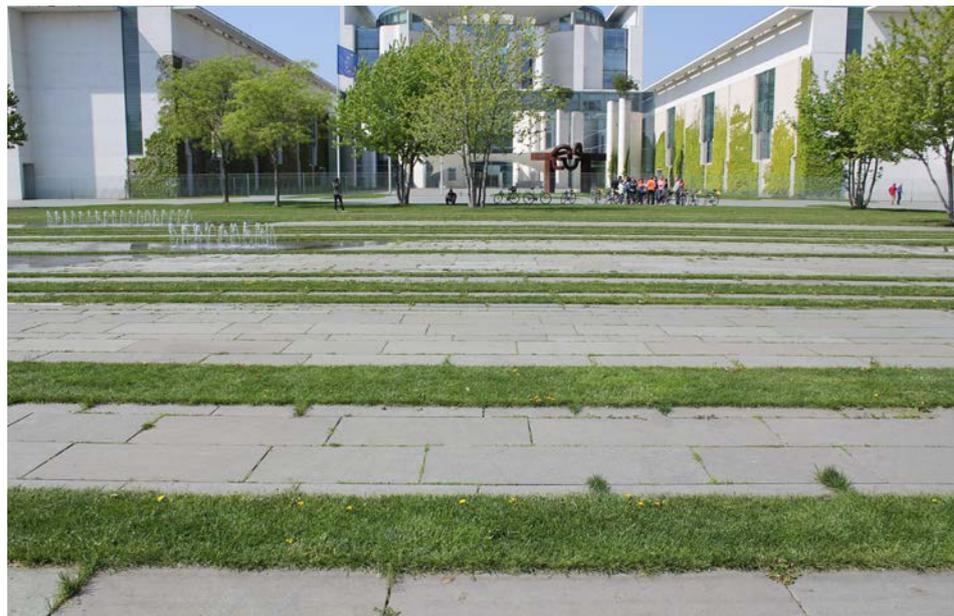
und Stadtplaners von Brasília eingeweiht. Er beherbergt das Modell des *Plano Piloto* und Originalskizzen. Ich erkenne den Eingangsbereich erst, als ich ihn explizit aufsuche – was im Nachhinein vollständig unverständlich erscheint. Meine Wahrnehmung kapituliert vor der Weite, vor dieser Leere, die genau genommen gar nicht so leer und gar nicht so weit ist. Denn der Vergleich zeigt, dass der Platz der drei Gewalten in seinen metrischen Ausmaßen das Forum vor dem Bundeskanzleramt nur unwesentlich übersteigt. Beide entsprechen ungefähr zwei Fußballfeldern und sind somit kleiner als andere Plätze oder flächige Anlagen ihrer Städte.

Auch die meinerseits und von Gesprächspartner_innen beschriebene Dominanz des rechten Winkels ist am Bug zumindest auf dem Boden nicht haltbar. Der Ruf dieses Areals scheint eher von den repräsentativen Gebäuden zu kommen, die sehr wohl blendend, weiß und rechtwinklig-scharfkantig daliegen. Das lose, offensichtlich kostengünstige und klassisch gebrochene Kleinsteinpflaster des Platzes jenseits der Gebäudeabsperungen widerspricht diesen Zuschreibungen.

Ebenso möchte ich die Bezeichnung vom Bug als dem repräsentativen Platz relativieren. Nach meinen Beobachtungen der Medien wird der durch seitliche Hänge, die Rampe, geschwungene Wasserflächen, das imposante Dach und Höhenunterschiede gekennzeichnete Eingangsbereich des Kongresses wesentlich öfter als Kulisse der Regierung oder ihrer Kritiker_innen für mediale Inszenierungen genutzt. Auch wenn zwischen verschiedenen Formen der Repräsentation unterschieden werden muss, kann festgehalten werden, dass sich der vollständig ebene Platz der drei Gewalten für Inszenierungen dieser Art offensichtlich weniger gut eignet – oder eignen soll? – als der Eingang des Kongresses. Seine repräsentative Strahlkraft besitzt er vielmehr durch die exponierte Lage und die physische Präsenz am Ort als durch mediale Inszenierungen. Er ist vor allem für die Gesamtanlage der Monumentalachse in ihrer Draufsicht wesentlich. Die Strahlkraft des Platzes, also sein Image, entsteht, wie gezeigt wurde, eher durch die Projektion der Eigenschaften der Regierungsgebäude auf seine Fläche.

Das Gefühl, auf den qualitativ mehr oder minder hochwertigen Bodengestaltungen dieses repräsentativen Areals nicht von der Stelle zu kommen,

Abb. 14



möchte ich ebenfalls noch einmal erwähnen. Hier besteht eine Zweischneidigkeit: Einerseits sind die Flächen sehr wohl in sich gerastert oder durch Gebäudekomplexe rhythmisiert, doch funktioniert ihr Leitsystem andererseits nicht für Fußgänger_innen. Eine Beobachtung, die für die „Autostadt“ womöglich akzeptiert werden kann – doch indem die Plastiken, Gedenkorte und renommierten Architekturen auf den Plätzen und ebenso die Ministerien gar nicht anders erreicht werden können als zu Fuß, ist diese sich selbst verteidigende Zuschreibung haltlos. Flächen zu rhythmisieren, Straßen passierbar zu machen und Kunst, Stadtmobiliar oder Bepflanzungen so zu platzieren, dass sie Orientierung bietenden Sinn ergeben, würde dem Status als Weltkulturerbe nicht widersprechen. Dieses Hin und Her zwischen Attraktivität und ausladender Beliebigkeit führte meinen Beobachtungen nach zu der kritischen Frage vieler Ortskundiger: „Und?! Wie war Brasília?“ Meine Antwort: „Fifty-fifty“, bestätigten die meisten. Mit Worten wie „aber“ oder „sowohl als auch“ beschreiben auch sie dieses Areal.

Szenenwechsel

Zurück in Berlin fällt mir der gerade bei Berliner_innen meines Bekanntenkreises unbeliebte Spreebogen samt den drei Regierungsgebäuden positiv auf (Abb. 14). Mein Fokus wandert von der abgetretenen und somit nicht mehr vorhandenen Rasenfläche vor dem Bundestag hin zu den vielen Personen, die diese dennoch und ganz selbstverständlich liegend, sitzend, hüpfend, radelnd beleben. Die Bänke im Schatten vor dem Kanzleramt fallen auf, genau wie die grundsätzliche Strukturiertheit des Areals. So macht es einen großen Unterschied, ob Rasen- und Steinstreifen – wenn auch nur in eine Richtung – den Bewegungsfluss lenken oder ob der Boden eben keinerlei Richtungen offeriert. Ebenso gewinnt die Materialität an Bedeutung bzw. ihr Verhältnis zur anliegenden Bebauung. Ein Gefälle zwischen der Materialqualität der Platzgestaltung und derjenigen der anliegenden Gebäude wie auf dem Platz der drei Gewalten wirkt sich meiner Ansicht nach auf die Menschen aus, die Platz oder Palast – und eben selten beides – nutzen. Denn bewertet die Materialität der deutlich verschiedenen und durch einen Zaun getrennten

Areale nicht diejenigen, die ‚ihren‘ Bereich nutzen, sowohl in der eigenen Wahrnehmung als auch in der von außen? Die Materialität der Platzgestaltung vor dem Amt der Kanzlerin ist und wirkt einerseits anspruchsvoll; andererseits fällt sie nicht als ausgesprochen besonders oder andersartig auf. Dass die fehlende adäquate Bewirtschaftung der Fläche – oder anders herum: ihre für die Art der Bewirtschaftung ungünstige Bauweise – genau diese geplant anspruchsvolle Gestaltung in der Nutzung über nur eine Saison auf Null setzt, konnte am Beispiel der repräsentativen Gestaltung in Brasília nachvollzogen werden.

Immer wieder Rasen und Stein

Rasen und Naturstein sind elementare Gestaltungselemente horizontaler Architekturen. Dass sie vielerorts in öffentlichen Räumen eingesetzt werden, erscheint uns selbstverständlich. Der repräsentative Anspruch einer Gestaltung entscheidet nicht über deren Wahl, sondern über die Art und Weise ihres Einsatzes. Wie diese Elemente eingesetzt werden, ihre Kombination zueinander, die Intensität ihres Einsatzes, die Ordnungsstruktur und Dimensionen sowie ihre Form- und Farbgebung entscheiden darüber, ob diese Elemente schlichtweg und für sich genommen das bleiben, was sie sind, oder ob sie die Tür zu einem komplexen Wirkungshorizont öffnen. Findet diese Öffnung statt, so stellen sich – gerade in der Gestaltung öffentlicher Räume – sofort eine Reihe von Fragen: Welche Art des repräsentativen Ausdrucks findet das Gemeinwesen, in diesem Fall ein nationales Gefüge? Welche Art der Machtdemonstration ist intendiert und wie erneuert sie sich? Inwiefern verschiebt sich der Bedeutungshorizont einer Gestaltung, wenn ihre statischen Elemente über die Jahre aus der Zeit fallen? In welchem Maße fördert oder behindert eine Gestaltung die Nähe zu den Bürger_innen und somit die Entfaltung sozialen Lebens?

Autor_innen

Marie Luise Birkholz ist Meisterschülerin der Bildhauerei und Raumforscherin mit dem Ziel, die Beziehung zwischen der gebauten Umwelt und ihren politischen Implikationen herauszuarbeiten.

marie.luise.birkholz@uni-weimar.de



Orwell Court

Gegen/Blicke in einer betongewordenen Wohnutopie im Londoner Nordosten

Raul Gschrey

Smile – you're on 24 hour CCTV

Es ist nun schon einige Jahre her, seit ich zum ersten Mal an dem Wohnkomplex im Londoner Distrikt Hackney vorbeikam. Auf einer rötlichen Ziegelsteinwand, gegenüber eines grauen, nicht gerade pittoresken Kanals, erregte ein Schild meine Aufmerksamkeit: „Orwell Court“. Direkt neben dem Namensschild des sozialen Wohnungsbaus forderte eine Plakette mit einem Kamerasymbol dazu auf, für die 24-Stunden Videoüberwachung zu lächeln. Bei genauerem Hinsehen zeigte sich, dass die Ankündigung nicht zu viel versprach: überall waren große und kleine, alte und neue Kameras installiert. Schätzungen zufolge hat London bis zu einer Million Überwachungskameras, die Tag für Tag jede_n Bürger_in durchschnittlich 300 Mal aufnehmen (Doyle/Lippert/Lyon 2011). Ich war spät dran für ein Treffen, also ging ich schnell weiter, aber dieses Bild blieb mir im Kopf.





Little Sisters

Orwell – an diesem Ort der Name des Autors des berühmten dystopischen Romans *1984*, der wie kein anderes Buch für die totale Überwachung und Unterdrückung ganzer Gesellschaften steht. Das London des Romans lebt im permanenten Ausnahmezustand und unter dauerhafter Beobachtung. Allgegenwärtige Bildschirme proklamieren die Losungen des Staatsfernsehens und schauen als Kameraaugen zurück in jedes Zimmer, auf jede Straße. Das Volk wird durch die ständige Angst vor externen und internen Feinden ruhig gehalten. Nur in den elenden Proletariervierteln hält sich subversives Verhalten und gibt es letzte Orte, die nicht dem stechenden Blick der Führerfigur ‚Big Brother‘ ausgesetzt sind. Blicke in die teilweise heruntergekommenen Fenster erinnern in der Tat an den Wohnkomplex des Protagonisten aus *1984* und überall in den düsteren Betonkorridoren des „Orwell Court“ mahnen Verbotsschilder. Die allgegenwärtigen Kameraaugen sind aber nicht verborgen, sondern selbst zu metallenen Warnungen geworden: ‚Little Sisters‘, jedoch nicht im Auftrag des ‚Ministry of Truth‘, das Orwell auf das Londoner Informationsministerium der Kriegszeit münzte, sondern als ‚Spione‘ schwer zu fassender privater und staatlicher Akteure.









Auch die architektonische Struktur des Wohnblocks zeigt interessante Perspektiven auf. So ist der U-förmige Komplex nur zu einer Seite geöffnet und die Fenster und Türen weisen in Richtung eines zentralen Hofes. Eigentlich als grüner Gemeinschaftsraum konzipiert, stellt sich hier ein spezielles Raumgefühl ein, es scheint keine Bewegung unbeobachtet, nur konformes Verhalten erwünscht. Unwillkürlich kommt das Panoptikon in den Sinn: ein kreisförmiger architektonischer Entwurf um eine zentrale, alles sehende Instanz, der von Jeremy Bentham im achtzehnten Jahrhundert entwickelt und für Gefängnisse und öffentliche Anstalten vorgeschlagen wurde. Später wurde das Konzept von Michel Foucault benutzt, um ein gesellschaftliches Modell zu beschreiben, das durch die andauernde Überwachung und Kontrolle und die Internalisierung des Blickes und die damit verbundene Selbst-Sanktionierung des Verhaltens eine Disziplinargesellschaft begründet (Foucault 1977). Wenn auch viel kritisiert und unter anderem unter den Begriffen ‚Kontrollgesellschaft‘ (Deleuze 2002) und ‚Postpanoptikon‘ (Bauman 2000) weiterentwickelt, bildet dieses architektonisch-gesellschaftliche Konzept eine der zentralen theoretischen Referenzen zur Beschreibung der zeitgenössischen Überwachungsgesellschaft. Ebenso sind die Figur des alles sehenden ‚Big Brother‘ und der Roman *1984* zu Bezugspunkten überwachungs- und gesellschaftskritischer Stimmen geworden. Wie das Panoptikon sind es Utopien^[1] bzw. Dystopien, visionäre (Sozial-)Raumbeschreibungen und emotionsbehaftete Metaphern, die in die Betrachtung von Räumen, Architekturen und in deren emotionale Rezeption hineinwirken.



My Home is My Castle

In den späten 1940er Jahren, zur Zeit der Veröffentlichung des Romans von George Orwell, war dieses Gebiet in London noch von Viktorianischen Arbeiterhäusern dominiert, der „Regents Canal“ hatte seine Wichtigkeit als Transportweg verloren und die Häuser und Straßen waren düster und heruntergekommen. So konnten hier stadtplanerische Phantasien verwirklicht werden, auch als Impuls, Licht und Ordnung in das chaotische Dunkel des Viertels zu bringen. In den frühen 1960er Jahren entstand der „Suffolk Estate“ mit den drei Gebäudehöfen: „Debenham Court“, „Laxfield Court“ und „Orwell Court“ – und damit fast 300 moderne Wohneinheiten in der Nähe der High Street des Stadtteils, in der die historischen Häuser erhalten blieben. Die Räume, die hier neu entstanden, entsprachen den hehren Zielen einer Lebensverbesserung für breite Bevölkerungsschichten, mit einer Trennung von Automobilität und Fußgängerraum, mit Gemeinschaftsgärten und einer engeren Nachbarschaft. Doch die Räume, die so entstanden, waren seriell konstruiert und erschwerten emotionale Bindungen. Und so zeigten sich bald die Kehrseiten des neuen Bauens und Zusammenlebens auf engstem Raum. Auch ein gesteigertes Sicherheitsbedürfnis ging damit einher, das in den allgegenwärtigen Überwachungskameras, in Zäunen, Gittern, Stacheldraht und in Hinweis- und Verbotsschildern seinen sichtbarsten Ausdruck findet.

Im Gebäudekomplex stehen den industriell gefertigten Wohnmodulen Individualisierungsversuche entgegen: Bewohner_innen dekorieren die Fenster und Türen – Farbkleckse in der grauen und rotbraunen Architektur, die in den Schwarz-Weiß-Bildern der Überwachungskameras notwendigerweise unsichtbar bleiben. Doch was macht die ständige Präsenz der allessehenden Kameraaugen mit dem öffentlichen Raum? An manchen Transitorten des Gebäudekomplexes gibt es gleich mehrere Kameras, die nicht nur jede Bewegung, sondern auch einander zu beobachten scheinen. Eine Bestätigung der eigenen Präsenz oder Ausdruck eines Zweifels an der Visualisierung selbst? Haben die Kameras gar unterschiedliche Adressaten? Wer schaut hier

eigentlich zu? Ist da Jemand? Ein Misstrauen gegenüber der Beobachtung zeigt sich in subversiven Gesten. So sind einige Kameras verdreht, sie weisen nach oben und zeigen Ausschnitte des Londoner Himmels.

Self-Fulfilling CCTV

Die dunklen, durch Kameras und Warnungen markierten, neuralgischen Orte vermitteln jedenfalls mir kein Sicherheitsempfinden und, wie viele Studien zeigen, hat sich Videoüberwachung auch nicht als adäquates Mittel der Verbrechensprävention erwiesen. Es findet eine Verlagerung an unbeobachtete Orte statt, die damit ihrerseits zu potentiell gefährlichen Orten werden und so eine weitere Ausdehnung der Videoüberwachung befördern (Klauser 2006). Auch im „Orwell Court“ kann man diese Entwicklung beobachten: Kameras verschiedener Generationen ergänzen sich und in der Umgebung wurden hohe, martialisch gesicherte Maste errichtet, die die anliegenden Straßen und Parkplätze dominieren. Doch trotz ihrer erhabenen Position und entgegen häufiger Annahmen erweitern Überwachungskameras nicht zwangsläufig den Blick: Orte werden ausschnitthaft auf zweidimensionale Mattscheiben reduziert; Unschärfe und Lichtverhältnisse schränken die Sicht ein. Auf den Monitoren einer Überwachungszentrale flimmern die immer gleichen Ausschnitte: Langeweile in Echtzeit. Da kommt es sehr gelegen, dass neuere computergestützte Systeme die ermüdende Aufgabe der Datenauswertung übernehmen können. Automatisierte Bewegungsmuster- und Gesichtserkennungssysteme schlagen nur dann Alarm, wenn verdächtiges Verhalten oder vordefinierte Personen(gruppen) erscheinen. Der fehleranfällige menschliche Blick wird hier durch Computererkennung ersetzt, doch bleibt die Ungewissheit, wer welche Parameter für normales Verhalten bestimmt.

In or Out?

Als ich im Sommer 2014 den Ort mit der Fotokamera erneut erkundete, war seit meinem ersten Besuch viel geschehen. Die Olympischen Spiele haben den





Orwell Court

Hackney Housing



CCTV
in operation

SECURITY NOTICE

This estate is under
constant 24 hr
CCTV surveillance

LONDON BOROUGH OF HACKNEY
ENVIRONMENTAL PROTECTION ACT 1990

**Any person who unlawfully deposits
or abandons refuse, carrier bags or litter
may be prosecuted and on conviction
be liable to a fine not exceeding £1,000.**

Chief Executive

**Dogs must be kept on leads
and must not be allowed to
foul footpaths or grass areas**

BY ORDER

Hackney Estate Management & Development

Hackney Homes
Contact No.
0208 356 2323



Camera No.

Images are being recorded
for the purposes of crime
prevention and public safety.

This scheme is controlled by
The London Borough
of Hackney.



Nordosten Londons entscheidend verändert. Die Bewohner_innen haben mit der Militarisierung während der Spiele eine Sicherheitsarchitektur erlebt, die wahrhaft ‚orwellsche‘ Dimensionen hatte. Marschland wurde zu Kapital und Hackney avancierte von einem „Geheimtipp“ zu einem Spekulationsort. Der Kanal und die High Street erstrahlen in neuem Glanz. Der „Orwell Court“ erschien mir jedoch nahezu unverändert, die Fenster, die auf den Innenhof blicken, die Ziegelwände, Warnschilder und Überwachungskameras. Mit der Kamera in der Hand fühlte ich mich wie ein Eindringling, eine weitere Linse, die das Leben in dem Wohnkomplex fremden Blicken aussetzt. Doch Aufnahme für Aufnahme erschien mir mein Blick weniger voyeuristisch, sondern wie ein Blick zurück – eine Form der Gegenbeobachtung, war doch meine Aufmerksamkeit auf die (Sicherheits-)Architektur und nicht auf die Bewohner_innen gerichtet. Auch die Reaktionen der Menschen waren bestenfalls indifferent – eine Wirkung der allgegenwärtigen Kameras? Doch nach den Kommentaren zweier Männer, die mir im auf dem Vorplatz begegneten: „Jetzt werden die Mieten wieder teurer“ wurde mir klar, das mich die Meisten wohl für einen beauftragten Architekturfotografen hielten. Und wirklich sind die Immobilienpreise in Hackney seit 2009 sprunghaft auf das Doppelte gestiegen. Selbst der nicht gerade ansehnliche „Orwell Court“ wird zum lukrativen Spekulationsobjekt. Vielleicht sind die stacheldrahtbewehrten Mauern, der unverputzte Beton und die drohenden Überwachungskameras die letzten Abschreckungsmechanismen gegen einen Gentrifizierungsprozess, der das soziale Leben des Wohnkomplexes in seiner jetzigen Form bedroht? Auf einmal erscheint mir das triste Umfeld als eine derbe Schale, hinter der sich individuelles Leben und bewusste Entscheidungen verbergen. Denn trotz der fast allgegenwärtigen Kameras gelingt es den Einzelnen und ihren Gardinen bisher, nur dann Einblicke in die privaten Wohnzimmer zu gewähren, wenn sie selbst es wollen.

Endnoten

- [1] Foucault selbst beschreibt das Panoptikon als eine Utopie des 18. Jahrhunderts und als Metapher für Machtanalysen im Rahmen seines Konzepts der Disziplinargesellschaft (Foucault 1994: 628).

Autor_innen

Raul Gschrey ist Künstler, Kurator und Kulturwissenschaftler. Seine Schwerpunkte sind Stadtentwicklung, Gentrifizierung, (Video)Überwachung, Migration, historische Visualisierungstechniken, Fotografie und Videokunst.
www.gschrey.org

Literatur

- Bauman, Zygmunt (2000): *Liquid Modernity*. Cambridge: Polity Press.
- Deleuze, Gilles (2002): *Postscript on Control Societies*. In: Thomas Y. Levin / Ursula Frohne / Peter Weibel (Hg.), *CTRL[SPACE] – Rhetorics of Surveillance from Bentham to Big Brother*. Cambridge, London: MIT Press, 317-321.
- Doyle, Aaron / Lippert, Randy / Lyon, David (Hg.) (2011): *Eyes Everywhere: The Global Growth of Camera Surveillance*. London: Routledge.
- Foucault, Michel (1977): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1994): *Precisions sur le pouvoir: reponses a certaines critiques*. Interview with P. Pasquino. In: *Dits et Ecrits 1954-1988, Vol 2*. Paris: Editions Gallimard, 628.
- Klauser, Francisco (2006): *Die Videoüberwachung öffentlicher Räum. Zur Ambivalenz eines Instruments sozialer Kontrolle*. Frankfurt am Main/New York: Campus Forschung.

Schwindel-Gefühle. Die Ökonomisierung von Emotionen und Stadtraum

Ausblicke auf Hamburg und Warschau

Jonas König

Wer den Turm des Kulturpalasts in Warschau besteigt, findet dort neben der Aussicht folgende Inschrift: „Kochamy sie, i nienawidzimy Wrocławia!“ – Wir lieben uns und hassen Breslau. Da die verbindende Kraft gemeinsamer Feindbilder erfahrungsgemäß groß ist, muss man über den Inhalt der mit „E. + L.“ signierten Botschaft nicht unbedingt überrascht sein, und bang muss einem um das anhaltende Glück der beiden nicht werden. Bemerkenswert ist die Verknüpfung von Liebe und Hass eher aus einem anderen Grund: Sie zeigt, welch ein emotional aufgeladenes Terrain Städte sind. Allein ihr Vergleich war schon immer ein Feld leidenschaftlicher Fehden – und jede Stadt ist voll von Bauwerken und Orten, die für Bewohner_innen oder Besucher_innen mit unterschiedlichen Gemütsregungen verknüpft sind (Lehnert 2011).

Wie kommt es dazu? Wie kommt das Gefühl in die Stadt? Auf individueller Ebene wirkt die Verknüpfung von Räumen mit Gefühlen zunächst zufällig und ist geprägt von biografischen Einflüssen: Durch ein persönliches Ereignis wie die Begegnung mit einer großen Liebe kann selbst ein scheinbar profaner Ort wie ein Gewerbegebiet verändert werden; man sagt dann „verzaubert“. Und er bleibt es: Gefühle transformieren die Bedeutung von Räumen; sie laden diese mit einer zusätzlichen Bedeutung auf, einer „Aura“ (Böhme 2006: 26)[1], die weit über funktionale Zuweisungen hinausgeht.

Auf kollektiver Ebene sind es historische Einflüsse, die eine ähnliche Wirkung entfalten. Die Geschichtsforschung hat hier auf sogenannte „Erinnerungsorte“ verwiesen (Schlögel 2003), auf Schauplätze politischer und sozialer Ereignisse der Vergangenheit, die identitätsstiftend wirken. Der Pałac Kultury ist selbst so ein Ort. Einst als Geschenk der Sowjetunion propagiert, gilt er aufgrund seiner städtebaulichen Dominanz noch heute als Symbol stalinistischer Unterdrückung (Omilanowska 2010).

Das Verhältnis von Raum und Gefühl wird aber nicht nur durch singuläre biografische oder historische Geschehnisse bestimmt, sondern auch durch jene Institutionen, Praktiken und Prozesse, die das städtische Alltagsleben ausmachen. Auf diesem Wege ist es nicht zuletzt das Wirtschaftssystem, das die Gefühlsräume einer Stadt beeinflusst und immer wieder transformiert. Selbst wenn man annimmt, dass wirtschaftliches Handeln allein von Rationalität

getrieben ist, bleibt es auf vielfältige Weise mit Affekten verknüpft (Illouz 2007). Zwischen Wirtschaft, Raum und Gefühlen besteht ein Dreiecksverhältnis.

Raum, Gefühle und Ökonomie

Steht man auf dem Kulturpalast in Warschau, sieht man im Norden und Westen zahlreiche in den letzten Jahren entstandene Investorenhochhäuser; im Osten die Einkaufsstraße Ulica Marszałkowska, Leuchtreklamen und großflächige Plakate, „Wizjaa jest najlepsza!“; den Rhythmus der Passantenströme, die Hektik des Berufsverkehrs am Rondo Dmowskiego.

Bereits ein kurzer Blick über Warschau lässt erahnen, wie stark das emotionale (Er-)Leben einer Stadt von ökonomischen Faktoren beeinflusst ist. Das Dreiecksverhältnis zwischen Wirtschaft, Raum und Gefühlen ist vielschichtig und in stetigem Wandel begriffen. Zunächst wird es dadurch aufgespannt, dass sich ökonomische Praktiken und Machtverhältnisse im (emotional erlebten) Raum widerspiegeln (Massey 2005). Nicht nur dessen baulich-materielle Gestaltung ist maßgeblich der Logik der Ökonomie unterworfen (Deamer 2014), sondern auch seine Strukturierung, Nutzung und Aneignung.

Zweitens gehen mit spezifischen Produktions- und Organisationsformen immer auch emotionale Arrangements einher – sei es hinsichtlich der Gestaltung von persönlichen Beziehungen oder der Grenzziehung zwischen Privatem und Öffentlichem (Illouz 2007). Das Aufkommen der Projektarbeit mit kurzfristigen Arbeitsverträgen beispielsweise hat dazu beigetragen, dass sich geschäftliche und freundschaftliche Beziehungen stärker überlappen (Grabher 2004). Mit dieser Entwicklung korreliert die Auflösung auch räumlicher Trennungen zwischen Freizeit und Arbeit.

Drittens prägt wirtschaftliches Handeln nicht nur die Art und Weise, wie (städtische) Räume mit Gefühlen verknüpft werden; auch die Verknüpfung selbst wird in wirtschaftliches Handeln inkorporiert und zum Bestandteil unternehmerischer Wertschöpfung. Dies geschieht einerseits, indem Gefühlsräume nach ökonomischen Kriterien inszeniert und Räume mit einer künstlichen „Aura“ geschaffen werden. Andererseits machen sich Unternehmen bereits etablierte Verknüpfungen von Raum und Gefühlen zu Eigen; die „Aura“ von Orten wird für das Marketing okkupiert.

Auch wenn die Inszenierung und Inwertsetzung von Gefühlsräumen – vor allem aus politischen oder religiösen Gründen – kein neues Phänomen in der Stadtentwicklung ist, scheint insbesondere beim dritten Punkt ein erheblicher Wandel eingesetzt zu haben, der als eine sich beschleunigende und wechselseitig bedingende Ökonomisierung und Emotionalisierung des Stadtraums begriffen werden kann. Während Emotionen früher stärker ein beiläufiges Resultat des Lebens in Städten waren, tragen neue privatwirtschaftliche Akteure dazu bei, dass ein größerer Teil der Produktion von Stadt heute bewusst darauf abzielt, bestimmte Emotionen hervorzurufen. Einen wichtigen Anstoß lieferte dabei die Kritik am Städtebau der 1950er und 60er Jahre.

Die Emotionalisierung der Stadt

Eine andere Stadt. Hamburg. Ein Blick zurück. Steht man auf dem Turm des Michels und blickt um sich, sieht man, wie stark die Stadtlandschaft bis

heute von den Prinzipien der Moderne und der Nachkriegszeit geprägt ist: die Grindelhochhäuser, die breiten Straßen der autogerechten Stadt, die Gewerbe- und die Wohnviertel mit ihren Zeilenbauten, funktionalistische Zonen, Suburbia, Steilshoop. Zwei Bautypen am Horizont machen das Verhältnis von Gefühlen und Raum in der modernen Stadt besonders sichtbar.

Zunächst ist da die Großwohnsiedlung der 1960er und 70er Jahre. Auch wenn ihre theoretische Konzeption deutlich vielschichtiger war (Harlander 2011), galt ihre praktische Umsetzung im öffentlichen Diskurs schnell als Inbegriff eines rationalistischen Zugangs zur Stadtgestaltung. Dies lag nicht nur an ihrer Bauweise, die auf Standardisierung und Effizienz abzielt, sondern vor allem an der Praxis ihrer baulichen Umsetzung. Im Gegensatz zur städtebaulichen Theorie blieb Urbanität oft auf quantifizierbare Kennziffern, Geschossflächenzahl und Einwohnerdichte, reduziert; ausgeklammert wurden qualitative Komponenten, die auf Affekten und Erlebnissen beruhen. Das Wohlfühl der Stadtbewohner_innen wurde so primär zu einer Frage der Einrichtung (in) der eigenen Wohneinheit, während öffentliche Räume ihre intendierte Funktion als Orte der Begegnung selten erfüllen konnten.

Im Einfamilienhausgebiet, der sich nach 1945 wohl am stärksten ausbreitenden Bautypologie, wurde die Trennung zwischen Öffentlichem und Privatem noch stärker vollzogen (Krisch 2014). Das Leben der Bewohner_innen bleibt hinter den eigenen vier Wänden und Koniferenhecken der „Schöner-Wohnen-Siedlungen“ (Setz 2012: 127) verborgen. Diese räumliche Grenze korreliert mit sozialen Setzungen: Gefühle sind Teil der Privatsphäre; außerhalb dieser zeigt man sich weitgehend rational. Großwohnsiedlung und Einfamilienhaus sind die Wohnformen des Fordismus, des „organization man“ (Whyte 1956).

Vor dem Hintergrund des gesellschaftlichen Wandels der 1970er Jahre (Schubert 2014) ist es kein Wunder, dass die Emotionslosigkeit der modernen Stadt schnell zu einem Hauptargument ihrer Kritiker_innen geworden ist. Der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich schreibt von der „Herzlosigkeit“ (1965: 19) des neuen Bauens; und die Situationistische Internationale träumt von einer Stadt, in der die Viertel „den verschiedenen Gefühlen[...] entsprechen, die man im gewöhnlichen Leben trifft“ (Ivain 1958). Ansätze der postmodernen Architekturtheorie stoßen in das gleiche Horn (Venturi 1966). Doch nicht nur Künstler_innen und Intellektuelle wenden sich gegen die „Entzauberung“ der Welt (Chiapello 2004). Die Sehnsucht nach Emotionalität wird auch ein zentrales Anliegen von vielen anderen Bewohner_innen der modernen Stadt.

Blickt man heute auf die Stadt, scheinen Stadtplaner_innen, Architekt_innen und Politiker_innen zumindest teilweise auf die Kritik reagiert zu haben. Immer mehr Stadtbausteine wurden explizit als Gegenmodell zu den Gefühlsräumen der Moderne entwickelt. Vor allem aber die Immobilienwirtschaft und der Einzelhandel treiben diese explizite (Re-)Emotionalisierung des (halb-)öffentlichen Raums voran.

Die Ökonomisierung der Emotionen

Zurück nach Warschau. Dort blieb der städtebauliche Geist der Moderne bis zum Umbruch 1989 dominant, um dann umso rasanter von neuen

Geistern verdrängt zu werden. Fast direkt unter dem Kulturpalast spannt sich das Dach der Złote Tarasy, der Goldenen Terrassen auf – ein Einkaufszentrum, Polens bis heute teuerstes Gebäude. „Life is an emotion“, war sein Werbespruch kurz nach der Eröffnung 2007; auf seiner Website (<http://zlotetarasy.pl>) liest man noch heute: „Poczuj zew miasta!“ – Fühle die Stadt! Das Konzept der Złote Tarasy wurde mit mehreren Preisen ausgezeichnet. In der Laudatio zum *ICSC Shopping Centre Award 2008* heißt es, das Projekt eröffne den Konsument_innen die Rückkehr zu einer „urbaneren Existenz“ (ICSC 2008: 2). Gemeint ist hier eine Urbanität der (selektiven) Erlebnisdichte und der Vielfalt (an Konsummöglichkeiten), die sich auch tatsächlich bei vielen Bevölkerungsgruppen einer großen Beliebtheit erfreut.

Es ist eine besondere Eigenschaft des Kapitalismus, dass es ihm immer wieder gelingt, sich neu zu rechtfertigen, Kritik aufzugreifen und sich zumindest oberflächlich so zu transformieren, dass die Kritik ins Leere läuft (Boltanski/Chiapello 2007). Auf Ebene der Unternehmenspolitik ist es vor allem das Marketing, das Mängeldiagnosen nicht nur als Vorwurf, sondern auch als Marktchance begreift. Widerspruch, so lautet die Logik, entspringt bestimmten Bedürfnissen, und hinter Bedürfnissen verbirgt sich immer auch Zahlungsbereitschaft. Um diese abzuschöpfen, wird dann ein Produkt auf den Markt gebracht, das den unerfüllten Sehnsüchten gerecht wird. „Vom Markt her denken“, ist das oberste Prinzip des Marketings – und das heißt auch, dass alles als Markt gedacht werden kann (Kotler 1972).[2] So verwundert es nicht, dass Gefühle in der Marketingliteratur ab den 1970er Jahren eine immer stärkere Rolle spielten (Tofler 1970, Holbrook/Hirschman 1982) und dies bis heute tun.

Jüngster Schritt in dieser Entwicklung ist das Konzept der *experience economy*, dem zufolge Menschen künftig weniger für ein Produkt als solches, sondern mehr für das Erlebnis des Konsumierens zahlen. Unternehmen sind aufgefordert, den Konsum entsprechend zu orchestrieren: „Companies have to stage experiences [...] on an emotional level“ (Pine/Gilmore 1998: 99). Dieser Inszenierungsauftrag hat auch eine räumliche Implikation: In der *experience economy* werden (städtische) Räume zur Bühne (Lorentzen/Jeanerath 2013). Shoppingcenter und ihre Geschwister – *Urban Entertainment Center* und *Outlet Center* – sind idealtypische Beispiele für das inszenierte Raumkonzept der *experience economy*[3]; sie sind aber nur einer von vielen Stadtbausteinen, die heute nach den Prinzipien des Marketings konstruiert werden, um gezielt Emotionen anzusprechen.

Südwestlich der Złote Tarasy liegt die Marina Mokotów, die größte von über 400 *gated communities* in Warschau (Gadecki 2012). Ihr Erfolg erklärt sich nicht nur damit, dass sie das Sicherheitsgefühl ihrer Bewohner_innen erhöht. Das Wohnen in der Marina ist auch ein identitätsstiftendes Statussymbol für bestimmte Gruppen. Ihre Bauweise, eine Kombination mediterraner und luxuriöser Andeutungen, zielt darauf ab, eine bestimmte Zielgruppe über Emotionen als Käufer_innen zu gewinnen. Architektur hat dabei keine eigenständige Aussage mehr; sie wird zum „Symbol für irgendetwas“ (Ivan Kucina in Ernst 2014) – die künstlich geschaffene Aura des Ortes als Kaufanreiz.

Marketing und Gefühlsräume: Zuspitzungen

Gated communities und Shoppingcenter als strategisch inszenierte Gefühlsräume sind wichtige, fest etablierte Bausteine gegenwärtiger Stadtentwicklung, die sich der restlichen Stadt gegenüber bewusst verschließen und gerade dadurch räumlich verortbar bleiben. In jüngster Zeit scheint die Ökonomisierung von Gefühlsräumen jedoch zunehmend subtiler zu werden: Neue Techniken des Marketings dringen immer tiefer in immer komplexere Raumgefüge des menschlichen Lebens ein. Es wird immer schwieriger, Werbebotschaften räumlich zu entgehen oder sie überhaupt als solche zu bemerken (Borries 2013).[4]

Ein Hamburger Beispiel für diese Entwicklung ist die Ladengestaltung von Abercrombie & Fitch. Das Bekleidungsunternehmen versprüht rund um sein Geschäft in der Innenstadt Duftstoffe, die Passant_innen neugierig machen und in affektiv erzeugte Kauflaune versetzen sollen. Dieser Eingriff in die Atmosphäre, um Atmosphäre zu schaffen, hat eine neue Qualität: Er zielt nicht auf die Konsument_innen selbst, sondern auf deren Umwelt (siehe auch Sloterdijk 2002). Er korrespondiert dabei mit dem Bemühen, alle Sinne und den physischen Körper des Menschen durch das Marketing anzusprechen. Ähnlich arbeiten Instrumente des Neuromarketings, die den Absatz von Produkten mithilfe von Ergebnissen der Hirnforschung fördern wollen und die zunehmend auch in der Immobilienwirtschaft und Projektentwicklung eingesetzt werden, um Fragen der Raumgestaltung zu beantworten (Handelsblatt 2009).

Noch subtiler funktionieren Marketingkonzepte, die versuchen, bestehende Verknüpfungen von Gefühlen und Raum zu okkupieren. Sie reagieren damit vor allem auf Defizite inszenierter Gefühlsräume sowie auf die Ausbreitung virtueller Räume in den Alltag, die der alten Sehnsucht nach dem scheinbar Echten zu neuer Blüte verholfen haben. Der physisch-materielle Raum erlebt so eine ungeahnte Aufwertung (Rauterberg 2012). Er wird als Investitionsstandort neu entdeckt; das ‚spannende‘, ‚lebendige‘ Umfeld wird zur Staffage und damit Teil der Verkaufsstrategien und ohne Gegenleistung in die Wertschöpfung integriert. Auch sich ausbreitende Formen des Einzelhandels wie *pop-up stores* machen das städtische Umfeld entsprechend nutzbar – und folgen dabei dem eigentlich kapitalismuskritischen Konzept der räumlichen Intervention (Borries 2013). Gleiches gilt auch für Formen des Guerilla-Marketings, das vorhandene Räume zum Teil einer Produktbotschaft werden lässt. Die emotionale Bedeutungsebene von Räumen wird so immer stärker funktionalisiert.

Weitere Aussichten

Kann man sich, wenn man denn will, der systematischen und zunehmend subtilen Ökonomisierung von Gefühlsräumen entziehen? Schwierig ist es allein schon deshalb, weil sie auch Ergebnis der Kritik am Kapitalismus ist und damit bereits auf personeller Ebene die Grenzen zwischen Kritisierenden und Kritisierten verwischen. Auch von der Politik ist kaum Hilfe zu erwarten. Sie ist selbst der Sprache und Denklogik des Marketings verfallen, wie etwa die Bemühungen von Stadtverwaltungen zeigen, sich als Unternehmensstandort

und Reisedestination zu positionieren. Eine in jüngerer Zeit häufig propagierte Möglichkeit, sich gegen die Vereinnahmung durch den ‚herzlichen Kapitalismus‘ zu wehren, besteht darin, Gegenräume zu schaffen. Urban Gardening ist ein häufig gewählter Ausdruck dieser Strategie (Müller 2012).

Hier manifestieren sich allerdings zwei weitere Schwierigkeiten der Kapitalismuskritik: Zum einen kann der Rückzug in die Nische dazu führen, dass die öffentliche Diskussion um die Zukunft der Städte entpolitisiert wird. Sie wird zu einer reinen Gefühlsschlacht, zu einem Austausch über unterschiedliche Vorstellungen vom ansprechenden Raum, der letztendlich ins Leere läuft und etablierte Machtstrukturen festigt (Bourdin et al. 2014). Zum anderen besteht die Gefahr, dass mit der Schaffung von Freiräumen nur eine weitere Runde der Verwertungslogik des Marketings, der Inkorporation von Kritik und der Adaption von scheinbar authentischen Räumen in Gang gesetzt wird.

Gibt es also keine Alternative? Heißt Realismus im Kapitalismus, sich daran zu gewöhnen, dass die Ökonomisierung des Gefühlslebens unaufhaltsam voranschreitet (Fisher 2009)? In der Tat spricht wenig für Optimismus. Bleibt nichts außer schwarzmalen?

Im Dezember 2014 wurden an der Berliner Cuvry-Brache über Nacht zwei große Graffiti übermalt, die für Bewohner_innen und Besucher_innen maßgeblich die Aura und die emotionale Qualität des Ortes geprägt hatten (Tagesspiegel 2012). Keine Sanierungsmaßnahme: Wie sich herausstellte, war es der Künstler Blu selbst, der zur schwarzen Farbe greifen ließ. Er wollte so die Aura des Ortes der Vereinnahmung durch Investoren entziehen, die mit seinem Wandgemälde Werbung für ein benachbartes Projekt gemacht hatten (Henke 2014).

Vielleicht ist diese Form des Rückzugs eine Antwort auf die Ökonomisierung von Gefühlsräumen. Ein merkwürdiger Doppelklang: Wer Gefühle preisgibt, gibt ihnen einen Preis. Egal ob im virtuellen oder städtischen Raum – nur wer seine Gefühle öffentlich macht, macht sie der Verwertung zugänglich. Und sei es nur, dass die Inschrift eines Liebespaares am Warschauer Kulturpalast plötzlich in dieser Zeitschrift auftaucht.

Endnoten

- [1] Nach Benjamin (1936/2006) entsteht die Aura eines Kunstwerks durch seine Einzigartigkeit und manuelle Fertigung. Als Produkt einer spezialisierten Industrie wirkt der gebaute Raum häufig generisch. Eine Aura entsteht erst durch die Aneignung und Überformung durch seine Nutzer_innen. Wesentlicher Teil dieses Prozesses ist die Verknüpfung des Raums mit Emotionen.
- [2] Zumindest anekdotisch liefert der Vergleich alter Immobilienanzeigen mit ihren funktionalistischen Argumenten („a fireproof house for \$ 5000“) und dem Gefühlsüberschwang ihrer heutigenendants Hinweise auf eine marktgetriebene Emotionalisierung des Kapitalismus (Dreher 2014).
- [3] Die Zeitschrift *SHOP aktuell* schreibt ironiefrei: „Shopping Center sind inszenierte Orte, [...] die ständig Abwechslung bieten und gleichzeitig das Gefühl geben, sich wie zu Hause zu fühlen“ (Peneder 2011).
- [4] Man denke allein an die Zugriffsmöglichkeiten auf das Gefühlsleben, die der virtuelle Raum Unternehmen eröffnet.

Autor_innen

Jonas König ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Fachgebiet Stadtplanung / Stadt- und Regionalökonomie an der HCU Hamburg.
jonas.koenig@hcu-hamburg.de

Literatur

- Benjamin, Walter (1936/2006): *Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Böhme, Gernot (2006): *Architektur und Atmosphäre*. München: Fink.
- Boltanski, Luc / Chiapello, Ève (2007): *The New Spirit of Capitalism*. London: Verso.
- Borries, Friedrich von (2013): *Wer hat Angst vor Niketown?* Berlin: Suhrkamp.
- Bourdin, Alain / Eckardt, Frank / Wood, Andrew (2014): *Die ortlose Stadt. Über die Virtualisierung des Urbanen*. Bielefeld: transcript.
- Chiapello, Ève (2004): The 'artist critique' of management and capitalism. In: *Third Text* 18/6, 585-594.
- Deamer, Peggy (Hg.) (2014): *Architecture and Capitalism*. London: Routledge.
- Dreher, Florian (2014): *Wa(h)re Architektur*. In: *Archithese* 4/14, 96-97.
- Ernst, Andreas (2014): *Belgrads riskante Großprojekte*. In: *Neue Zürcher Zeitung*, 15.10.2014, 32.
- Fisher, Mark (2009): *Capitalist Realism*. Winchester: zero books.
- Gadecki, Jacek (2012): *Gating Warsaw. Enclosed housing estates and the aesthetics of luxury*. In: Monika Grubbauer / Joanna Kusiak (Hg.), *Chasing Warsaw*. Frankfurt: Campus, 109-132.
- Grabher, Gernot (2004): *Temporary architectures of learning. Knowledge governance in project ecologies*. In: *Organization Studies* 25/9, 1491-1514.
- Henke, Lutz (2014): *Why we painted over Berlin's most famous graffiti*. In: *The Guardian*, 19.12.2014, 37.
- ICSC, International Council of Shopping Centres (2008): *European Shopping Centre Awards 2008*. http://www.icsc.org/uploads/awards/European_2008Winners.pdf (letzter Zugriff am 17.6.15).
- Illouz, Eva (2007): *Gefühle im Zeitalter des Kapitalismus*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Ivain, Gilles (1958): *Formular für einen neuen Urbanismus*. (Original erschienen in: *SI Revue* 1/1958). <http://www.si-revue.de/formular-für-einen-neuen-urbanismus> (letzter Zugriff am 10.1.15).
- Handelsblatt (2009): *Neuromarketing. Warum wir kaufen, was wir kaufen*. <http://t1p.de/fl8o> (letzter Zugriff am 10.1.15).
- Harlander, Tilman (2011): *Die „Modernität“ der Boomjahre*. In: *Arch+* 203, 14-24.
- Holbrook, Morris / Hirschman, Elizabeth (1982): *Experiential aspects of consumption. Consumer fantasies, feelings, and fun*. In: *Journal of Consumer Research* 9/2, 132-140.
- Kotler, Philip (1972): *A generic concept of marketing*. In: *Journal of Marketing* 36/2, 46-54.
- Krisch, Rüdiger (2014): *Sub-Urbanismus*. In: *Bauwelt* 48.2014, 12-20.
- Lehnert, Getrud (2011): *Raum und Gefühl*. In: Gertrud Lehnert (Hg.), *Raum und Gefühl*. Bielefeld: transcript, 9-25.
- Lorentzen, Anne / Jeannerat, Hugues (2013): *Urban and regional studies in the experience economy*. In: *European Urban and Regional Studies* 20/4, 363-369.
- Massey, Doreen (2005): *For Space*. Thousand Oaks: Sage.
- Müller, Christa (2012): *Urban Gardening*. In: *Blätter für deutsche und internationale Politik* 8/12, 103-111.
- Mitscherlich, Alexander (1965): *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Omilanowska, Małgorzata (2010): *Post-totalitarian and post-colonial experiences*. In: Alfrun Kliems / Marina Dmitrieva (Hg.), *The-Post Socialist City*. Berlin: Jovis, 120-139.
- Peneder, Reinhard (2011): *Die nächste Generation der Shopping Center*. In: *SHOP aktuell* 109, 6-13.

- Pine, Joseph / Gilmore, James (1999): Welcome to the experience economy. In: Harvard Business Review 7-8/98, 97-104.
- Rauterberg, Hanno (2013): Wir sind die Stadt! Berlin: Suhrkamp.
- Schlögel, Karl (2003): Im Raume lesen wir die Zeit. München: Hanser.
- Schubert, Dirk (2014): Jane Jacobs und die Zukunft der Stadt. Stuttgart: Franz Steiner Verlag.
- Setz, Clemens (2012): Die Liebe zur Zeit des Mahlstäder Kindes. Berlin: Suhrkamp.
- Sloterdijk, Peter (2002): Luftbeben. Frankfurt: Suhrkamp.
- Tagesspiegel (2012): Die Brache ist mehr als nur leerer Raum. <http://t1p.de/7irf> (letzter Zugriff am 2.4.15).
- Tofler, Alvin (1970): The Future Shock. New York: Random House.
- Venturi, Robert (1966): Complexity and Contradiction in Architecture. New York: The Museum of Modern Art Press.
- Whyte, William (1956). The Organization Man. New York: Simon & Schuster.

Kritisches Denken aufbereitet

Rezension zu Bernd Belina, Matthias Naumann, Anke Strüver (Hg.) (2014): *Handbuch kritische Stadtgeographie*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Kristine Beurskens

Im Sommer des Jahres 2014 erschien ein Buch, welches in einigen Bereichen der raumbezogenen Forschung und Lehre schon erwartet und mit offenen Händen empfangen wurde: das *Handbuch kritische Stadtgeographie*. Die Herausgeber_innen Bernd Belina, Matthias Naumann und Anke Strüver setzten sich mit dem Werk das Ziel, „Studierenden – nicht nur der Geographie, sondern auch benachbarter Disziplinen – die reichhaltigen Debatten kritischer Stadtgeographie – näher zu bringen.“ (Belina/Naumann/Strüver 2014: 12). Die Bedeutung dieser Publikation allerdings erscheint um einiges vielschichtiger als dieses konkrete Vorhaben.

Kritische Ansätze haben sich in der deutschsprachigen Geographie – im Gegensatz zu ihren Nachbardisziplinen oder auch zum englischen Sprachraum – erst in jüngerer Vergangenheit wieder einen Stellenwert erkämpft (vgl. Bartholl 2008: 25f; Belina 2007: 338ff; Schreibwerkstatt des AK Kritische Geographie 2011: 255). Seit den 2000er Jahren wuchs die Zahl kritisch orientierter Forschungen erheblich an, was sich auch in einigen einschlägigen Veranstaltungen und Publikationen widerspiegelte (die *International Conference of Critical Geography* 2011 in Frankfurt/Main, die regelmäßigen Arbeitskreise und Forschungswerkstätten der Kritischen Geographie, die Veröffentlichungen in der Reihe *Raumproduktionen* des Westfälischen Dampfboot-Verlages u. v. m.). Während sich somit der wissenschaftliche Austausch zu diesen Ansätzen intensiviert, fand das kritisch-geographische Denken kaum Wege in die Lehrpläne und Standardwerke an den Universitäten beziehungsweise verblieb stark auf einige wenige Lehrpersönlichkeiten beschränkt (vgl. auch Bartholl 2008: 26; Schreibwerkstatt AK Kritische Geographie 2008: 51).

Die Motivation, diese Situation zu ändern, so wird dem Lesenden schnell deutlich, prägt dieses Buch von Beginn an als persönliches Anliegen der Herausgeber_innen. Um ihrem Ziel Nachdruck zu verleihen, stellen die sie in ihrer Einleitung zunächst die Bedeutung städtischer Prozesse und ihrer Erforschung heraus. Die Hervorhebung von Städten als relevante gesellschaftsprägende Orte und Kontexte scheint unangefochten und doch wie so oft etwas schwierig, wirkt teilweise etwas bemüht und einschränkend. Das

Abb. 1 Titel des Handbuches



Gesamtwerk lässt vermuten, dass es stärker darum ging, kritische Inhalte und Denkansätze in die Stadtgeographie einzubringen, und nur in zweiter Linie darum, bisher schon vorhandene kritische Forschungen in der deutschen Stadtgeographie hervorzuheben und darzustellen. Es scheint ein Versuch zu sein, mit der Stadt als Aufhänger einen Austausch über kritische Ansätze im Allgemeinen herzustellen. Dabei bewegt es sich zwischen kritischer Stadtforschung und kritischer Geographie.

Als bedeutend für den Ansatz des Handbuches erweist sich in diesem Zusammenhang eine die knapp dreiseitige Diskussion ums Städtische abschließende Feststellung, dass Stadtforschung „dann auch kein klar abgrenzbarer Bereich der Wissensproduktion“ sei, „sondern ein Feld, in dem Prozesse untersucht werden, für deren Verständnis das Städtische wichtig ist“ (Belina/Naumann/Strüver 2014: 11). Gleichsam wird verdeutlicht, dass trotz des programmatisch im Titel benannten Bereiches der „Stadtgeographie“ eine kritische Stadtforschung immer eine Disziplinen übergreifende Angelegenheit ist. Ziel ist es – und da kommt die Geographie eben doch wieder stärker ins Spiel –, mit diesem Handbuch eine Lücke in der Lehre, insbesondere in der des Faches Geographie zu füllen, und zwar indem das Handbuch „erstmalig theoretische Grundlagen und empirische Untersuchungen einer kritischen Stadtgeographie für Studierende in den ersten Semestern“ (Belina/Naumann/Strüver 2014: 12) aufbereitet.

Dass es dabei aber nicht nur um Stadtgeographie an sich gehen kann, haben die Herausgeber_innen letztendlich nicht nur eingängig herausgearbeitet, sondern zeigt sich auch in der personellen Struktur der Herausgeber_innen- und Autor_innenschaft: Erstere sind als kritische Geograph_innen bekannt, aber nicht in erster Linie als Stadtgeographinnen. Auch die Autor_innen der Beiträge sind nicht allesamt ausgewiesene Stadtgeograph_innen (die dann zudem kritisch forschen), sondern können als Vertreter_innen kritischer Inhalte in der Geographie bzw. in der Stadtforschung zusammengefasst werden. Dieses Vorgehen, wenn auch scheinbar etwas von hinten her, hat dank einer hohen inhaltlichen Vielschichtigkeit und Qualität sowie außergewöhnlich strukturierter Aufbereitung der Beiträge zu einem Gesamtwerk geführt, das den Titel *Handbuch* mit einigem Selbstbewusstsein tragen kann.

Das Wissen in den Bereichen einer kritischen Stadtgeographie nimmt verschiedene Formen an. Es prägt in der Analyse unsere Konzepte oder Zugänge zum Feld. Viele Begriffe (z. B. Gentrifizierung) sind in kritischen Diskursen erst populär geworden, andere eher allgemeingebräuchliche Terminologien (wie z. B. Scale, Diskurs, Arbeit) bekommen in gesellschaftskritischer Perspektive und Praxis eine neue Richtung. Der Vielschichtigkeit ‚kritischen Wissens‘ nimmt sich dieses Handbuch an, indem es kritisch geographische Inhalte in *fünf Vermittlungsbereiche* unterteilt:

(1) Theorien: Hier wird in Beiträgen von verträglicher Länge und verständlicher Form ein Zugang geschaffen zu einigen wesentlichen Ansätzen, Konzepten und Perspektiven einer kritisch orientierten Stadtforschung, wie sie bisher in der Fachliteratur zumeist in anderssprachigen Werken zu finden ist.

(2) Methoden: eine kleine, aber feine Selektion von Methoden wird vorgestellt und in ihrer Eignung für kritische Stadtforschung diskutiert.

(3) Begriffe: stellt ausgewählte, jedoch grundlegende Begriffe kritischer Stadtgeographie in ihrer Entstehung und im Zusammenhang mit

gegenwärtigen Deutungen und Anwendungen vor.

(4) Themen: wirft einführende Blicke auf das, womit sich die kritische Stadtgeographie gegenwärtig beschäftigt.

(5) Kämpfe: in diesem Teil werden Beispiele von Konflikten in Städten vorgestellt und hinsichtlich ihrer Ziele, Bedeutungen und Verlaufsformen diskutiert.

Wie wurde diese fünfteilige Beitragssammlung umgesetzt? Schaut man sich die *Themen* oder *Beitragsgegenstände* an, so fällt auf – und das stellen die Herausgeber_innen auch selbst klar –, dass es sich hier um eine eingeschränkte Auswahl handelt, die beim näheren Hinsehen einen personen- und möglichkeitsgesteuerten Selektionsprozess in den eigenen Netzwerken vermuten lässt. Wirkt sich das beeinträchtigend für das Handbuch aus? Ja und nein.

Zunächst sind alle Verfasser_innen (mit Ausnahme der herausgebenden Personen) nur an einem Beitrag beteiligt, was eine höhere Individualität, fachliche Spezifik und Tiefe des in den Beiträgen dargestellten Wissens nahe legt. Diese Art der Diskussion in einem Handbuch anzubieten, macht deutlich, dass die dabei vertretenen Deutungen von Begriffen und Ansätzen einem kritisch orientiertes Denken und Vorgehen entsprechen, ohne Anspruch auf eine alleinige oder verallgemeinerbare Gültigkeit zu erheben.

Nachteile der eher eigenwilligen Selektion allerdings könnten darin gesehen werden, dass einfach einige Themen fehlen, die für eine kritische Stadtgeographie relevant sind, wie z.B. ‚Stadtplanung‘ oder ‚Armut‘, ‚Alter‘, ‚Kriminalisierung‘ und ‚Sicherheit‘, während sich beim Lesen einiger der besprochenen Themen die Frage stellt, warum ausgerechnet diese gewählt wurden.

Die Rubrik der Methoden hätte eine etwas breitere Palette gängiger sowie seltenerer/neuerer Methoden enthalten können. Eine Diskussion darüber, wie und mit welchen Methoden kritische Stadtforschung/Stadtgeographie möglich ist, ist bisher nur ansatzweise geführt worden – und ist gerade für Studierende und für eine Weiterentwicklung der kritischen Perspektiven in der Lehre von großer Bedeutung. Zusätzlich strahlen die Beiträge zum Teil eine gewisse Einseitigkeit aus. Es scheint, als wäre mit der hier vorgenommenen Auswahl von Beiträgen etwas an Potential verschenkt worden. Hier hätten mehr Perspektiven einbezogen werden können. Die inhaltlichen Diskussionen hätten mehr Streitfähigkeit, Aktualität und Tiefe vertragen, vielleicht indem mehrere Autor_innen ihre Kenntnisse zu einem Begriff einbrächten und sogar debattierten.

Ein ganz besonderer Verdienst der Herausgeber_innen allerdings ist das Konzept der *Aufbereitung der Beiträge* – gerade darin liegt eine Stärke des Buches, die wohl kaum bestritten werden kann. In dem außergewöhnlichen Format der Beiträge wird deutlich, wie stark sich die Autor_innen an entscheidenden Aspekten der Zielsetzung orientiert haben, nämlich einen Überblick, Inspiration sowie Anreize zum Weiterlesen und Weiterlernen zu vermitteln: Die Beiträge beginnen jeweils mit einer (1) These, die als Kurzerklärung den Lesenden eine erste Orientierung über den Begriff selbst und darüber hinaus gibt. Sie hilft, eine erste Einordnung vorzunehmen, die auch immer schnell wieder erfasst werden kann. In den folgenden Zeilen wird die (2) Relevanz vermittelt, also deutlich gemacht, warum der Beitrag lesenswert ist und welche Rolle das Thema oder der Begriff im Rahmen einer kritischen Stadtgeographie spielt. Dem schließt sich eine ausführlichere (3)

Diskussion des Themas oder Begriffes mit zentralen Darstellungen, Argumenten und Erläuterungen von Zusammenhängen an, bevor der Sachverhalt an einem (4) Beispiel aus dem deutschsprachigen Raum und somit nah am Kontext der Lesenden veranschaulicht wird.

Ein ganz besonderer Pluspunkt sind die integrierten (5) Hinweise, die die handbuchartigen Ausführungen der Beiträge wesentlich unterstützen, wie z.B. die weiterführenden Lesehinweise jeweils am Ende der Beiträge mit – ganz besonders hilfreich – erläuternden Anmerkungen durch die Beitragsautor_innen. Doch auch im laufenden Text sind Querverweise auf verwandte und ebenfalls erklärte Begriffe, Konzepte und Personen enthalten, die somit das vermittelte Wissen in einen Zusammenhang stellen und Anknüpfungsmöglichkeiten schaffen. Angesichts dieser konsequenten Informationsaufbereitung kann man sagen, dass der Wunsch des Trios, ein gebrauchsgerechtes Handbuch zu schaffen, sehr erfolgreich aufgegangen ist.

Fazit: Das Handbuch kann als zeitdokumentarisches Abbild eines spezifischen und progressiven Teils der gegenwärtigen deutschsprachigen kritischen Geographie verstanden werden, die mit dem Thema ‚Stadt‘ einen Anker und Reflexionspunkt zu fachübergreifenden kritischen Debatten und Ansätzen gefunden hat. Das Handbuch hat eine seit langem gefühlte Lücke gefüllt und wird trotz oder gerade wegen seiner Spezifiziertheit, aber vor allem Dank seiner besonderen Aufbereitung und Verknüpfung von Wissen zumindest für die kommenden Jahre nicht aus den Standardwerken (stadt-) geographischer Lehre wegzudenken sein. Kritische Stadtgeographie ist auch im deutschsprachigen Raum im Wachsen begriffen. Ihre Vertreter_innen wie Forschende, Lehrende und Lernende haben jetzt ein Werk, das Grundlagen und Anhaltspunkte für Debatten und Begriffsdefinitionen liefert. Es kann als ein gelungener erster Aufschlag für etwas gesehen werden, das vielleicht in einer Dekade schon erweitert und ergänzt werden kann. Ob es sich bei einer Neuauflage weitere kritisch denkende Verbündete suchen wird?

Autor_innen

Kristine Beurskens ist Geographin. Ihre Schwerpunkte sind soziale und politische Geographie, Dynamiken sozialer Ungleichheit, Grenzziehungen, Migration, Stadt, informelle Praktiken sowie Methoden qualitativer Sozialforschung.
kristine.beurskens@gmail.com

Literatur

Bartholl, Timo (2008): Radikal und emanzipatorisch: Geografie mal anders – Ein Einblick in „Kritische Geografien“ <http://orangotango.info/wp-content/uploads/Geografie-mal-anders.pdf> (letzter Zugriff am 17.06.2015).

Belina, Bernd (2008): Kritische Geographie: Bildet Banden! Einleitung zum Themenheft. In: ACME: An International E-Journal for Critical Geographies 7/3, 336-349.

Belina, Bernd / Naumann, Matthias / Strüver, Anke (Hg.) (2014): Handbuch kritische Stadtgeographie. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Schreibwerkstatt AK Kritische Geographie (2008): Zwischen den Fronten!? Junge Kritische Geographie und Gesellschaftstheorie im 21. Jahrhundert. In: Geographische Revue 10/2, 51-65.

Schreibwerkstatt AK Kritische Geographie (2011): Kritische studentische Initiativen an der Bologna-reformierten Universität – Möglichkeiten und Grenzen. In: ACME: An International E-Journal for Critical Geographies 10/2, 254-268.



Der juristische Verblendungszusammenhang internationaler Stadtkonzepte

Rezension zu Helena Lindemann (2014): *Kommunale Governance*. Tübingen: Mohr Siebeck Verlag.

Maximilian Pichl

Eine kritische Reflexion der Entwicklung von Städten und die hierzu arbeitende kritische Stadtforschung wurden in der Rechtswissenschaft bislang kaum rezipiert. Dabei stellt gerade der städtische Raum ein Laboratorium für neue rechtliche Regulierungen dar. In der Stadt erprobt das Recht seine Flexibilität: Es muss sich an lokale Gegebenheiten anpassen und verselbstständigt sich gegenüber seinen ursprünglichen Zwecken.

Die deutsche Rechtswissenschaft beschäftigt sich mit der Stadt vorrangig aus der Perspektive des Kommunalrechts. Die Transformation der Städte wird als gegeben hingenommen, politische Prozesse und die Rolle des Rechts faktisch nicht hinterfragt. Aus dem Blick gerät, wie der internationale Wettbewerb der Städte und deren programmatische Ausgestaltung das Recht verändern.

Helena Lindemann versucht mit ihrer Monografie *Kommunale Governance*, die zugleich ihre an der Universität Frankfurt/Main eingereichte Promotion darstellt, diesen blinden Fleck der Rechtswissenschaft mit einer anregenden völkerrechtlichen Studie über internationale Stadtkonzepte der Weltbank und des UN-Habitats zu füllen. Diese Stadtkonzepte stellen keine einheitlichen Programme dar. Lindemann fasst darunter all jene Ansätze der Weltbank und des UN-Habitats, die über die Vergabe von finanziellen Mitteln in der Entwicklungszusammenarbeit und über Strukturförderprogramme Einfluss auf konkrete Stadtentwicklungspläne vor Ort nehmen. Die Stadtkonzepte umfassen vielfältige Bereiche wie die Reduzierung von Armut und Exklusion, das Finanzmanagement der Städte, die Steigerung wirtschaftlichen Wachstums, den Grundstücks- und Wohnungsmarkt oder lokale Klima- und Umweltschutzprogramme. Mitunter werden diese Aufgaben in größeren Stadtkonzepten gebündelt oder den Städten als einzelne Projekte zur Implementierung empfohlen. Gemeinsam ist ihnen aber die Forderung nach einer Dezentralisierung der innerstädtischen Aufgabenverteilung, einer Änderung der kommunalen Daseinsvorsorge und einer Änderung der Verwaltung zur „good urban governance“ (3).

Lindemann diskutiert die internationalen Stadtkonzepte im Hinblick auf ihre ideologischen Implikationen. Im Gegensatz zu klassischen marxistischen

Abb. 1 Titel des Buches



Theorien begreift die Autorin „Ideologie“ nicht im Sinne eines „falschen Bewusstseins“. In Fortführung der Ansätze von Terry Eagleton (2000) und Susan Marks (2000) beschreibt sie Ideologie als ideologische Strategien, die bestehende Machtstrukturen stabilisieren und diese als selbstverständlich erscheinen lassen (72). Durch Legitimierung, Rationalisierung, Naturalisierung und Universalisierung verleihen ideologische Strategien politischen Projekten eine Form der Notwendigkeit und Alternativlosigkeit (73). Während die traditionelle Rechtsvergleichung behauptet, dass die „Übertragung von Verfassungs- oder Rechtssätzen von einer Rechtsordnung in eine andere“ (74) konfliktfrei verlaufe, geht die kritische Rechtsvergleichung davon aus, dass damit die Konflikte des Ursprungtextes und die Konflikte im neuen Kontext verhüllt werden.

Der Hauptteil der Studie dreht sich um die Stadtkonzepte von Weltbank und UN-Habitat, die ab den 2000er Jahren entstanden, also zu einem Zeitpunkt, als Städte in den Fokus der Entwicklungspolitik gerieten (18). Als vorrangige Ziele proklamierten die Stadtkonzepte die Bekämpfung von Armut und die Schaffung von besseren Lebensbedingungen für die in Städten lebenden Menschen. Wirtschaftliches Wachstum und die Partizipation der Bevölkerung galten ihnen allerdings als Voraussetzung für die Eindämmung von Armut. Lindemann zeigt, dass die wohlklingenden Worte von wirtschaftlicher Entwicklung und Demokratieförderung nur selektiv umgesetzt wurden. Zwar wurden im Zuge der internationalen Stadtkonzepte Kompetenzen auf die städtischen Ebenen verlagert, damit ging jedoch keine demokratische Stärkung der Bevölkerung einher. Vielmehr wurden die Aufgaben der Städte durch Privatisierung auf den privaten Sektor übertragen oder in Public-Private-Partnerships (PPP) organisiert (61). Beispielhaft hierfür ist die Wasserversorgung in der bolivianischen Stadt Cochabamba. Dort wurde auf Initiative der Weltbank „die Aufgabe der Wasserversorgung im Wege eines Konzessionsvertrags mit vierzigjähriger Laufzeit einem privaten Anbieter übertragen“ (63). Die Folge waren massive Preissteigerungen. Der sogenannte Wasserkrieg von Cochabamba – den *Icía* *Bollaín* mit *También la lluvia* (dt. *Und dann der Regen*) filmisch inszeniert hat – zeigt, dass die Politiken der Weltbank nicht widerstandslos hingenommen werden. Die Bewohner_innen von Cochabamba organisierten einen wochenlangen Generalstreik, der den Beginn des lateinamerikanischen *nuevo constitucionalismo* markiert, an dessen Ende mit Evo Morales zum ersten Mal ein Indigener Präsident von Bolivien wurde.

Im Folgenden verweist Lindemann auf die strategische Einbindung der Staaten des globalen Südens in die ideologischen Projekte der Stadtkonzepte: „Die für die Entwicklungshilfe der Weltbank geltenden Prinzipien *ownership* und Partizipation haben so einen legitimatorischen Effekt, indem der Anschein erweckt wird, die Staaten entschieden selbst unter Einbeziehung ihrer Bevölkerung über die Entwicklungspolitik in ihrem Land, obwohl dies in letzter Konsequenz überhaupt nicht gewollt ist“ (103). Ökonomische Herrschaftsverhältnisse, die sich in asymmetrischen Verhandlungssituationen zwischen der Weltbank und den Staaten ausdrücken, werden unter dem Deckmantel angeblich demokratischer Prozesse entpolitisiert. Zugleich zeigt sich, dass die „Programmelemente für Kritik immunisiert“ (113) werden, schließlich können internationale Organisationen auf die Zustimmung der Staaten verweisen und sich der Verantwortung entziehen. Lindemann gesteht den internationalen Stadtkonzepten durchaus zu, dass deren Autor_innen

womöglich tatsächlich eine demokratische Stärkung und die Verminderung von Armut im Blick hatten. Jedoch führten die Stadtkonzepte in der Praxis eher zur „Stärkung privater Akteure am Markt gegenüber dem Staat“ (125). Über die Analyse von Lindemann hinaus könnte man die Zunahme privatwirtschaftlicher Macht durch die Stadtkonzepte als nicht-intendierte Effekte beschreiben. Die Verselbstständigung der Programme von Weltbank und UN-Habitat gegenüber den Intentionen der Autor_innen basiert auf der strukturellen Ausblendung von ökonomischen Herrschaftsverhältnissen.

Fraglich ist, warum Staaten die internationalen Stadtkonzepte überhaupt implementieren. Lindemann untersucht, ob die Stadtprogramme Teil eines neuen internationalen Kommunalrechts sind. Sie erläutert zunächst die verschiedenen Rechtsquellen des Völkerrechts (131 ff.), angefangen bei völkerrechtlichen Verträgen nach Art. 38 Abs. 1 lit. a IGH-Statut über das Völkergewohnheitsrecht bis zum *soft law*. Das völkerrechtliche *soft law* basiert auf „normativen Verhaltensanforderungen“ zwischen Völkerrechtssubjekten, deren Nichteinhalten mit keiner völkerrechtlichen Sanktion geahndet werden kann. Die Stadtkonzepte des UN-Habitats werden von Lindemann als *soft law* deklariert. Sie würden kritiklos übernommen, enthielten aber keine verbindliche Setzung von Recht. Es handele sich hierbei eher um Empfehlungen (159). Ebenso seien die Konzepte der Weltbank nicht verbindlich. Bei diesen bestehe aber eine andere Form des Zwangsmechanismus, da die „Vergabe von Entwicklungshilfe an die Verwirklichung der Konzepte und Strategien geknüpft“ sei (166). Faktisch müssen die Staaten die Stadtkonzepte implementieren, um an erforderliche Finanzquellen zu gelangen.

Zuletzt wendet sich Lindemann anhand von Fallbeispielen einer Kritik der Entscheidungen internationaler Investitionsschutzgerichte zu, deren Bedeutung durch die Verhandlungen über die Freihandelsabkommen TTIP und CETA an Relevanz gewonnen haben. Für die Stadtkonzepte sind die Schiedsgerichtssprüche dann relevant, wenn „kommunales Handeln (zum Beispiel die Versagung einer Erlaubnis) Entschädigungspflichten auslöst, wenn klassische kommunale Gegenstände wie die Planungshoheit betroffen sind, oder wenn die staatliche Rücksichtnahme auf kommunale Interessen dem Investor Beschränkungen auferlegt“ (6). Eine Besonderheit des internationalen Investitionsschutzrechts ist es, dass Schiedssprüche von den Vertragsstaaten des International Centre for Settlement of Investment Disputes (ICSID) nach Art. 54 ICSID „innerstaatlich gleichermaßen wie letztinstanzliche staatliche Entscheidungen“ vollstreckt werden müssen. Dabei weisen die Schiedsgerichte eine spezifische Problematik auf. Aufgrund ihrer Genese und dogmatischen Ausrichtung verfolgen die Schiedssprüche einen „hohen Schutzstandard für das Eigentum ausländischer Investoren“, nehmen aber auf „staatliche Interessen kaum Rücksicht“ (208). Lindemann schlussfolgert deshalb, dass sich in den internationalen Rechtsbeziehungen eine problematische Vorrangstellung der eigentumsrechtlichen Freiheiten gegenüber sozialen, politischen und ökologischen Interessen etabliert habe. Indem das Investitionsschutzrecht die juristischen Interessen von privaten Unternehmen privilegiert, ist die Bevölkerung der betroffenen Staaten im Schiedsgerichtswesen strukturell schlechter gestellt.

Lindemanns Studie bietet eine profunde rechtswissenschaftliche Perspektive auf die Programmatik internationaler Stadtkonzepte. Ein großer

Vorteil der Arbeit besteht in ihrer gegenüber anderen rechtswissenschaftlichen Studien vergleichsweise zugänglichen Sprache. Dieser Aspekt ist kaum zu unterschätzen, steht die juristische Ausdrucksweise doch oft einem interdisziplinären Austausch mit den Sozialwissenschaften entgegen. Ihre Ausführungen sind deshalb für die kritische Stadtforschung von einem herausgehobenen Interesse.

Ein Problem der Arbeit liegt in dem mitunter unklaren Maßstab von Lindemanns Kritik. Die Autorin kritisiert die stetige Verlagerung von Kompetenzen aus dem öffentlichen in den privaten Bereich. Doch würden heutige Staaten gänzlich andere Politiken als private Akteure verfolgen? Alex Demirović weist darauf hin, dass es zu den „beharrlichen Missverständnissen neoliberalismuskritischer Analysen [gehört], anzunehmen, dass der Staat durch Deregulierung und Privatisierung immer weiter abgebaut wird und alle Verhältnisse von der Logik der ‚Verbetriebswirtschaftlichung‘ durchdrungen werden“ (2010: 24). Vielmehr ist der Staat selbst ein Akteur der Privatisierungspolitik und verfolgt spezifische Interessen bei der Auslagerung von Kompetenzen an private Unternehmen. Ist diese Erkenntnis in neoliberalismuskritischen Studien der Soziologie oder Stadtgeografie *common sense*, existiert in der Rechtswissenschaft mitunter eine starke Staatsgläubigkeit und ein Vertrauen in den Rechtsstaat. In anderen Bereichen – wie zum Beispiel der staatlichen Überwachung – gewinnt der Staat sogar zunehmend an Kompetenzen. Eine einfache Revision der internationalen Stadtkonzepte und eine Stärkung des Staates sind wenig vielversprechend, um progressive Strategien der Stadtentwicklung einzulösen. Der Staat ist der Ausdruck spezifischer gesellschaftlicher Kräfteverhältnisse und für die Stabilisierung ökonomischer Herrschaft zuständig. Dieser blinde Fleck der Arbeit ist Lindemann insgesamt jedoch nicht anzulasten. Ihre Analyseperspektive ist differenziert genug aufgestellt, um kein allzu emphatisches Staatsverständnis zu proklamieren. Dass ihre ideologiekritische Perspektive auf Stadtprogramme überhaupt Geltung in der Rechtswissenschaft erhält, ist ungewöhnlich genug. Ihre Arbeit zeigt, wie relevant die Verbindung von kritischer Stadtforschung und Rechtswissenschaft ist, um den juristischen Verblendungszusammenhang internationaler Stadtkonzepte zu dechiffrieren.

Autor_innen

Maximilian Pichl ist Promovend und arbeitet schwerpunktmäßig zu kritischer Rechtstheorie, Polizeirecht und Migrationsrecht.
maxp@proasyl.de

Literatur

Demirović, Alex (2010): „Politik und Wirtschaft kann man nicht trennen“. Zur Aktualität eines Gemeinplatzes. In: Elmar Altvater / Hans-Jürgen Bieling / Alex Demirović / Heiner Flassbeck / Werner Goldschmidt / Mehrdad Payandeh / Stefanie Wöhl (Hg.): Die Rückkehr des Staates? Nach der Finanzkrise. Hamburg: VSA.

Eagleton, Terry (2000): Ideologie. Eine Einführung. Stuttgart/Weimar: J. B. Metzler Verlag.
Marks, Susan (2000): The Riddle of All Constitutions. International Law, Democracy and the Critique of Ideology. Oxford University Press.



Die informelle Ökonomie des Pfandsammelns

Rezension zu Sebastian J. Moser (2014): *Pfandsammler*. Hamburg: Hamburger Edition.

Christian Haid

Pfandsammler_innen gehören seit Längerem zum alltäglichen Bild in Deutschlands Städten. Insbesondere seit der Einführung des Pflichtpfandes auf Einweggetränkeverpackungen im Jahr 2003 und dessen Novelle 2006 formierte sich eine informelle Ökonomie des Pfandsammelns, die allerdings nur eine geringfügige Aufbesserung des Lebensunterhalts der sammelnden Personen leisten kann. Jede eingesammelte Dose oder Flasche bringt den Sammler_innen zwischen 8 und 25 Cent. Im medialen Diskurs gilt das Pfandsammeln als Sinnbild für die sich verschlechternden sozialen Verhältnisse. Diese Praktik, so erklärt Sebastian J. Moser im Vorwort zu seinem Buch *Pfandsammler: Erkundungen einer urbanen Sozialfigur*, wurde zu einem Symbol für Armut in der deutschen Gesellschaft, das es eingängiger zu betrachten gilt.

Basierend auf seiner Dissertation an der Universität Freiburg legt Moser mit seinem Buch eine erste umfassende soziologische Studie zur Sozialfigur der Pfandsammler_innen vor. Zur Skizzierung dieser Figur lehnt er sich an die Tradition der frühen Chicago School und auch Autoren wie Walter Benjamin oder Siegfried Kracauer an und inszeniert sich selbst als flanierenden Soziologen, der auf seinen Spaziergängen durch deutsche Städte Pfandsammler_innen auf- und ihnen nachspürt. Dabei geht Moser den Motivationen für ihre Tätigkeit nach, „die über die reine Bedürftigkeit hinausgehen“ (Moser 2014: 14) und untersucht die Frage: „Wie ist es möglich, dass Menschen eine Handlung als für sich angemessen ansehen, durch die sie in die soziale Nähe einer gesellschaftlich stigmatisierten Gruppe wie den Obdachlosen gestellt werden? Welche Mechanismen zeichnen dafür verantwortlich, dass trotz potenzieller Stigmatisierung dennoch Pfandflaschen gesammelt werden?“ (ebd.)

Der erste Teil des Buches nähert sich dem Sammeln von Pfandgut über eine phänomenologische Analyse, welcher Beobachtungen und verdeckt geführte Interviews zugrunde liegen. Die Praktik des Pfandsammelns wird dabei analytisch in (Ein-) Sammeln, Zwischenlagern und Wegbringen unterteilt und das Alltagsleben der Sammler_innen beschrieben. Moser unterscheidet zwischen sogenannten Routen- und Veranstaltungssammler_innen

Abb. 1 Titel des Buches



und weist auf zusätzliche Formen der Spezialisierung auf verschiedene Orte und bestimmte Pfandtypen hin. Neben einer Geschichte des Pfandes und der Janusköpfigkeit des Pfandgesetzes analysiert Moser das Sammeln auf allgemeiner Ebene. In der Unterscheidung zwischen Sammeln und Einsammeln stellt Ersteres eine Tätigkeit zum Selbstzweck dar und erst Letzteres ist der Arbeit zuzuordnen. Die Tätigkeit des Pfandsammelns, so Moser, ist als „Lösung für Krisen prädestiniert, die sich aus einer als zu stark empfundenen Schließung der Zukunftsoffenheit ergeben und weniger zur Herstellung einer existenzsichernden Basis“ (Moser 2014: 83). Neben der Erweiterung des individuellen finanziellen Handlungsspielraumes erwähnen viele der interviewten Sammler_innen auch die vorhandene Freizeit, die durch das Sammeln gefüllt werden kann, was auch eine wesentliche soziale Motivation dafür darstellt. Pfandsammeln für eine rein finanzielle Existenzsicherung findet eingeschränkt statt. Eher, so argumentiert Moser, handelt es sich um eine Tätigkeit, die sich auf die soziale Existenz bezieht. Ähnlich wie Erwerbsarbeit rettet sie aus der Einsamkeit und befriedigt den Wunsch nach einem strukturierten Alltag. Die Gruppe der Flaschensammler_innen wird bei Moser wider allgemeiner Erwartungen als sozial heterogen dargestellt: Angestellte, Arbeiter_innen, Arbeitslose, Obdachlose und Rentner_innen. Was diese Gruppe jedoch zu einer Gruppe macht, sei – neben Ihrer Tätigkeit – die soziale Vereinsamung.

Im zweiten Teil, der sich mit der Frage „Ökonomische Wohltat oder: Wohltätige Ökonomie?“ beschäftigt, wird das Verhältnis der Sammler_innen zu ihren „Geber_innen“ analysiert, welches der Autor zuerst einer gabentheoretischen Interpretation unterzieht. Dieses Verhältnis entzieht sich dem Reziprozitätsprinzip anderer sozialer Beziehungen, weshalb das Sammeln auch als informelle Dienstbotenarbeit skizziert und eingeordnet wird. Durch diese Linse werden die ungleich verteilten Machtverhältnisse zwischen den zu Dankbarkeit verurteilten Sammlern_innen und den „wohltätigen“ Geber_innen detailliert herausgearbeitet. In der Analyse unterschiedlicher Organisations- beziehungsweise Professionalisierungsgrade widmet Moser der Internetplattform *pfandgeben.de* ein Kapitel. Die Internetplattform dient dem Autor als Beispiel der Institutionalisierung des Pfandsammelns, da sie gegründet wurde, um die Arbeit für Flaschensammler_innen zu erleichtern und profitabler zu machen. Das Herumwühlen in Mülleimern, das einen wesentlichen Beitrag zur Stigmatisierung der Praktik leistet, entfällt dabei und wohltätige Spender_innen können Pfandgut ganz ohne Aufwand loswerden.

Ein weiteres zentrales Kapitel stellt das Pfandsammeln in den Kontext neoliberaler Stadtpolitik, die Randgruppen zunehmend aus den Innenstädten und den von Tourismus geprägten Bereichen der Stadt zu verdrängen versucht. Verstärkte Kontrollen, Verordnungen, städtebauliche und architektonische Maßnahmen erschweren dabei auch die Tätigkeit der Pfandsammler_innen und ziehen damit auch deren Verdrängung nach sich: So verhindern zum Beispiel neue Mülleimer diese Tätigkeit, da sie oft so konstruiert sind, dass das Hineingreifen und Entnehmen von Pfandgut unmöglich ist. Zudem unterbinden Verordnungen wie beispielsweise jene der Städte Köln und Stuttgart sowie die Hausordnung der Deutschen Bahn grundsätzlich das Durchsuchen von Abfallbehältern und öffentlich aufgestellten Wertstoffcontainern. Verbote von Glasflaschen und Getränkedosen bei

Großveranstaltungen unter dem Vorwand von Sicherheitsaspekten wirken sich ebenfalls negativ auf die Tätigkeit des Pfandsammelns aus. Viele der Sammler_innen sind auf die Toleranz von Ordnungspersonal angewiesen.

Im Abschlusskapitel diskutiert Moser die Grenzen sozialer Anerkennung, indem er alltägliche Beleidigungen sowie Situationen der Geringschätzung, die auch über Videos im Internet öffentlich verbreitet werden, aufzeigt. Somit erfahren Pfandsammler_innen nicht nur eine Diskriminierung von oben sondern auch von unten. Zusätzlich zu diesen Ausführungen sind drei Exkurse in den zweiten Teil eingeflochten, die Pfandsammler_innen den historischen Sozialfiguren der Ährensammler, Lumpensammler und Raffholzsammler gegenüberstellen.

Sowohl auf empirischer wie auch theoretischer Ebene betrachtet Moser die Praxis des Pfandsammelns in vielschichtiger Art und Weise und spannt so ein breites soziales Feld auf, in dem und durch das sich diese Sozialfigur bewegt. Konzeptionell zieht der Autor Referenzen zu Theorien der Anerkennung und der Diskriminierung, zu gabentheoretischen Ansätzen, der Frankfurter Schule und Adornos Ansatz von Wohltätigkeit, Agambens Ausnahmezustand, Urbaner Informalität, neoliberalen Urbanismus und historischen Texten wie Karl Marx' Raffholzsammler oder Walter Benjamins Lumpensammler. Einerseits ist ein solch breites Spektrum durchaus hilfreich, die Komplexität sozialer Praktiken zu verstehen, andererseits jedoch bleibt uns Moser durch die mangelnde Tiefe seiner konzeptionellen Erläuterungen eine eindeutig formulierte Forschungsfrage schuldig. So faszinierend und anschaulich einige der thematischen Randbemerkungen, theoretischen Ansätze und Exkurse auch sein mögen, so sehr lenken diese auch von der Frage nach der Alltagswelt der Sammler_innen ab, die zumindest im ersten Teil des Buches zentral zu sein scheint, aber wenig tiefer gehend analysiert wird. Im zweiten Teil, der den strukturellen Kontext, in welchem die Pfandsammler_innen agieren, untersucht, verlieren wir nicht nur auf empirischer sondern auch auf theoretischer Ebene den Zusammenhang zur Alltagswelt der Sozialfigur, die im ersten Teil beschrieben wird – zu vielfältig sind die theoretischen Interpretationsansätze.

Ein Thema, das sich durch die gesamte Arbeit zieht, jedoch konzeptionell unbearbeitet bleibt, ist der informelle Charakter des Pfandsammelns, auf den Moser an mehreren Stellen verweist. Der in den letzten Jahren in der Stadtforschung verstärkt behandelte Informalitätsdiskurs (z. B. McFarlane/Waibel 2012, Roy/AlSayyad 2004, Varley 2013) hätte durchaus als eine konzeptionell vertiefende Bereicherung für die Erforschung des Alltagslebens der Pfandsammler_innen und des strukturellen Kontexts der Praktik dienen können. Moser streift diesen Diskurs jedoch nur am Rande und bezieht sich ausschließlich auf europäische Literatur und nicht auf konzeptionell weiter vorgeschrittene Debatten aus dem Globalen Süden.

Das am stärksten (empirisch) untermauerte Argument Mosers relativiert die allgemeine Annahme, dass Menschen aus ökonomischer Motivation Pfand sammeln, um dadurch aus der Armut auszubrechen oder zumindest ihr Einkommen aufbessern zu können. Vielmehr, und laut seiner Interviewpartner weit bedeutender, ist es ein sozialer Beweggrund, nämlich durch das Sammeln der Einsamkeit zu entfliehen. Für eine zunehmende Anzahl von (Stadt-) Bewohner_innen stellt allerdings die Erwerbstätigkeit in informellen

Ökonomien eine Notwendigkeit dar, da sie zum formellen Arbeitsmarkt aus unterschiedlichen Gründen keinen Zugang haben oder dieser zu wenig einbringt und sie einer zusätzlichen Arbeit nachgehen müssen (vgl. Portes et al. 1989, AlSayyad 2004). Dieser Beweggrund, bei dem Menschen im Pfandsammeln die einzige ihnen zur Verfügung stehende Möglichkeit und ökonomisches Potenzial sehen, bleibt bei Moser jedoch untererforscht. Mitunter mag dies auch an der limitierten empirischen Basis liegen, die seinem Buch zu Grunde liegt.

Auch methodologisch ist Mosers Herangehensweise bruchstückhaft und in einigen Belangen durchaus problematisch. Die Studie basiert auf Beobachtungsprotokollen und Gesprächen mit Pfandsammler_innen, denen er mehr oder weniger zufällig beim Flanieren durch mehrere deutsche Städte begegnet. Insgesamt wurden 14 Gespräche mit verstecktem Mikrofon aufgezeichnet, von denen acht ausgesucht und transkribiert wurden. Daraus kommen allerdings nur sechs der Pfandsammler_innen in seinem Text zu Wort. Der Autor induziert einen ethnographischen Zugang, liefert jedoch keinen plausiblen, methodologisch nachvollziehbaren Ansatz. Die Auswahl der Gesprächspartner_innen wirkt eher zufällig und weist eine unzulängliche Varianz auf, was als Mangel der zu wenig stringenten Methodik zu werten ist. Zum Beispiel sind fünf der sechs zitierten Gesprächspartner_innen männlich. Des Weiteren lässt sich auch vermuten, dass die im Text zitierten Gesprächspartner_innen aufgrund der Namen allesamt deutsche Staatsbürger_innen sind. So werden für eine Studie zur Erforschung einer urbanen Sozialfigur wesentliche Kategorien wie Gender und Migration in der Diskussion völlig ausgelassen. Seine selektive Auswahl der Gesprächspartner_innen wird zudem in folgender Aussage klar: „Einige, so muss eingestanden werden, sprach ich ganz bewusst nicht an, weil sie mir schlicht und ergreifend aufgrund ihres Auftretens Angst machten; manchmal reichten schon mürrische Gesichtsausdrücke, um die Person nicht anzusprechen.“ (Moser 2014: 24). Die Adäquatheit des Samples, das als Grundlage der Repräsentation des Alltagslebens der Sammler_innen angenommen wird, ist aufgrund dieser Beispiele äußerst Streitbar.

Forschungsethisch zweifelhaft bleibt zudem auch die Aufzeichnung und Auswertung der Gespräche – mit einer Dauer von 42 bis 150 Minuten – bei denen die Gesprächspartner_innen weder über die Tatsache eines laufenden Mikrofons noch über Zweck und Zusammenhang der Studie aufgeklärt wurden. Mosers Hintergrund als Sozialforscher bleibt somit für sie unbekannt. Des Weiteren bleibt auch Mosers Positionalität als weißer und der Mittelklasse angehörender Mann unterreflektiert.

Einigen Abschnitten des Textes haftet eine Romantisierung der Pfandsammler_innen an, insbesondere durch deren Konstruktion als Sozialfigur; ein Eindruck der zudem noch durch die historischen Exkurse, die in den Text eingearbeitet sind, verstärkt wird. Moser versucht zwar, teilweise berechtigt, Mythen, welche die öffentliche Debatte um die Pfandsammler_innen prägen, aufzudecken, läuft dabei aber auch Gefahr, deren herausfordernde Alltagswelt zu bagatellisieren. Zum Beispiel verneint er Konflikte, die unter den Sammler_innen herrschen – wie etwa solche um bestimmte Sammelreviere – und verharmlost diese als mediale Übertreibung (Moser 2014: 240). Mit verstärkter Professionalisierung der Sammler_innen nehmen aber genau

diese Konflikte und das Konkurrenzdenken innerhalb der Gruppe zu, wie meine eigene Forschung aufzeigt.[1]

Die Romantisierung des Themas zeigt sich des Weiteren in der Tatsache, dass Moser den Kontext, der zur Entstehung dieser noch sehr jungen Sozialfigur führt, in den Hintergrund rückt: zunehmende Ungleichheit und Armut, sowie prekäre Lebensumstände – alles strukturelle und wesentliche Faktoren für Menschen, die dieser Tätigkeit nachgehen – werden über weite Strecken ausgeklammert und entpolitisiert somit auch das Alltagsleben der Sammler_innen.

Als erste umfassende soziologische Auseinandersetzung mit dieser relativ jungen Sozialfigur in deutschen Städten liefert Sebastian J. Moser eine Studie, die die Praxis des Pfandsammelns aus einer Vielzahl unterschiedlicher Perspektiven beleuchtet. Statt das Phänomen als reines Symbol von Armut anzusehen, zeigt Moser die komplexe Alltagswelt und die strukturellen Einschränkungen auf, die der Praxis innewohnen. Die Argumentation des Autors ist allerdings streckenweise diffus und teilweise spekulativ, insbesondere da er auf einen methodisch nicht ausgereiften Datensatz zurückgreift, der zudem forschungsethisch problematisch und wenig repräsentativ für die heterogene Gruppe der Sammler_innen ist. Insgesamt allerdings liegt die Stärke des Textes für dieses noch wenig erforschte Feld im Aufwerfen von Fragen und Anschneiden von Themen, die es noch weiter zu erforschen gilt – und zwar insbesondere des reziproken Zusammenhangs des Alltagslebens der Sammler_innen mit dem (neoliberalen) ordnenden Staat und der damit verbundenen Machtverteilung. Damit könnte man dem Vorwurf der Entpolitisierung des Themas entgegenwirken.

Endnoten

- [1] Meine Dissertation mit dem Titel „City Life in Limbo: (In)stabilites and Conflicts in Informal Practices in Berlin“ beschäftigt sich mit informellen Praktiken (unter anderem jener des Pfandsammelns) in drei Parks in Berlin: Preußenpark (aka Thaipark), Görlitzer Park und Mauerpark.

Autor_innen

Christian Haid ist Stadtsoziologe und Architekt. Seine Arbeitsschwerpunkte sind urbane Informalität, Diversität und öffentlicher Raum.
christian.haid@metropolitanstudies.de

Literatur

- AlSayyad, Nezar (2004): Urban informality as a „new“ way of life. In: Ananya Roy / Nezar AlSayyad (Hg.): *Urban Informality. Transnational Perspectives from the Middle East, Latin America, and South Asia*. Lanham: Lexington Books, 7-30
- McFarlane, Colin / Waibel, Michael (Hg.) (2012): *Urban Informalities. Reflections on the Formal and Informal*. Surrey: Ashgate.
- Moser, Sebastian. J. (2014): *Pfandsammler. Erkundungen einer urbanen Sozialfigur*. Hamburg: Hamburger Edition.

Portes, Alejandro / Castells, Manuel / Benton, Lauren A. (Hg.) (1989): *The informal economy. Studies in Advanced and Less Developed Countries*. Baltimore: The Johns Hopkins University Press.

Varley, Ann (2013): *Postcolonialising informality? Environment and Planning D: Society and Space*, 31(1), 4-22.

Roy, Ananya / AlSayyad, Nezar (Hg.) (2004): *Urban Informality. Transnational Perspectives from the Middle East, Latin America, and South Asia*. Lanham: Lexington Books.

